



GRAF LEO
TOLSTOJ

AUSGEWÄHLTE
ERZÄHLUNGEN

III



Deutsch
von
Aug. Scholz

GRAF LEO
TOLSTOJ



Paul Oestergaard & Co. b.H. Verlags-Anstalt, Berlin, W.

Graf Leo Tolstoj

Ausgewählte Erzählungen

Deutsch von August Scholz

III.

Auferstehung

Roman

(Zweiter Teil)

Im Schneesturm — König Assarhaddon
Drei Fragen

BERLIN W. 57
PAUL OESTERGAARD
G. m. b. H.

Auferstehung

Roman in drei Büchern

(Zweiter Teil)



Auferstehung

Zweiter Teil

14.

In Petersburg hatte Nechljudow vier Angelegenheiten zu erledigen: zunächst beim Senat das Kassationsgesuch der Maslowa, dann bei der Bittschriftenkommission die Sache der Fedoßja Birjukowa, weiterhin in der Gendarmerieverwaltung die Freilassung der Schustowa, um deren Betreibung ihn Wjera Bogoduchowskaja ersucht hatte, und endlich die Herbeiführung einer Zusammenkunft zwischen einer Mutter und ihrem in der Festung internierten Sohne, um die ihn gleichfalls die Bogoduchowskaja durch einen ihm übersandten Zettel gebeten hatte.

Seit er zum letztenmal bei Maslennikow gewesen, noch mehr aber seit dem Besuche auf seinen Besitzungen fühlte Nechljudow in seinem ganzen Wesen einen ausgesprochenen Abscheu gegen den Kreis von Menschen, in dem er bisher gelebt hatte. Diesem Kreise wurden nach seiner Meinung all die Leiden, welche die große Masse der Millionen zu tragen hat, damit eine kleine Schar in Genuß und Wohlbehagen sorglos dahinlebe, geflissentlich ver-

borgen — so geflissentlich und sorgfältig, daß die Angehörigen dieses Kreises die Leiden der Millionen und die Ruchlosigkeit ihres eigenen Lebens nicht zu sehen vermochten. Nechljudow konnte mit den Leuten dieses Kreises nicht mehr unbefangen und ohne Selbstvorwurf verkehren. Und doch wies ihn die Gewöhnung, wiesen ihn seine verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen auf diesen Kreis hin, und vor allem bedurfte er, um für seine Schützlinge, die Maslowa und all die andern, denen er beistehen wollte, ein günstiges Resultat zu erzielen, der Beihilfe und Gefälligkeit von Leuten dieses Kreises, die nicht nur seine Achtung nicht besaßen, sondern sogar häufig seinen Unwillen und seine Geringschätzung herausforderten.

In Petersburg angelangt, nahm Nechljudow bei seiner Tante von mütterlicher Seite, der Gräfin Tscharskaja, der Frau eines ehemaligen Ministers, Wohnung und befand sich damit sogleich mitten in jener aristokratischen Gesellschaft, die ihm so fremd geworden war. Das war ihm unangenehm, doch konnte er nicht anders handeln. Er hätte die Tante beleidigt, wenn er in einem Gasthose abgestiegen wäre. Überdies hatte diese Tante große Verbindungen und konnte ihm in all den Angelegenheiten, die er in Petersburg zu betreiben gedachte, im höchsten Maße nützlich sein.

„Sag' mal, was höre ich da von dir? Ganz wunderliche Geschichten!“ sprach die Gräfin Katerina Iwanowna zu ihm, als er nach seiner Ankunft mit ihr beim Kaffee saß. „Du bist ja der reine Lord Howard geworden, nimmst dich der Verbrecher

an, besuchst sie im Gefängnis, arbeitest an ihrer Besserung . . .“

„Nicht doch, ma tante, ich denke nicht daran.“

„Warum denn nicht? Das ist doch sehr lobenswert. Es soll aber irgendeine romantische Geschichte dahinterstecken — nun, erzähl' mal!“

Nechljudow erzählte ihr von seinen Beziehungen zur Maslowa — ganz so, wie alles gewesen.

„Ich weiß, die arme Hélène hat mir etwas erzählt — damals, als du bei den alten Damen wohntest. Sie wollten dich ja wohl mit ihrer Pflgetochter verheiraten?“ — Die Gräfin Katerina hatte Nechljudows Tanten väterlicherseits immer verachtet. „Die also ist es? Ist sie noch hübsch?“

Katerina Iwanowna war eine sechzigjährige, gesunde, muntere, energische und redselige Frau. Sie war von großer Figur und sehr voll, auf ihrer Oberlippe bemerkte man den leichten Anflug eines schwarzen Schnurrbarts. Nechljudow liebte sie und ließ sich schon seit seiner Kindheit gern von ihrer Energie und Munterkeit mit fortreißen.

„Nein, ma tante, das ist alles zu Ende. Ich möchte ihr nur helfen, weil sie unschuldig verurteilt ist, und zwar durch meine Schuld, wie ich überhaupt an ihrem ganzen Schicksal schuld bin. Ich fühle mich verpflichtet, alles, was in meiner Macht liegt, für sie zu tun.“

„Aber man hat mir doch erzählt, du wollest sie heiraten?“

„Ja, ich wollte es wohl, aber sie will nicht.“

Katerina Iwanowna schob die Stirn vor und sah den Neffen ganz verwundert an, ohne ein Wort

zu sagen. Plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, und ein zufriedener Ausdruck erschien darauf.

„Nun, sie ist vernünftiger als du. Ach, was für ein Narr bist du doch! Und du würdest sie wirklich heiraten?“

„Unbedingt.“

„Trotz ihrer Vergangenheit?“

„Erst recht. Ich bin doch an allem schuld.“

„Nein, du bist einfach ein komischer Kauz,“ sagte die Tante, mit Mühe ein Lächeln unterdrückend. „Ein furchtbar komischer Kauz, aber eben darum hab' ich dich so gern, weil du ein solcher Kauz bist,“ wiederholte sie, offenbar ganz verliebt in dieses Wort, das nach ihrer Meinung den intellektuellen und sittlichen Zustand ihres Neffen treffend bezeichnete. „Du kommst mit der Sache zu gelegener Zeit, siehst du — Aline hat nämlich ein wunderbares Asyl für solche Magdalenen gestiftet. Ich bin einmal dagewesen. Ganz widerwärtige Personen sind es, ich habe mich gleich darauf gewaschen. Aber Aline ist mit Leib und Seele dabei. Wir wollen auch die Deinige dahin schicken, was? Wenn ein Mensch sie bessern kann, dann ist es Aline.“

„Aber sie ist ja zu Zwangsarbeit verurteilt, ich bin hierher gekommen, um die Kassation des Urteils zu betreiben. Das ist mein erstes Anliegen an Sie!“

„Ach so! Wo ist denn die Sache anhängig?“

„Beim Senat.“

„Beim Senat? Aber mein lieber Vetter Leo ist ja im Senat, er sitzt allerdings in der Abteilung für Heraldik. Von den sonstigen Senatsmitgliedern kenne ich niemand. Das sind alles Gott weiß was

für Leute — entweder Deutsche: Geh, Feh, Deh, das ganze Alphabet herunter, oder es sind allerhand Iwanows, Semjonows, Nikitins, oder der Abwechslung wegen ein Iwanenko, Simonenko, Nikitenko, lauter Leute aus einer andern Welt. Na, aber ich will es doch meinem Manne sagen, er kennt alle möglichen Leute. Ja, ich will es ihm sagen — aber du mußt es ihm auseinandersetzen, denn mich versteht er nie. Was ich ihm auch sagen mag, immer entgegnet er mir, er ‚verstehe nichts‘. Das ist nun einmal seine Parole. Alle verstehen mich, nur er nicht.“

In diesem Augenblick brachte ein Lakai in Wadenstrümpfen einen Brief auf einem silbernen Präsentierteller.

„Sieh da — von Aline! Welcher Zufall! Da wirst du auch gleich den Kiesewetter hören.“

„Kiesewetter? Wer ist das?“

„Kiesewetter? Komm nur heute abend, dann wirst du erfahren, wer Kiesewetter ist. Der Mann spricht in einer Weise, daß die verstocktesten Verbrecher weinend in die Knie sinken und Buße tun.“

Die Gräfin Katerina Iwanowna war, wie sonderbar das auch scheinen mochte, und wie wenig es zu ihrem Charakter paßte, eine begeisterte Anhängerin jener Lehre, die den Kern den Christentums in dem Glauben an die Erlösung erblickt. Sie besuchte die Versammlungen, in denen diese damals in Mode stehende Lehre gepredigt wurde, und versammelte gelegentlich auch die Gläubigen bei sich. Obschon nun nach dieser Lehre nicht nur alle Zeremonien und Heiligenbilder, sondern auch alle Sakramente zu

verworfen sind, hingen bei der Gräfin Katerina Iwanowna doch in allen Zimmern und selbst über ihrem Bett Heiligenbilder, und sie erfüllte alle Forderungen der Kirche, ohne darin einen Widerspruch zu sehen.

„Den müßte deine Magdalena einmal hören — sie würde sofort bekehrt werden!“ sagte die Gräfin. „Bleib unbedingt heute abend zu Hause, du wirst ihn hören. Ein ganz wunderbarer Mensch!“

„Die Sache interessiert mich nicht, ma tante.“

„Und ich sage dir, es ist wirklich interessant! Komm auf alle Fälle. Nun sag' mir, was du sonst noch auf dem Herzen hast. Kram' deinen Sack aus!“

„Es ist da noch eine Sache in der Festung.“

„In der Festung? Nun, da kann ich dir eine Empfehlung an Baron Kriegsmut geben. Ein sehr braver Mensch. Aber du kennst ihn ja: er ist ein Regimentskamerad deines verstorbenen Vaters. Er macht in Spiritismus, aber das tut nichts, er ist sonst ein sehr guter Kerl. Was willst du denn dort?“

„Ich möchte ihn bitten, daß er einer Mutter, deren Sohn dort sitzt, eine Zusammenkunft mit diesem letzteren gestatten möchte. Man sagte mir jedoch, daß nicht Kriegsmut, sondern Tschewjanski darüber zu bestimmen habe.“

„Tschewjanski kann ich nicht leiden — aber er ist doch der Mann von Mariette! Vielleicht wendest du dich an diese, sie wird es um meinetwillen tun. Sie ist eine sehr nette Frau.“

„Dann ist da noch eine Frauensperson, die seit mehreren Monaten verhaftet ist, ohne daß irgendjemand weiß, weshalb.“

„Nun, sie selbst wird schon wissen, weshalb sie sitzt, sie wissen das immer ganz genau. Und es geschieht ihnen schon recht, diesen Kurzgeschorenen.“

„Ich weiß nicht, ob ihnen recht geschieht. Aber sie leiden. Sie sind doch eine Christin, ma tante, und glauben an das Evangelium — und Sie können so hart sein . . .“

„Das macht nichts, das hat damit gar nichts zu tun. Das Evangelium bleibt Evangelium, und was widerwärtig ist, bleibt widerwärtig. Es wäre viel schlimmer, wenn ich mich verstellte und so täte, als ob ich die Nihilisten — und namentlich diese kurzgeschorenen Nihilistinnen — liebte, während ich sie doch nicht leiden kann.“

„Warum können Sie sie nicht leiden?“

„Weil sie die Nase in Sachen hineinstecken, die sie nichts angehen. Die Politik ist kein Geschäft für Frauen.“

„Nun, aber Mariette macht doch auch ein wenig in Politik — das finden Sie in Ordnung?“ sagte Nechljudow.

„Mariette? Mariette ist Mariette. Und diese andern sind Gott weiß wer: irgendeine Chaltjupkina will sich hinstellen und die Leute belehren!“

„Durchaus nicht — sie wollen einfach dem Volke helfen.“

„Man weiß auch ohne sie, wem zu helfen ist, und wem nicht.“

„Aber das Volk steckt doch bis an den Hals im Elend! Ich komme soeben vom Dorfe. Muß es denn unbedingt sein, daß der Bauer bis zur Erschöp-

fung seiner Kräfte arbeitet und sich dabei nicht satt ißt, während wir in erschreckendem Luxus leben?“ sagte Nechljudow, den die Gutmütigkeit der Tante dazu verführte, alles auszusprechen, was er dachte.

„Ja — willst du vielleicht, daß ich arbeite und nichts essen soll?“

„Nein — daß Sie nichts essen sollen, will ich nicht,“ versetzte Nechljudow unwillkürlich lächelnd — „wohl aber will ich, daß wir alle arbeiten und uns alle satt essen sollen.“

Die Tante senkte wieder die Stirn und sah ihn, die Augen fest auf ihn richtend, mit forschendem Ausdruck an.

„Du wirst noch schlimm enden, mein Lieber,“ sagte sie.

„Warum?“

In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener, breitschultriger General ins Zimmer. Es war der Gatte der Gräfin Tscharskaja, der ehemalige Minister.

„Ah, Dmitrij — willkommen!“ sagte er, ihm die frisch rasierte Wange zum Kusse reichend. „Wann bist du angelangt?“

Er küßte schweigend seine Frau auf die Stirn.

„Nein, er ist unbezahlbar,“ wandte sich die Gräfin an ihren Mann. „Er befiehlt mir, an den Fluß zu gehen und Wäsche zu spülen, und nichts als Kartoffeln zu essen. Er ist ein ganz schrecklicher Narr, aber tu trotzdem für ihn, um was er dich bittet. Ein zu komischer Kauz,“ sagte sie. „Uebrigens, hast du gehört: die Kamenskaja soll so verzweifelt

sein, daß man für ihr Leben fürchtet," wandte sie sich an ihren Gatten — „du solltest sie besuchen!"

„Ja, das ist entsetzlich," sagte der Mann.

„Nun, geht jetzt, sprecht euch aus, ich muß Briefe schreiben.“

Kaum war Nechljudow ins Nebenzimmer getreten, als sie ihm vom Salon aus zurief:

„Soll ich also an Mariette schreiben?"

„Wenn ich bitten darf, ma tante.“

„Ich schreibe nichts davon, was du betreffs der Kurzgeschorenen wünschst — das kannst du ihr auseinandersetzen, und sie wird es ihrem Manne sagen. Uebrigens, glaube nicht, daß ich böse bin. Sie sind alle ganz abscheulich, deine Schützlinge, aber ich wünsche ihnen nichts Böses. Gott mit ihnen! Nun, geh schon — heute abend aber sei unbedingt zu Hause. Du wirst den Kiewewetter hören, und wir werden beten. Wenn du nicht widerstrebst, wirst du davon seelischen Gewinn haben. Ich weiß ja — Hélène, und ihr alle, waret in diesem Punkte immer sehr zurückgeblieben. Auf Wiedersehen also!"

15.

Graf Iwan Michajlowitsch Tscharskij, der Gatte von Katerina Iwanowna, war Minister außer Diensten und ein Mann von festen Ueberzeugungen.

Die Ueberzeugungen des Grafen Iwan Michajlowitsch hatten von Jugend an darin bestanden, daß, wie es dem Vogel eigen ist, sich von Würmern

zu nähren, mit Flaum und Federn bekleidet zu sein und zu fliegen, es ganz ebenso ihm, dem Grafen, eigen sei, sich von teuren, durch teure Köche bereiteten Gerichte zu nähren, die bequemsten und teuersten Kleider zu tragen und mit den besten und raschesten Pferden zu fahren, und daß darum alles dies für ihn bereit sein müsse. Außerdem war Graf Iwan Michajlowitsch der Meinung, daß, je mehr Einkünfte verschiedenster Art er aus der Staatskasse bezog, je mehr Orden er besaß und je öfter er mit hochgestellten Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts zusammenkam und sprach, dies für ihn um so vorteilhafter sein müsse.

Alles andere war, im Vergleich mit diesen Grunddogmen, dem Grafen Iwan Michajlowitsch völlig gleichgültig und uninteressant. Alles andere konnte so oder umgekehrt sein — ihn ließ es völlig kalt. Diesem Glauben entsprechend, hatte Graf Iwan Michajlowitsch vierzig Jahre lang in Petersburg gelebt und gewirkt und im Verlauf dieser vierzig Jahre den Posten eines Ministers erklimmen.

Die hervorragendsten Fähigkeiten des Grafen Iwan Michajlowitsch, durch die er diesen Erfolg errungen, bestanden erstens darin, daß er in den Sinn amtlicher Schriftstücke und gesetzlicher Bestimmungen einzudringen vermochte und klar verständliche, wenn auch stilistisch nicht hervorragende Darlegungen auszuarbeiten und orthographisch richtig niederzuschreiben verstand; zweitens darin, daß er eine sehr repräsentable Erscheinung war und, wo es nötig war, nicht nur eine stolze, sondern sogar eine unnahbare, majestätische Haltung einzunehmen

wußte, erforderlichenfalls aber auch eine bis zur Kriecherei devote Haltung beobachten konnte; drittens darin, daß er sich an keine allgemeinen Prinzipien oder Regeln hielt, weder in sittlicher noch in politischer Beziehung, und daß er daher mit aller Welt übereinstimmen konnte, wenn er dies für notwendig hielt, ebenso gut jedoch zu aller Welt in Gegensatz trat, wenn ihm das richtiger erschien. Bei einem solchen Verhalten kam es ihm vor allem darauf an, den „Ton“ durchzuhalten und nicht in allzu krassen Widerspruch mit sich selbst zu treten; im übrigen war es ihm vollkommen gleichgültig, ob seine Handlungen an sich sittlich oder unsittlich waren, und ob sie dem russischen Reiche oder der ganzen Welt das größte Heil oder das größte Unheil brachten.

Als er Minister geworden war, waren nicht nur alle von ihm abhängigen Leute — und es gab deren sehr viele — und seine Vertrauten, sondern auch viele Abseitsstehenden sowie er selbst davon überzeugt, daß er ein sehr kluger Staatsmann sei. Als jedoch eine gewisse Zeit verstrichen war und er nichts ausgerichtet und nichts Hervorragendes geleistet hatte, und als nach dem Gesetze des Kampfes ums Dasein andere repräsentable und prinzipienlose Beamte, die ebenso gut wie er amtliche Schriftstücke zu verstehen und niederzuschreiben wußten, ihn aus seiner Stellung verdrängt hatten, als er gezwungen war, den Abschied zu nehmen — da wurde es allen klar, daß er nicht nur kein besonders kluger, sondern im Gegenteil ein sehr beschränkter und ungebildeter, wenn auch recht selbstbewußter Mensch war, der sich mit

seiner staatsmännischen Weisheit knapp bis zur Höhe der Leitartikel irgend einer konservativen Zeitung erhob. Es zeigte sich, daß er sich in nichts von jenen andern ungebildeten und selbstbewußten Beamten unterschied, die ihn aus seiner Stellung herausgedrängt hatten, und er begriff das auch selbst, ließ sich jedoch dadurch durchaus nicht in seiner Ueberzeugung beirren, daß er alljährlich recht ansehnliche Summen aus der Staatskasse und dazu neue Orden zu bekommen habe.

Graf Iwan Michajlowitsch hörte Nechljudows Darlegungen an, wie er früher die Berichte seines Kanzleidirektors angehört hatte, und nachdem er sie angehört hatte, sagte er, daß er ihm zwei Karten — eine davon an den Senator Wolff vom Kassationsdepartement — mitgeben werde.

„Man spricht zwar von Wolff verschiedenes, auf alle Fälle jedoch ist er ein Mann, der durchaus ‚comme il faut‘ ist,“ sagte er. „Er ist mir verpflichtet und wird jedenfalls tun, was er kann.“

Die zweite Karte gab Graf Iwan Michajlowitsch seinem Gaste für ein sehr einflußreiches Mitglied der Bittschriftenkommission. Der Fall der Fedoßja Birjukowa, wie ihn Nechljudow erzählte, interessierte den Grafen außerordentlich. Als Nechljudow ihm sagte, er habe in dieser Angelegenheit an Ihre Majestät selbst schreiben wollen, meinte der Graf, die Geschichte der Birjukowa sei in der Tat ungemein rührend, und man könne sie wohl gelegentlich der Allerhöchsten Person erzählen. Versprechen wollte er jedoch nichts, die Bittschrift sollte erst einmal auf dem regulären Wege eingereicht werden. Und falls

sich eine günstige Gelegenheit darbot, vielleicht in dem „kleinen Komitee“, zu dem er gelegentlich hinzugezogen wurde, dann konnte er ja, so dachte er es sich, den Fall zur Sprache bringen.

Mit den beiden Karten des Grafen und dem Briefchen der Tante an Mariette ausgerüstet, machte sich Nechljudow sogleich auf den Weg.

Er begab sich zunächst zu Mariette. Er hatte sie, die aus einer armen aristokratischen Familie stammte, als halbwüchsiges junges Mädchen gekannt. Er wußte, daß sie einen Mann geheiratet hatte, der zwar eine große Karriere gemacht hatte, jedoch sonst nicht gerade im besten Rufe stand, und es war ihm, wie immer, recht peinlich und unangenehm, sich mit einer Bitte an einen Menschen wenden zu müssen, dem er seine Achtung versagen mußte. Er empfand in solchen Fällen stets einen inneren Zwiespalt, eine Unzufriedenheit mit sich selbst und eine Unentschlossenheit, ob er die Gefälligkeit des Betreffenden annehmen solle oder nicht, doch entschied er sich stets im ersteren Sinne. Er fühlte sich in einer falschen Lage, so als Bittsteller zwischen lauter Leuten, die er nicht mehr für seinesgleichen hielt, während sie ihn noch immer als ihresgleichen ansahen. Er hatte die Empfindung, daß er wieder in das altgewohnte Geleise kam und unwillkürlich auf jenen leichtfertigen, unsittlichen Ton einging, der in diesem Kreise herrschte. Schon bei Tante Katerina Iwanowna hatte er das bemerkt — heute morgen schon, als er mit ihr über die ernstesten Dinge redete, war er unversehens in diesen un-ernsten, scherzenden Ton verfallen.

Im allgemeinen machte Petersburg, wo er schon lange nicht mehr gewesen war, auf ihn den alten, in physischer Beziehung anregenden, in sittlicher Hinsicht dagegen abstumpfenden Eindruck: alles ist dort so sauber, so bequem, so gut eingerichtet, vor allem aber sind die Menschen dort so wenig anspruchsvoll, daß das Leben in dieser Stadt ganz besonders leicht erscheint.

Der stattliche, saubere, höfliche Droschkenkutscher brachte ihn, an stattlichen, sauberen, höflichen Polizisten vorüber, über das gute, sauber gesprengte Pflaster an schönen, sauberen Gebäuden vorüber nach jenem Hause, in dem Mariette wohnte.

An der Auffahrt stand ein Paar englischer Pferde mit Scheuklappen, und ein Kutscher in Livree, der ganz wie ein Engländer aussah, mit einem nur bis zur Hälfte der Wangen reichenden Backenbart, saß mit der Peitsche in der Hand in stolzer Haltung auf dem Kutschbock der Equipage.

Der in einer ungewöhnlich sauberen Livree steckende Schweizer öffnete die Tür zum Flur, wo ein Wagenlakai in einer noch saubereren, betreßten Uniform mit prächtigem, sorgfältig frisiertem Backenbart sowie ein diensttuender Ordonnanzsoldat in einer sauberen neuen Uniform stand.

„Der General empfangen nicht, und die Frau Generalin auch nicht. Sie geruhen sogleich auszufahren.“

Nechljudow nahm den Brief der Gräfin Kate-
rina Iwanowna nebst einer seiner eignen Visiten-
karten heraus, trat an den kleinen Tisch, auf dem
ein Buch zum Einschreiben für die Besucher lag,

und begann schon zu schreiben, daß er sehr bedaure, die Herrschaften nicht angetroffen zu haben, als der Lakai sich plötzlich der Treppe zuwandte, der Schweizer nach der Rampe hinaustrat und „Vorfahren!“ schrie und der Ordonnanzsoldat in Fronthaltung, die Hände an den Hosennähten, wie erstarrt dastehend, mit den Augen einer kleinen, schlanken Dame folgte, die soeben mit einer der Wichtigkeit ihrer Person nicht recht entsprechenden Fixigkeit die Treppe herabkam.

Mariette trug einen großen Hut mit einer Feder und ein schwarzes Kleid nebst schwarzem Umhang und neuen schwarzen Handschuhen; ihr Gesicht war von einem Schleier bedeckt.

Als sie Nechljudow erblickte, schlug sie den Schleier zurück, daß ihr liebliches Gesicht mit den glänzenden Augen sichtbar wurde, und blickte ihn fragend an.

„Ah, Fürst Dmitrij Iwanowitsch!“ begann sie munter mit ihrer angenehmen Stimme. „Ich würde Sie immer sofort erkennen...“

„Wie, auch meinen Namen haben Sie behalten?“

„Aber gewiß — wir waren doch sogar einmal verliebt in Sie, ich sowohl wie meine Schwester,“ begann sie auf französisch. „Aber Sie haben sich verändert. Wie schade, daß ich jetzt wegfahren muß! Uebrigens, gehen wir zurück,“ sagte sie, unentschlossen stehen bleibend.

Sie sah auf die Wanduhr.

„Nein, es geht nicht. Ich fahre zur Kamenskaja, zur Seelenmesse. Es war ein furchtbarer Schlag für sie.“

„Was für eine Kamenskaja ist das?“

„Haben Sie nicht von ihr gehört? Ihr Sohn ist im Duell gefallen, er schlug sich mit dem jungen Posen. Der einzige Sohn! Entsetzlich! Die Mutter ist wie vernichtet.“

„Ja, ich habe davon gehört.“

„Ich will schon lieber hinfahren, kommen Sie morgen, oder heute abend,“ sagte sie und ging mit leichten, raschen Schritten nach der Außentür.

„Heute abend kann ich leider nicht,“ sagte er, während er mit ihr auf die Rampe hinaustrat. „Ich habe ein Anliegen an Sie,“ sagte er und sah auf die Equipage mit den beiden Füchsen, die eben an die Rampe heranfuhr.

„Was ist's denn?“

„Hier, ein Briefchen von meiner Tante,“ sagte Nechljudow und reichte ihr das schmale Kuvert mit dem großen Monogramm. „Es wird Sie über alles informieren.“

„Ich weiß: die Gräfin Katerina Iwanowna glaubt, ich besitze in amtlichen Dingen einen Einfluß auf meinen Gatten. Sie ist im Irrtum, ich kann da gar nichts machen und will es auch nicht. Aber der Gräfin und Ihnen zu Gefallen bin ich bereit, einmal von meinem Prinzip abzugehen. Um was handelt es sich?“ sagte sie, während sie mit der kleinen, behandschuhten Hand vergeblich nach der Tasche suchte.

„Man hat ein junges Mädchen auf die Festung gebracht, das krank und in keiner Weise schuldig ist.“

„Wie heißt die Betreffende?“

„Schustowa, Lydia Schustowa. Es steht wohl in dem Briefe.“

„Nun, ich will es versuchen,“ sagte sie, stieg mit leichtem Schwung in die elegante Kalesche, deren frische Lackierung in der Sonne glänzte, und öffnete den Sonnenschirm. Der Lakai setzte sich auf den Kutschbock und gab dem Kutscher das Zeichen zum Abfahren. Der Wagen setzte sich in Bewegung, in demselben Augenblick jedoch berührte Mariette mit dem Sonnenschirm den Rücken des Kutschers, und die feinfelligen, schmucken englisierten Stuten blieben stehen, streckten die vom Zügel angezogenen Köpfe und begannen auf den schlanken Beinen zu tänzeln.

„Kommen Sie jedenfalls — aber, bitte, keine Geschäfte!“ sagte sie, und über ihr Gesicht huschte ein Lächeln, dessen Wirkung sie sehr wohl kannte, worauf sie, als sei die Vorstellung beendet, den Schleier wie einen Vorhang wieder über ihr Gesicht fallen ließ. „Nun, fahren wir,“ sagte sie und berührte wieder mit dem Schirm den Kutscher.

Nechljudow lüftete den Hut. Die Vollblutstuten schnaubten und schlugen mit den klingenden Hufen kurz auf das Pflaster, worauf die Equipage, nur hier und da mit den neuen Radschienen auf den Unebenheiten des Weges sanft emporhüpfend, rasch davonrollte.

16.

Nechljudow dachte an das Lächeln, das er mit Mariette getauscht hatte, und mußte über sich selbst den Kopf schütteln.

„Ehe man sich's versieht, steckt man wieder mitten im Strudel dieses Lebens drin,“ dachte er und hatte wieder die Empfindung des inneren Zwiespalts und Zweifels, die in ihm durch die Notwendigkeit, Leute, die er nicht achten konnte, um Gefälligkeiten zu bitten, hervorgerufen wurde. Er überlegte, in welcher Reihenfolge er die vorgesehenen Besuche erledigen sollte, um nicht einen Weg zweimal machen zu müssen, und fuhr zuerst zum Senat. Man geleitete ihn hier in die Kanzlei, wo er in den prächtig ausgestatteten Räumen eine große Anzahl von ungemein höflichen, sauber gekleideten Beamten erblickte.

Das Kassationsgesuch der Maslowa war, wie die Beamten erklärten, eingetroffen und zur Durchsicht sowie zur Berichterstattung demselben Senator Wolff übergeben worden, an den Nechljudow die Empfehlung seines Onkels hatte.

„Eine Senatssitzung findet zwar in dieser Woche statt, aber die Sache der Maslowa wird in dieser Sitzung kaum verhandelt werden,“ erklärte einer der Beamten. „Falls jedoch darum eingekommen wird, könnte doch möglicherweise gehofft werden, daß die Angelegenheit auch noch am Mittwoch dieser Woche zur Entscheidung kommt.“

Auch in der Senatskanzlei hörte Nechljudow, während er auf die zu erteilende Auskunft wartete, über das Duell des jungen Kamenskij sprechen und verschiedene Einzelheiten über seinen Tod erzählen. Hier erfuhr er zum erstenmal ausführlich diese Geschichte, für die sich ganz Petersburg interessierte. Einige Offiziere waren bei einem gemeinsamen Austernessen zusammen gewesen und hatten, wie

immer, viel getrunken. Einer von ihnen hatte eine absprechende Äußerung über das Regiment getan, bei dem Kamenskij stand. Dieser hatte den kritischen Kameraden einen Lügner genannt, und der letztere versetzte Kamenskij dafür einen Schlag. Am nächsten Tage duellierten sie sich. Kamenskij erhielt einen Schuß in den Unterleib und starb zwei Stunden später. Posen, sein Gegner, und die Sekundanten wurden arretiert und auf die Hauptwache gebracht, doch erwartete man, daß sie in vierzehn Tagen wieder freigelassen werden würden.

Aus der Senatskanzlei begab sich Nechljudow nach der Bittschriftenkommission, zu Baron Wobjew, einem Beamten, der in der Kommission großen Einfluß ausübte und in einem der Krone gehörenden Gebäude eine prächtige Dienstwohnung innehatte. Der Schweizer und der Lakai erklärten Nechljudow in strengem Tone, der Baron sei nur an seinen Empfangstagen zu sprechen, er sei heute und auch morgen bei Seiner Majestät zum Vortrag. Nechljudow übergab den Empfehlungsbrief und fuhr zum Senator Wolff.

Wolff hatte soeben gefrühstückt und war gerade damit beschäftigt, seiner Gewohnheit gemäß dem verdauenden Magen durch eine Zigarre und einen kleinen Zimmerspaziergang zu Hilfe zu kommen. Nechljudow wurde ohne Umstände empfangen. Wladimir Wassiljewitsch Wolff war in der Tat durchaus „comme il faut“ und schätzte selbst diese seine Eigenschaft sehr hoch. Von ihrer erhabenen Höhe schaute er mit Überlegenheit auf alle andern Menschen herab. Er mußte diese Eigenschaft schon

darum so hoch schätzen, weil er ihr allein seine Erfolge verdankte: er hatte durch sie, mittels einer Heirat, ein Vermögen erworben, das ihm jährlich achtzehntausend Rubel abwarf, und außerdem die Stelle eines Senators erhalten. Er war nach seiner Meinung jedoch nicht nur durchaus „comme il faut“, sondern auch ein Mann von ritterlicher Ehrenhaftigkeit. Unter Ehrenhaftigkeit verstand er, daß er sich nicht von Privatpersonen heimlich bestechen ließ. Dagegen hielt er es nicht für unehrenhaft, sondern vielmehr für sehr edel und patriotisch, sich aus der Staatskasse allerhand Reise- und Umzugsgelder und sonstige Bezüge zahlen zu lassen und dafür blindlings alle die Dienste zu leisten, welche die Regierenden von ihm verlangten — Dienste, die darauf hinausgelaufen waren, Hunderte von Menschen einzig darum, weil sie ihrem Volke und ihrer Religion anhängen, in die Verbannung oder in den Kerker zu schicken. Ebensowenig hielt er es für unehrenhaft, das Vermögen seiner Frau, die in ihn verliebt war, sowie seiner Schwägerin an sich zu reißen. Er hielt dies im Gegenteil für ein sehr vernünftiges Arrangement seines Familienlebens.

Die Familie Wladimir Wassiljewitschs bestand aus seiner willenlosen Frau, seiner Schwägerin, deren Gut er verkauft hatte, um den Erlös auf seinen Namen in einer Bank anzulegen, und aus einer zarten, verschüchterten, häßlichen Tochter, die ein einsames, freudloses Leben führte und in letzter Zeit einzig im Evangelismus, in den frommen Versammlungen bei Aline und der Gräfin Katerina Iwanowna, einen Trost fand. Wladimir Wassiljewitsch besaß auch

einen Sohn — es war ein gutmütiger Bursche, der schon mit fünfzehn Jahren einen Vollbart hatte, von dieser Zeit an zu trinken und ausschweifend zu leben begann, bis zu seinem zwanzigsten Jahre in dieser Lebensweise fortfuhr und dann aus dem Hause geworfen wurde, weil er nirgends den Kursus beendet und kein Examen gemacht hatte, sich in schlechter Gesellschaft herumtrieb und durch Schuldenmachen den Vater kompromittierte. Der Vater hatte einmal zweihundertunddreißig, ein anderes Mal sechshundert Rubel für ihn bezahlt, ihm jedoch damals erklärt, es sei das letzte Mal, daß er für ihn zahle: falls er sich nicht bessere, werde er ihn aus dem Hause werfen und alle Beziehungen zu ihm abbrechen. Der Sohn dachte nicht nur nicht daran, sich zu bessern, sondern machte noch tausend Rubel Schulden dazu und erklärte dem Vater, es sei für ihn ohnedies eine Qual, im väterlichen Hause zu leben. Da erklärte Wladimir Wassiljewitsch ihm, er könne hingehen, wohin er wolle, er sehe ihn nicht mehr als seinen Sohn an. Von dieser Zeit an tat Wladimir Wassiljewitsch, als habe er überhaupt keinen Sohn, und keins seiner Familienmitglieder wagte es, ihm von dem Sohne zu sprechen. Wladimir Wassiljewitsch war überzeugt davon, daß er sein Familienleben in dieser Weise aufs beste eingerichtet habe.

Wolff hatte auf seinem Spaziergang durch das Kabinett Halt gemacht, mit einem freundlichen, leicht ironischen Lächeln, in dem sich unwillkürlich sein überlegenes Comme-il-faut-Bewußtsein auszudrücken pflegte, Nechljudow begrüßt und die Zusage des Ministers gelesen.

„Nehmen Sie gefälligst Platz. Sie müssen mich entschuldigen, ich werde weiter auf und ab gehen, wenn Sie es gestatten,“ sagte er, indem er die Hände in die Taschen seines Jacketts steckte und mit leichten, weichen Schritten das große, in strengem Stil gehaltene Kabinett in der Diagonale zu durchmessen fortfuhr. „Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, und natürlich auch, dem Grafen Iwan Michajlowitsch gefällig sein zu können,“ sprach er, den aromatischen, bläulichen Rauch der Zigarre ausstoßend und diese vorsichtig, damit die Asche nicht abfiele, vom Munde fortnehmend.

„Ich möchte nur bitten, daß die Angelegenheit recht bald erledigt wird, damit die Angeklagte, wenn sie schon nach Sibirien gehen muß, den Weg möglichst früh antreten kann,“ sagte Nechljudow.

„Ja, ja — mit einem der ersten Dampfschiffe, das von Nischnij abgeht, ich weiß,“ sagte Wolff mit seinem herablassenden Lächeln — er wußte schon immer im voraus, was man ihm eben erst sagen wollte. „Wie heißt die Angeklagte?“

„Maslowa . . .“

Wolff trat an einen Tisch und blickte auf ein Blatt Papier, das auf einem Aktenfaszikel lag.

„Ja, ja, Maslowa. Gut, ich werde bei den Kollegen ein Wort einlegen. Wir werden die Sache am Mittwoch vornehmen.“

„Kann ich das dem Advokaten telegraphisch mitteilen?“

„Haben Sie denn einen Advokaten? Wozu das? Aber wenn Sie wollen, gewiß!“

„Die Kassationsgründe könnten vielleicht un-

genügend erscheinen," sagte Nechljudow. „Aber ich meine, aus der ganzen Verhandlung ergibt sich, daß die Verurteilung nur infolge eines Mißverständnisses zustande kam.“

„Ja, ja, das kann sein, aber der Senat hat auf den Kern der Sache nicht einzugehen," sagte Wladimir Wassiljewitsch mit ernster Miene, während er auf die Asche an der Zigarre blickte. „Der Senat hat nur für die richtige Anwendung des Gesetzes und seine richtige Auslegung zu sorgen.“

„Das ist hier aber, wie mir scheint, ein Ausnahmefall!“

„Ich weiß, ich weiß! Alle Fälle sind Ausnahmefälle. Wir werden tun, was wir tun müssen. Das ist alles.“ Die Asche hielt sich noch immer, doch hatte sie schon einen Sprung und war in Gefahr. „Sie kommen wohl selten nach Petersburg?“ fragte Wolff, während er sich bemühte, die Zigarre so zu halten, daß die Asche nicht abfiel. Dennoch geriet die Asche ins Wanken, und Wolff trug sie vorsichtig nach dem Aschenbecher, wo er sie abstreifte. „Was sagen Sie übrigens zu dieser Sache mit Kamenskij — entsetzlich!“ sagte er. „Ein so vortrefflicher junger Mann! Der einzige Sohn! Welch ein Schlag für die Mutter!“ sagte er, fast Wort für Wort wiederholend, was man augenblicklich überall in ganz Petersburg über die Affäre Kamenskij sprach.

Sie redeten noch von der Gräfin Katerina Iwanowna und ihrer Begeisterung für die neue religiöse Richtung, die Wladimir Wassiljewitsch weder verurteilte noch guthieß, und die im übrigen für ihn

als den Mann, der in jeder Beziehung „comme il faut“ war, weiter keinen Wert hatte.

Dann klingelte er. Nechljudow empfahl sich.

„Kommen Sie doch einmal zu Tisch, wenn es Ihnen sonst paßt,“ sagte Wolff, ihm die Hand reichend. „Vielleicht am Mittwoch? Ich werde Ihnen dann schon einen bestimmten Bescheid geben können.“

Es war schon spät, und Nechljudow begab sich nach Hause, nach der Wohnung seiner Tante.

17.

Man speiste bei der Gräfin Katerina Iwanowna um halb acht, und das Essen wurde auf eine neue Art serviert, wie Nechljudow sie noch nicht gesehen hatte. Die Gerichte wurden auf den Tisch gestellt, und die Lakaien gingen sogleich hinaus, so daß die Speisenden sich selbst bedienten. Die Herren ließen es jedoch nicht zu, daß die Damen sich bei der Sache allzu großen Anstrengungen unterzogen, und als das stärkere Geschlecht trugen sie mannhaft die ganze Last der Arbeit, die mit dem Auflegen der Speisen auf die Teller der Damen und und ihre eigenen Teller und mit dem Einschenken der Getränke verbunden war. Sobald ein Gericht verzehrt war, drückte die Gräfin auf den Knopf einer elektrischen Tischglocke, und die Lakaien traten lautlos ein, räumten rasch ab, wechselten die Bestecke und brachten den folgenden Gang. Das Essen war von erster Güte, und die Weine standen

ihm nicht nach. In der großen, hellen Küche arbeitete ein französischer Chef mit zwei weißgekleideten Gehilfen. Es waren sechs Personen zu Tisch: der Graf und die Gräfin, ihr Sohn — ein finsterner Gardeoffizier, der die Ellenbogen auf den Tisch setzte — dann Nechljudow, die französische Vorleserin und der Güterverwalter des Grafen, der vom Lande hereingekommen war.

Auch hier drehte sich die Unterhaltung um das Duell. Man wußte bereits, daß an höchster Stelle nicht die Absicht bestand, den Offizier, der Kamenskij erschossen hatte, besonders streng zu strafen, und so beurteilte man auch im Hause des Grafen den Fall mit Nachsicht. Der junge Posen hatte ja nur die Ehre seines Rockes verteidigt. Nur die Gräfin Katerina Iwanowna äußerte in ihrer leichten, freien Weise ihre abfällige Ansicht über den Mörder.

„Was für eine Art ist das — sich zu betrinken und dann einen anständigen jungen Mann zu töten!.. Um keinen Preis würde ich das so hingehen lassen,“ sagte sie.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte der Graf.

„Ich weiß, daß du nie verstehst, was ich sage,“ versetzte die Gräfin und wandte sich dann zu Nechljudow. „Alle verstehen mich, nur mein eigener Mann versteht mich nicht. Ich sage nur, daß die Mutter mir leid tut; ich finde es unrecht, daß jemand einen Nebenmenschen töten und noch darauf stolz sein darf.“

Nun nahm der Sohn, der bisher schweigend dagesessen hatte, das Wort zugunsten Posens und

machte einen Ausfall gegen seine Mutter, indem er ihr in ziemlich grober Weise auseinandersetzte, daß der Offizier nicht anders habe handeln können, weil er sonst durch das Ehrengericht aus dem Regiment ausgestoßen worden wäre. Nechljudow hörte zu, ohne sich an dem Gespräch zu beteiligen; als ehemaliger Offizier verstand er wohl die Argumente des jungen Tscharskij, ohne sie indes zu billigen, und zog unwillkürlich eine Parallele zwischen dem Offizier, der seinen Kameraden getötet hatte, und jenem sympathischen jungen Menschen im Gefängnis, der zu Zwangsarbeit verurteilt worden war, weil er bei einer Prügelei einen Totschlag begangen.

Nechljudow erzählte, was er von dem Falle wußte. Die Gräfin Katerina Iwanowna stimmte zwar anfangs ihrem Neffen bei, schwieg dann jedoch gleich den andern, und Nechljudow fühlte, daß er durch Zumbestengeben der Geschichte so etwas wie eine Taktlosigkeit begangen hatte.

Am Abend, bald nach dem Essen, begann man sich im großen Saale zu versammeln — Kiesewetter wurde erwartet und sollte eine Predigt halten. Die Stühle mit den hohen, geschnitzten Lehnen waren auf besondere Weise, wie in einem Vorlesungssaale, aufgestellt, und vor dem großen Tische stand ein Tischchen mit einem Stuhl dahinter und einer Wasserkaraffe zum Gebrauch des Redners.

An der Auffahrt standen prächtige Equipagen. In dem vornehm ausgestatteten Saale saßen die Damen in Seide, Samt und Spitzen, mit falschen Haaren und enggeschnürten falschen Taillen. Zwischen den Damen saßen die Herren in Militär- und

Ziviluniform und ein halbes Dutzend einfacher Leute: zwei Hausdiener, ein Krämer, ein Lakai, ein Kutscher.

Kiesewetter, ein kräftig gebauter Mann mit bereits ergrauendem Haar, sprach englisch, und ein hageres junges Mädchen mit einem Pincenez übersetzte seine Worte rasch und geläufig.

Er sprach darüber, daß unsere Sünden so groß seien und die Strafe, die wir für sie sicher zu erwarten hätten, so schwer und furchtbar sein würde, daß es einfach unerträglich sei, in Erwartung dieser Strafe zu leben.

„Wenn wir so, geliebte Schwestern und Brüder, über uns selbst und unser Leben nachdenken, über das, was wir tun, wie wir leben, wie wir den lieben Gott erzürnen, wie wir Christum leiden lassen — dann begreifen wir, daß es für uns keine Verzeihung, keinen Ausweg, keine Rettung gibt, daß wir alle dem Untergange geweiht sind. Ja, grausiger Untergang, ewige Qualen erwarten uns,“ sprach er mit zitternder, weinerlicher Stimme. „Wie sollen wir uns retten? O Brüder, wie sollen wir uns retten aus dieser schrecklichen Feuersbrunst? Sie hat das Haus schon ergriffen, und es gibt keinen Ausweg mehr!“

Er schwieg ein Weilchen, und richtige Tränen rannen über seine Wangen. Seit acht Jahren bereits fühlte er unfehlbar jedesmal, sobald er an diese Stelle seiner ihm selbst vortrefflich gefallenden Rede kam, einen Krampf in der Kehle und ein Kitzeln in der Nase, und die Tränen traten ihm in die Augen. Und diese Tränen erhöhten noch seine Rührung.

Im Zimmer ließ sich leises Schluchzen vernehmen. Die Gräfin Katerina Iwanowna saß an einem Mosaiktischchen, den Kopf auf beide Hände gestützt, und ihre fetten Schultern zitterten. Der Kutscher blickte verwundert und erschrocken auf Kiesewetter, als ob er mit der Deichsel auf ihn losführe und jener ihm nicht Platz machen wollte. Die meisten der Anwesenden saßen in ähnlicher Haltung da wie die Gräfin Katerina Iwanowna. Die Tochter des Senators Wolff, die dem Vater sehr ähnlich war, lag in ihrem eleganten Kleide auf den Knien und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Redner veränderte plötzlich seine Miene, und auf seinem Gesichte erschien ein Lächeln, das einem echten Lächeln sehr ähnlich war und an jenes Lächeln erinnerte, durch das die Schauspieler die Freude auszudrücken pflegen. Und mit süßlicher, sanfter Stimme fuhr er in seiner Rede fort:

„Und doch gibt es eine Rettung. Und sie ist so leicht, so beseligend. Diese Rettung ruht in dem für uns vergossenen Blute des einzigen Gottessohnes, der sich für uns hingab zu Marter und Qual. Seine Qual, sein Blut erlöst uns. O Brüder und Schwestern,“ sprach er wieder mit tränenreicher Stimme, „lasset uns Gott danken, der seinen einzigen Sohn zur Erlösung des Menschengeschlechts hingegeben hat. Sein heiliges Blut . . .“

Nechljudow fand die Sache so widerwärtig, daß er sich leise erhob, stirnrunzelnd auf den Fußspitzen hinausging und sich auf sein Zimmer begab.

18.

Am folgenden Tage hatte Nechljudow sich eben erst angezogen und wollte gerade hinuntergehen, als ein Lakai ihm die Karte seines Moskauer Advokaten brachte. Der Advokat war in eigenen Angelegenheiten herübergekommen und wollte gleichzeitig bei der Verhandlung der Sache der Maslowa im Senat zugegen sein, falls diese bald stattfinden sollte. Das von Nechljudow abgesandte Telegramm hatte sich mit ihm gekreuzt. Als er von Nechljudow erfuhr, wann die Sache der Maslowa zur Verhandlung kommen würde, und wer die Senatoren seien, lächelte er.

„Da hätten wir richtig alle drei Typen von Senatoren beisammen,“ sagte er. „Wolff ist der Petersburger Beamte, Skoworodnikow der gelehrte Jurist, und Beh der praktische Jurist und als solcher der lebendigste von allen,“ sagte der Advokat. „Auf ihn ist noch der meiste Verlaß. Nun, und wie steht's in der Bittschriftenkommission?“

„Heute wollte ich gerade zum Baron Worobjew fahren, gestern konnte ich keine Audienz bekommen.“

„Gut, dann fahren wir zusammen. Ich bringe Sie hin.“

Kurz vor der Abfahrt begegnete Nechljudow im Vorzimmer einem Lakaien, der ihm ein Billet von Mariette brachte.

„Um Ihnen gefällig zu sein,“ schrieb sie, „habe ich ganz gegen mein Prinzip wegen Ihres Schützlings mit meinem Manne gesprochen. Es hat sich

herausgestellt, daß diese Person sofort in Freiheit gesetzt werden kann. Mein Mann hat bereits an den Kommandanten geschrieben. Kommen Sie also — Sie sehen, daß das Geschäftliche erledigt ist. Ich erwarte Sie. M.“

„Da haben Sie es!“ sagte Nechljudow zu dem Advokaten. „Sieben Monate lang wurde diese Person unschuldig in Einzelhaft gehalten, und nun genügt ein einziges Wort, um sie freizulassen. Warum hat man sie nun so lange festgehalten?“

„Grübeln Sie nicht weiter darüber, es ist nun einmal so,“ sagte der Advokat, während sie auf die Freitreppe hinaustraten. „Bitte, wollen Sie einsteigen,“ fuhr er fort, als seine elegante Mietsdroschke an der Rampe vorfuhr. „Sie wollten zum Baron Worobjew?“

Der Advokat sagte dem Kutscher die Adresse, und die stattlichen Pferde brachten Nechljudow rasch nach dem Hause, das der Baron bewohnte.

Der Baron war daheim. Im ersten Zimmer befanden sich zwei Damen und ein junger Beamter in Vizeuniform, mit ungewöhnlich leichtem Gang und auffallend langem Halse, an dem der Adamsapfel weit vorsprang.

„Ihr Name?“ fragte der junge Beamte, während er ungewöhnlich leicht und graziös von den Damen zu Nechljudow hinüberschritt.

Nechljudow nannte seinen Namen.

„Der Baron hat von Ihnen gesprochen. Sofort!“

Ein Adjutant kam aus der geschlossenen Tür und führte eine verweinte Dame in Trauer heraus. Die Dame suchte mit den mageren Fingern den

verwickelten Schleier über ihr Gesicht zu ziehen, um ihre Tränen zu verbergen.

„Bitte,“ wandte sich der junge Beamte an Nechljudow, indem er mit leichtem Schritt auf die Tür des Kabinetts zutrat, sie öffnete und einen Moment in der Öffnung stehen blieb.

Als Nechljudow in das Kabinett trat, sah er sich einem untersetzten, kurzgeschorenen Herrn von mittlerem Wuchse, in einem Gehrock, gegenüber, der in einem Lehnstuhl an einem großen Schreibtische saß und vergnügt vor sich hinschaute. Sein gutmütiges Gesicht, an dem besonders die starke Röte im Kontrast zu dem ganz weißen Vollbart auffiel, verzog sich bei Nechljudows Anblick zu einem freundlichen Lächeln.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen — ich war mit Ihrer Mutter gut bekannt und befreundet. Ich habe Sie als kleinen Jungen und später als Offizier gesehen. Nun, nehmen Sie Platz, erzählen Sie, womit ich Ihnen dienen kann. Ja, ja,“ sprach er, mit dem kurzgeschorenen grauen Kopfe nickend, während Nechljudow ihm die Geschichte Fedoßjas erzählte. „Sprechen Sie, ich habe alles verstanden; ja, ja, das ist in der Tat rührend. Wie ist es denn, haben Sie eine Bittschrift eingereicht?“

„Ich habe die Bittschrift vorbereitet,“ sagte Nechljudow, das Schriftstück aus der Tasche ziehend. „Aber ich wollte Sie bitten . . . ich hoffte, daß man dieser Sache eine besondere Aufmerksamkeit schenken würde.“

„Ganz recht, ich werde die Sache unbedingt selbst zum Vortrag bringen,“ sagte der Baron, wäh-

rend er seinem Gesichte einen mitleidigen Ausdruck zu geben suchte, der zu seiner sonst so heiteren Miene gar nicht recht paßte. „Sehr rührend! Sie war offenbar noch ein Kind, der Mann mag sie hart angefahren haben, das stieß sie zurück — dann aber kam die Zeit, daß sie einander liebgewannen... Ja, ja, ich will es vertreten.“

„Graf Iwan Michajlowitsch sagte, auch er wolle an Allerhöchster Stelle bitten . . .“

Kaum hatte Nechljudow diese Worte ausgesprochen, als das Gesicht des Barons plötzlich wie verwandelt war.

„Reichen Sie die Bittschrift nur bei der Kanzlei ein,“ sagte er kühl zu Nechljudow. „Ich will sehen, was ich in der Sache tun kann.“

In diesem Augenblick trat der junge Beamte, der offenbar auf seinen leichten Gang nicht wenig stolz war, in das Zimmer.

„Jene Dame bittet, noch zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Nun, rufen Sie sie. Ach, mein Teurer, wie viel Tränen man hier zu sehen bekommt, wenn man sie doch alle trocknen könnte! Man tut, was man kann.“

Die Dame trat ein.

„Ich habe noch vergessen, zu bitten, daß ihm nicht gestattet werden möchte, die Tochter fortzugeben, sonst ist er zu allem...“

„Ich sagte Ihnen doch bereits, daß ich Ihrem Wunsche gemäß verfahren werde.“

„Tun Sie es um Gottes willen, Baron, Sie retten

eine Mutter," sagte sie, ergriff seine Hand und begann sie zu küssen.

„Alles wird getan werden.“

Als die Dame sich entfernt hatte, verabschiedete auch Nechljudow sich von dem Baron.

„Wir wollen tun, was wir können. Wir wollen uns mit dem Justizministerium in Verbindung setzen. Man wird uns antworten, und dann werden wir tun, was sich tun läßt.“

Nechljudow verließ das Kabinett und begab sich in die Kanzlei, um die Bittschrift in Sachen Fedoßjas abzugeben.

19.

Der Mann, von dem die Milderung des Schicksals der Gefangenen in Petersburg abhing, war ein alter, verdienter, mit den Jahren jedoch schwach-sinnig gewordener General, der aus einer deutschen Baronsfamilie stammte. Er besaß eine Unmasse von Orden, trug jedoch von allem diesen Auszeichnungen nur eine einzige, ein weißes Kreuz im Knopfloch, das er während seiner Dienstzeit im Kaukasus sich erworben hatte, wo die unter seinem Kommando stehenden, mit Flinten und Bajonetten bewaffneten russischen Bauern mehr als tausend ihre Freiheit, ihr Häuser und Familien verteidigende Menschen getötet hatten. Er hatte dann in Polen und noch irgendwo gedient, wo er sich auf gleiche Weise verdient gemacht und weitere Orden und sonstige Uniformverzierungen hinzuerworben hatte. Schließ-

lich hatte man ihm dann den Posten gegeben, den er augenblicklich bekleidete, und der ihm außer einer schönen Wohnung ein gutes Gehalt und reiche Ehren gewährte. Er erfüllte mit aller Strenge die Vorschriften seiner vorgesetzten Behörde und legte auf diese Erfüllung ein großes Gewicht. Er schlug die Bedeutung jener Vorschriften ganz besonders hoch an: alles in der Welt konnte sich nach seiner Meinung ändern, nur diese Vorschriften nicht.

Seine Amtspflicht bestand darin, politische Verbrecher und Verbrecherinnen in den Kasematten und Einzelzellen festzuhalten. Viele von diesen Leuten gingen im Laufe der Jahre zu Grunde, sie verloren den Verstand, starben an der Schwindsucht oder begingen Selbstmord, und der alte General wußte das, aber er sah alle diese Fälle, die sich infolge der strengen Erfüllung der Vorschriften ereigneten, ähnlich an wie die Unglücksfälle, die sich etwa infolge von Gewittern, Ueberschwemmungen und ähnlichem ereigneten. Sein Gewissen war ruhig — die Vorschriften mußten unbedingt erfüllt werden, und die Folgen davon kümmerten ihn nicht.

Als Nechljudow vor der im Gefängnisgebäude liegenden Wohnung des alten Generals vorfuhr, spielte das Glockenspiel der Turmuhr gerade die Melodie des Kirchenliedes „Wie ruhmvoll ist der Herr“, und dann schlug es zwei Uhr. Der General saß um diese Zeit in einem dunklen Salon an einem mit feiner Intarsiarbeit verzierten Tischchen und drehte zusammen mit einem jungen Manne, einem Künstler, dem Bruder eines seiner Untergebenen, eine Untertasse auf einem Bogen Papier hin und her. Die dünnen,

feuchten, schwachen Finger des Künstlers waren zwischen die rauhen, runzeligen, in den Gelenken erstarrten Finger des alten Generals geschoben, und die auf solche Weise vereinigten Hände bewegten sich zuckend, zugleich mit der umgestürzten Untertasse, über den Papierbogen hin, auf dem sämtliche Buchstaben des Alphabets aufgeschrieben waren. Die Untertasse antwortete auf die von dem General gestellte Frage, wie „die Seelen nach dem Tode einander erkennen würden.“

Als einer der Ordonnanzsoldaten, die bei dem General die Stelle der Kammerdiener einnahmen, mit Nechljudows Karte eintrat, sprach gerade die Seele der Jungfrau von Orleans durch Vermittlung der Untertasse. Schon hatte die Seele der Jungfrau Buchstabe für Buchstabe gesagt: „Sie erkennen einan...“ — und schon waren diese Worte aufgeschrieben worden. Als der Bursche eintrat, ging der Teller zuerst auf das „d“, hierauf auf das „e“, und dann auf das „r“. Bei diesem Buchstaben blieb die Untertasse stehen und zuckte nun unsicher bald dahin, bald dorthin. Das Zucken hatte darin seinen Grund, daß der folgende Buchstabe nach der Ansicht des Generals ein „n“ sein sollte, da er annahm, daß die Jungfrau von Orleans sagen wolle, die Seelen würden einander „nach der Reinigung von allem Irdischen“ erkennen, oder sonst etwas Ähnliches, und somit der erste Buchstabe des Wortes „nach“ jetzt an der Reihe sei, während der Künstler glaubte, das nächste Wort laute „an“, der nächste Buchstabe müsse somit ein „a“ sein, da die Seele der Jungfrau sagen wolle, die Seelen würden sich

„an“ dem Lichte erkennen, das ihr Aetherleib ausstrahlen werde. Der General zog seine buschigen grauen Augenbrauen finster zusammen, heftete seinen Blick fest auf die Hände und zog sie in der Meinung, daß die Untertasse sich von selbst bewege, nach dem Buchstaben „n“. Der blutleere junge Künstler mit dem hinter die Ohren gekämmten dünnen Haar schaute seinerseits mit den leblosen blauen Wasseraugen in die dunkle Ecke des Salons und zog, nervös mit den Lippen zuckend, die Tasse nach dem „a“. Der General war über die Unterbrechung bei dem wichtigen Geschäft, das er vorhatte, recht ungehalten, nahm nach einer Minute des Schweigens die Karte, setzte sein Pincenez auf, erhob sich, vor Kreuzschmerzen ächzend, in seiner ganzen Größe und rieb sich die erstarrten Finger.

„Bitte den Herrn ins Kabinett,“ sagte er zu dem Burschen.

„Vielleicht gestatten Ew. Exzellenz, daß ich allein fortfahre?“ sagte der Künstler, gleichfalls aufstehend. „Ich fühle die Anwesenheit des Geistes.“

„Gut, führen Sie es zu Ende,“ sagte der General streng und begab sich mit gemessenen Schritten, die steifen Beine ganz gerade stellend, in sein Kabinett.

„Sehr angenehm, Sie zu sehen,“ sagte der General zu Nechljudow mit grober Stimme, zu der die freundlichen Worte in schroffem Gegensatz standen, indem er nach einem neben dem Schreibtisch stehenden Sessel zeigte. „Sind Sie schon lange in Petersburg?“

Nechljudow antwortete, er sei erst ganz kürzlich angekommen.

„Wir geht es Ihrer Mutter, der Frau Fürstin? Ist sie gesund?“

„Meine Mutter ist gestorben.“

„Verzeihung... Es hat mir sehr leid getan, als ich es hörte, mein Sohn sagte mir, er sei Ihnen begegnet.“

Der Sohn des Generals machte dieselbe Karriere wie der Vater. Er war nach Absolvierung der Militärakademie in den Spionagedienst gekommen und war sehr stolz auf seine Beschäftigung.

„Gewiß, ich habe mit Ihrem Vater zusammengedient. Wir waren Freunde, Kameraden. Sie stehen doch gleichfalls im Dienst?“

„Nein, ich diene nicht.“

Der General machte eine mißbilligende Bewegung mit dem Kopfe.

„Ich habe ein Gesuch an Sie zu überbringen, General,“ sagte Nechljudow.

„Se-e-ehr erfreut. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Sollte das Gesuch unstatthaft sein, dann bitte ich um Verzeihung. Ich muß es jedoch übermitteln.“

„Um was handelt es sich denn?“

„Es wird hier ein gewisser Gurkewitsch in Haft gehalten. Seine Mutter bittet nun um eine Zusammenkunft mit dem Sohne, oder wenigstens um die Erlaubnis, ihm Bücher schicken zu dürfen.“

Der General verriet durch kein Zeichen, ob Nechljudows Worte auf ihn einen angenehmen oder einen

unangenehmen Eindruck machten — er legte nur den Kopf auf die Seite und schloß die Augenlider, als ob er etwas überlege. In Wirklichkeit überlegte er gar nichts und hatte auch gar kein Interesse an der Sache, die Nechljudow ihm vortrug, denn er wußte ganz genau, daß sein Bescheid streng nach dem Wortlaut des Gesetzes ausfallen werde. Er ruhte einfach geistig aus, ohne an etwas zu denken.

„Ja, sehen Sie — die Sache hängt nicht von mir ab,“ sagte er, nachdem er ein Weilchen ausgeruht hatte. „Ueber Zusammenkünfte existiert eine von Allerhöchster Stelle bestätigte Verfügung, und was dort gestattet ist, das ist eben gestattet. Und was die Bücher anlangt, so haben wir eine Bibliothek, und man gibt ihnen die Bücher, die erlaubt sind.“

„Ja, aber er braucht ganz bestimmte Bücher — er will sich wissenschaftlich beschäftigen.“

„Glauben Sie das nicht.“ Der General schwieg eine Weile. „Nicht um Beschäftigung ist es ihm zu tun. Das ist nur so eine Unruhe.“

„Aber wie denn — Sie müssen doch in ihrer schweren Lage die Zeit mit irgendetwas ausfüllen!“ sagte Nechljudow.

„Sie klagen ewig,“ versetzte der General. „Wir kennen sie schon...“

Er sprach von „ihnen“ im allgemeinen wie von irgend einer besonderen Menschenrasse.

„Sie haben hier solche Bequemlichkeiten, wie man sie sonst selten in Anstalten dieser Art findet,“ fuhr er fort.

Und er begann, sich gleichsam rechtfertigend, alle die Bequemlichkeiten, die den Gefangenen gewährt würden, so ausführlich zu schildern, daß es nach seiner Schilderung so schien, als sei es der einzige Hauptzweck dieser Anstalt, ihren Insassen den Aufenthalt in ihr so angenehm wie möglich zu machen.

„Früher verfuhr man mit ihnen allerdings ziemlich hart, jetzt aber werden sie hier ganz vortrefflich gehalten. Sie bekommen drei Gänge bei Tisch, darunter immer ein Fleischgericht: Gehacktes oder Kotelettes. Am Sonntag kommt noch ein viertes, süßes Gericht dazu. Wollte Gott, daß jeder Mensch in Rußland so genährt würde!“

Der General kam augenscheinlich, wie alle alten Leute, immer wieder auf das zurück, was einmal fest in seinem Gedächtnis saß, und wiederholte nur, was er schon vielmals zum Beweise dafür vorgebracht hatte, wie anspruchsvoll und undankbar die Gefangenen seien.

„Sie bekommen Bücher religiösen Inhalts und alte Zeitschriften. Wir haben eine Bibliothek, die durchaus zweckentsprechend ist. Aber sie lesen nur selten. Anfangs scheinen sie sich zu interessieren, dann aber bleiben die neuen Bücher von der Mitte ab unaufgeschnitten, und in die alten Bücher sehen sie nicht einmal hinein. Wir haben sogar Proben angestellt,“ sagte der General mit einer leichten Bewegung der Gesichtsmuskeln, die ganz entfernt an ein Lächeln erinnerte. „Wir legten absichtlich da und dort ein Blättchen Papier hinein. Keins der Blättchen war verschoben, alle lagen so, wie sie

hineingelegt worden waren. Auch das Schreiben ist ihnen nicht verboten," fuhr der General fort. „Sie bekommen eine Schiefertafel und einen Schieferstift, so daß sie zur Zerstreung schreiben können, so viel sie wollen. Sie können es auslöschen und immer von neuem schreiben. Auch das wollen sie nicht. Nein, sie werden hier sehr bald vollkommen ruhig. Nur im Anfang zeigt sich diese Unruhe; später werden sie sogar dick und fett und ganz still," sagte der General.

Nechljudow hörte seine heisere, greisenhafte Stimme, sah auf diese erstarrten Glieder, auf diese erloschenen Augen unter den grauen Augenbrauen, auf diese greisenhaften, glattrasierten, hängenden Backen, die durch den Uniformkragen gestützt wurden, auf dieses weiße Kreuz im Knopfloch — und er begriff, daß es nutzlos sei, diesem Manne noch etwas zu erwidern, ihm die Bedeutung seiner Worte zu erklären. Er überwand sich aber doch noch einmal und fragte nach der andern Sache, der Gefangenen Schustowa, die, wie er heute benachrichtigt worden, freigelassen werden sollte.

„Schustowa? Schustowa... Ich kann sie nicht alle beim Namen kennen. Es sind ihrer ja so viele," sagte er im Tone des Vorwurfs, als ob sie, die Gefangenen, sich so eifrig in die Gefängnisse drängten. Er klingelte und ließ den Sekretär kommen.

Während der Sekretär geholt wurde, ermahnte er Nechljudow, doch ja in den Staatsdienst zu treten: das Vaterland, sagte er, brauche ehrenhafte, anständige Leute so notwendig.

„Sehen Sie mich an: ich bin ein alter Mann, und doch diene ich, soweit es meine Kräfte erlauben.“

Der Sekretär, ein hagerer, trockener Mensch mit unruhigen, intelligenten Augen kam mit der Meldung, daß die Schustowa in irgend einem Fort des Festungsgefängnisses untergebracht sei, und daß bisher kein sie betreffendes Schriftstück eingegangen sei..

„Sobald wir Befehl bekommen, entlassen wir sie noch an demselben Tage. Wir halten sie nicht, legen gar keinen Wert auf ihre Anwesenheit,“ sagte der General und machte abermals den Versuch, scherzhaft zu lächeln, verzog dabei jedoch sein altes Gesicht nur zu einer Grimasse. „Leben Sie wohl, mein Lieber,“ fuhr er fort, „seien Sie mir nicht böse, aber ich sage es nur aus Freundschaft für Sie: geben Sie sich mit den Leuten, die hier bei uns inhaftiert sind, nicht weiter ab! Unschuldige gibt es nicht. Alle diese Leute sind im höchsten Maße verworfen. Wir kennen sie ja,“ sprach er in einem Tone, der keine Möglichkeit eines Zweifels zuließ. „Und, wie gesagt, dienen Sie! Das ist das beste, was Sie tun können. Der Zar braucht ehrliche Leute... und auch das Vaterland braucht sie,“ fügte er hinzu. „Wenn ich, und alle andern, so wie Sie, nicht dienen wollten — wer bliebe dann noch übrig? Wir räsionieren über die jetzige Ordnung der Dinge — und wollen dabei der Regierung nicht helfen!“

Nechljudow seufzte schwer auf, verneigte sich tief, drückte die herablassend nach ihm ausgestreckte große, knochige Hand und verließ das Zimmer.

Der General schüttelte mißbilligend den Kopf,

rieb sich das Kreuz und begab sich nach dem Salon zurück, wo ihn der Künstler schon erwartete. Dieser hatte inzwischen bereits die Antwort niedergeschrieben, welche die Seele der Jungfrau von Orleans ihm gegeben hatte. Der General setzte sein Pincenez auf und las: „Sie erkennen einander an dem Lichte, das ihr Aetherleib ausstrahlt.“

„Ah!“ sagte der General beifällig, während er die Augenlider schloß. „Aber wie vermögen sie einander zu erkennen, wenn doch das Licht bei allen das gleiche ist?“ fragte er. Und dann griff er mit den Fingern seiner Hand wieder zwischen die Finger des Künstlers und setzte sich von neuem an das Tischchen.

Der Mietskutscher Nechljudows fuhr zum Tore der Festung hinaus.

„So traurig ist es hier, Herr,“ sagte er, zu Nechljudow gewandt. „Ich wollte schon ohne Sie wegfahren.“

„Ja, sehr traurig ist es,“ stimmte Nechljudow ihm bei, während er aus voller Brust aufatmete und wie erleichtert nach den rauchfarbigen Wolken am Himmel und den schimmernden Fluten der Newa hinschaute, die von den Ruderbooten und Dampfern gekräuselt wurden.

20.

Am Tage darauf sollte die Angelegenheit der Maslowa zur Verhandlung kommen, und so begab sich Nechljudow nach dem Senat. Der Advokat traf mit ihm an der pompösen Auffahrt des Senatsge-

bäudes zusammen, wo bereits mehrere Equipagen hielten. Auf der prächtigen Paradetreppe gelangter sie nach dem zweiten Stockwerk, worauf sich der Advokat, der hier alle Wege und Stege kannte, nach einer Tür zur Linken wandte, auf der die Jahreszahl der Einführung der Gerichtsreform aufgemalt war. In dem ersten, langen Zimmer legte Fanarin seinen Paletot ab, erfuhr dann von dem Schweizer, daß die Senatoren sich bereits versammelt hätten und der letzte soeben vorbeigegangen sei, und begab sich so, wie er war, im Frack und mit der weißen Krawatte über der weißen Brust, voll heiterer Zuversicht in das folgende Zimmer. In diesem stand rechts ein großer Schrank, dann folgte ein Tisch, während links eine Wendeltreppe hinaufführte, auf der soeben ein eleganter Beamter in Vizeuniform, mit einem Portefeuille unter der Achsel herabgeschritten kam. In dem Zimmer lenkte ein alter Herr von patriarchalischem Aussehen, mit langem weißem Haar, in einer kurzen Jacke und grauen Beinkleidern, die Aufmerksamkeit auf sich; neben ihm standen zwei Diener in ganz besonders ehrerbietiger Haltung.

Der alte Herr mit dem weißen Haar trat in den großen Schrank hinein und verschwand darin. In diesem Augenblick bemerkte Fanarin einen Kollegen — einen Advokaten im Frack, mit weißer Krawatte, mit dem er sogleich eine lebhaftere Unterhaltung anknüpfte.

Nechljudow betrachtete inzwischen die übrigen im Zimmer anwesenden Personen. Es waren ihrer gegen fünfzehn, darunter zwei Damen, eine jüngere im Pincenez und eine andere, grauhaarige. Die

Sache, die zunächst heute zur Verhandlung kommen sollte, betraf ein Pressedelikt, und so war das Publikum, das sich versammelt hatte, zahlreicher als sonst. Es waren zumeist Angehörige der Journalistenwelt.

Der Nuntius, ein rotwangiger, stattlicher Mann in einer prächtigen Uniform, kam mit einem Zettel in der Hand auf Fanarin zu und fragte ihn, in welcher Sache er anwesend sei, und als er hörte, er sei wegen des Prozesses der Maslowa gekommen, machte er sich eine Notiz und entfernte sich. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Schrankes, und der alte Herr mit dem patriarchalischen Aussehen trat heraus, doch nicht mehr in der kurzen Jacke, sondern in einer glänzenden, bunten Uniform, die ihn einem Vogel ähnlich machte.

Diese Uniform brachte augenscheinlich den Alten selbst in Verlegenheit, denn er ging rasch — weit rascher, als er sonst zu gehen pflegte — durch die Tür, die der Eingangstür gegenüberlag.

„Das ist Beh, ein höchst ehrenwerter Mann,“ sagte Fanarin zu Nechljudow, und nachdem er ihn mit seinem Kollegen bekannt gemacht hatte, erzählte er von dem nach seiner Meinung sehr interessanten Preßprozesses, der sogleich beginnen mußte.

Die Verhandlung begann in der Tat sehr bald, und Nechljudow ging mit dem Publikum zusammen nach links in den Sitzungssaal. Alle, auch Fanarin, gingen hinter die Barriere, auf die für das Publikum bestimmten Plätze. Nur der Petersburger Advokat trat weiter vor, an das Pult vor der Barriere.

Der Sitzungssaal des Senats war kleiner als der Saal des Bezirksgerichts, er war auch einfacher eingerichtet und unterschied sich im übrigen von jenem nur dadurch, daß der Tisch, an dem die Senatoren saßen, nicht mit grünem Tuche, sondern mit himbeerfarbenem Samt überzogen und mit goldener Borte besetzt war; die Attribute der Gerechtigkeit waren jedoch dieselben, wie man sie gleichmäßig an allen Stätten der Justiz findet, nämlich der „Gerichtsspiegel“, das Heiligenbild und das Porträt des Monarchen. Ebenso feierlich wie im Bezirksgericht verkündete der Nuntius: „Der Gerichtshof kommt!“ — ebenso wie dort erhoben sich auch hier alle Anwesenden, ebenso traten die Senatoren in ihren Uniformen in den Saal, setzten sich ebenso auf die Sessel mit den hohen Rückenlehnen, stützten ebenso die Ellbogen auf den Tisch und suchten ebenso eine natürliche, ungezwungene Haltung anzunehmen.

Es waren vier Senatoren anwesend. Den Vorsitz führte Nikitin, ein Mann mit glattrasiertem, schmalen Gesicht und stählernen Augen. Dann kam Wolff, der bedeutungsvoll die Lippen zusammenkniff und mit den kleinen, weißen Händen in den Prozeßakten blätterte. Als dritter folgte Skoworodnikow, ein dicker, schwerfälliger Mann mit pockennarbigem Gesichte, der gelehrte Jurist des Kollegiums, und endlich als vierter Beh, der alte Herr von patriarchalischem Aussehen, der zuletzt gekommen war. Zugleich mit den Senatoren kam der Obersekretär und der Oberstaatsanwaltsgchilfe, ein junger Mann mittlerer Größe, hager, glattrasiert, mit sehr dunklem

Teint und melancholischen schwarzen Augen. Nechljudow erkannte in ihm sogleich, trotz der seltsamen Uniform und eines Zeitraumes von sechs Jahren, in dem er ihn nicht gesehen, einen seiner besten Freunde aus der Studentenzeit wieder.

„Heißt der Gehilfe des Oberstaatsanwalts nicht Selenin?“ fragte er den Advokaten.

„Ja, warum?“

„Ich kenne ihn gut, er ist ein vortrefflicher Mensch...“

„Und ein vortrefflicher Oberstaatsanwaltsgehilfe, sehr tüchtig! An den hätten wir uns wenden sollen,“ sagte Fanarin.

„Er wird jedenfalls gewissenhaft vorgehen,“ sagte Nechljudow, der seines Freundschaftsverhältnisses mit Selenin und seiner liebenswürdigen Eigenschaften, seiner Lauterkeit, Ehrlichkeit und Anständigkeit — im besten Sinne dieses Wortes — gedachte.

„Jetzt ist's leider zu spät,“ flüsterte Fanarin, dessen Aufmerksamkeit bereits ganz durch den soeben begonnenen Vortrag über den Preßprozeß in Anspruch genommen war. Es wurde über eine Beschwerde gegen das Urteil des Appellationsgerichts verhandelt, das die Entscheidung des Bezirksgerichts, dem Antrage der Beschwerdeführer entgegen, nicht aufgehoben hatte.

Nechljudow begann zuzuhören und gab sich alle Mühe, die Bedeutung dessen, was sich da vor ihm abspielte, zu begreifen, aber ebenso wie im Bezirksgericht bestand die Hauptschwierigkeit für das Verständnis der Sache darin, daß nicht davon die Rede war, was naturgemäß als die Hauptsache erschien,

sondern von völlig nebensächlichen Dingen. Es handelte sich um einen Zeitungsartikel, in dem dem Direktor einer Aktiengesellschaft eine betrügerische Handlung vorgeworfen wurde. Als wesentlich und wichtig, so hätte man meinen sollen, hätte hier nur eins erscheinen müssen: ob es wahr ist, daß der Direktor der Aktiengesellschaft seine Vollmachtgeber bestiehlt, und wie es anzufangen ist, daß er aufhört, sie zu bestehlen. Davon war jedoch überhaupt nicht die Rede. Es wurde vielmehr nur davon gesprochen, ob der Herausgeber der Zeitung gesetzlich berechtigt war, den betreffenden Feuilletonartikel abzdrukken oder nicht, und welches Vergehens er sich durch den Abdruck schuldig gemacht hatte, ob einer bloßen Beleidigung oder einer Verleumdung, ob ferner in der Beleidigung auch schon die Verleumdung oder in der Verleumdung die Beleidigung stecke, und noch so dies und das, was für einen schlichten Menschenverstand schwer verständlich war.

Das eine jedoch begriff Nechljudow ganz klar, daß der Senator Wolff, der den Bericht über die Sache erstattete, so eifrig er ihm gestern darzulegen versucht hatte, daß der Senat auf den Kern der Sache nicht eingehen dürfe, gleichwohl in der vorliegenden Verhandlung seinen Bericht ganz offenkundig darauf zugeschnitten hatte, daß das Urteil des Appellationsgerichts aus inhaltlichen Gründen zu kassieren sei, und daß Selenin, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen charakteristischen Zurückhaltung, auffallend leidenschaftlich sich in entgegengesetztem Sinne aussprach. Das leidenschaftliche Auftreten des sonst so zurückhaltenden Selenin, über das Nech-

Ijudow sich jetzt so sehr wunderte, hatte seinen Grund darin, daß er den Direktor der Aktiengesellschaft als einen in Geldfragen skrupellosen Mann kannte und überdies zufällig erfahren hatte, daß Wolff noch ganz kurz vor der Verhandlung im Senat von dem Profitmacher zu einem glänzenden Diner geladen war. Als nun Wolff jetzt, zwar nur mit aller Vorsicht, aber doch immerhin mit handgreiflicher Parteilichkeit seinen Bericht erstattete, verlor Selenin seine Fassung und brachte seine Meinung in einer für eine so alltägliche Sache allzu temperamentvollen Form zum Ausdruck. Seine Worte hatten Wolff offenbar verletzt: er wurde rot, zuckte mit den Achseln, gab durch stummes Mienenspiel seiner Verwunderung Ausdruck und ging würdevoll, mit dem Ausdruck der Kränkung, zugleich mit den übrigen Senatoren nach dem Beratungszimmer.

„Wegen welcher Sache sind Sie eigentlich hier?“ fragte der Nuntius nochmals Fanarin, als die Senatoren sich entfernt hatten.

„Ich sagte Ihnen doch schon: wegen der Sache der Maslowa,“ versetzte Fanarin.

„Ganz recht. Die Sache kommt heute zur Verhandlung. Aber . . .“

„Was denn?“ fragte der Advokat.

„Ja, sehen Sie — diese Sache sollte ohne die Parteien verhandelt werden, so daß die Herren Senatoren nach der Urteilsfällung nicht wieder herauszukommen brauchten. Aber . . . ich will es melden . . .“

„Ja — was denn? Wieso denn?“

„Nichts, nichts, ich will es melden,“ sagte der

Nuntius und machte sich eine Notiz auf seinem Blatt Papier.

Die Senatoren hatten tatsächlich beabsichtigt, nach Erledigung des Verleumdungsprozesses alle übrigen Sachen, darunter auch die Beschwerde der Maslowa, bei Tee und Zigaretten zu erledigen, ohne erst das Beratungszimmer zu verlassen.

21.

Sobald die Senatoren im Beratungszimmer am Tische Platz genommen hatten, begann Wolff in sehr lebhafter Weise die Motive darzulegen, auf Grund deren die Vorentscheidung kassiert werden müsse. Der Vorsitzende, der auch sonst kein Mann von Wohlwollen war, war heute ganz besonders schlecht gelaunt. Er hatte sich bereits während der Sitzung, als er dem Vortrage zuhörte, seine Meinung gebildet und saß jetzt, ohne auf Wolff zu hören, in seine Gedanken vertieft da. Diese Gedanken beschäftigten sich mit den Aufzeichnungen, die er gestern für seine „Memoiren“ niedergeschrieben hatte. Diese Aufzeichnungen bezogen sich darauf, daß nicht er, sondern irgendein Weljanow auf einen gewissen wichtigen Posten berufen worden war, den er selbst schon seit langem zu erhalten gewünscht hatte. Der Vorsitzende Nikitin war fest davon überzeugt, daß seine Urteile über verschiedene Beamte der beiden ersten Rangklassen, mit denen er während seiner Dienstzeit in Beziehung getreten war, ein sehr wertvolles histo-

risches Material bildeten. In dem Kapitel, das er gestern niedergeschrieben, hatte er verschiedene Beamte der beiden ersten Rangklassen ganz gehörig vermuckt, weil sie ihn gehindert hatten, wie er es ausdrückte, „Rußland vor dem Untergange zu retten“, dem seine jetzigen Machthaber es unweigerlich entgegenführten. In Wahrheit hatte er es jedoch nur deshalb getan, weil sie ihn verhindert hatten, ein größeres Gehalt zu beziehen, als er jetzt bezog. Über diese Angelegenheit sann er nun nach und suchte sich auszumalen, in welchem völlig neuen Lichte sie, dank seinen Aufzeichnungen, dereinst der Nachwelt erscheinen werde.

„Ja, versteht sich,“ sagte er zu Wolff, der sich mit einer Bemerkung an ihn gewandt hatte, ohne daß er dessen Worte gehört hatte.

Senator Beh hatte Wolff mit nachdenklichem Gesichte zugehört und dabei auf das vor ihm liegende Blatt Papier Guirlanden gezeichnet. Beh war ein Liberaler vom reinsten Wasser. Er hütete die Traditionen der sechziger Jahre wie ein Heiligtum, und wenn er einmal von der strengen Unparteilichkeit abwich, so geschah es nur im Sinne der liberalen Denkweise. So war er im vorliegenden Falle dafür, daß der Beschwerde des Direktors nicht stattgegeben werde, nicht nur darum, weil der Direktor ein fauler Spekulant und ein unsauberer Charakter war, sondern vor allem darum, weil eine Verurteilung des Journalisten wegen Verleumdung des Direktors auf eine Unterdrückung der Preßfreiheit hinausgekommen wäre. Als Wolff seine Beweisführung beendet hatte, nahm Beh, ohne seine Guirlande zu Ende

gezeichnet zu haben, mit Wehmut — die offenbar darin ihren Grund hatte, daß er solche Selbstverständlichkeiten erst noch beweisen mußte — das Wort und wies mit seiner sanften, angenehmen Stimme kurz, schlicht und überzeugend nach, wie wenig stichhaltig die Beschwerde sei, worauf er, den Kopf mit dem weißen Haar sinken lassend, sich wieder setzte und seine Guirlande zu Ende zeichnete.

Skoworodnikow, der Wolff gegenüber saß und die ganze Zeit über sich den Kinn- und Schnurrbart mit den dicken Fingern in den Mund gestopft hatte, gab diesen Zeitvertreib sogleich, nachdem Beh seine Rede beendet hatte, auf und führte mit seiner lauten, knarrenden Stimme aus, daß, obschon der Direktor der Aktiengesellschaft ein großer Spitzbube sei, er doch für die Kassation des Urteils eintreten würde, wenn hierfür die gesetzlichen Gründe vorhanden wären, da jedoch solche fehlten, schließe er sich der Auffassung von Iwan Semjonowitsch Beh an, wobei man es ihm ansehen konnte, daß er sich ganz besonders darüber freute, Wolff einen tüchtigen Hieb versetzt zu haben. Der Vorsitzende schloß sich der Meinung Skoworodnikows an, und die Sache war in ablehnendem Sinne entschieden.

Wolff war in ärgerlicher Stimmung, ganz besonders darum, weil er einer nicht ganz einwandfreien Parteinahme überführt schien; er stellte sich jedoch gleichgültig, schlug die Akten der nun zur Verhandlung gelangenden Sache der Maslowa auf und vertiefte sich in ihre Lektüre. Die Senatoren hatten inzwischen geklingelt, verlangten Tee und

kamen in ein Gespräch über eine Affäre, die um jene Zeit neben dem Duell Kamenskijs ganz Petersburg beschäftigte. Es handelte sich um ein Verbrechen gegen Artikel 995 des Strafgesetzbuches, bei dessen Begehung ein Departementsdirektor in flagranti ertappt worden war. Während Beh seinen ganzen Abscheu über die Verirrung des Ertappten äußerte, nahm Skoworodnikow die Sache auf die leichte Achsel und begnügte sich mit einigen kräftigen Scherzen.

Inzwischen trat der Nuntius ins Beratungszimmer mit der Meldung, daß Nechljudow und der Advokat bei der Verhandlung der Sache der Maslowa anwesend zu sein wünschten.

„Hier sind die Akten dieses Prozesses,“ sagte Wolff — „eine ganz romanhafte Geschichte!“ Und er erzählte, was er von den Beziehungen Nechljudows zur Maslowa wußte.

Die Senatoren tauschten ihre Meinung über den Fall aus, rauchten ihre Zigaretten zu Ende, leerten die Teegläser und begaben sich dann in den Sitzungssaal zurück. Nachdem das Urteil in dem vorhergehenden Prozesse verkündet war, machten sie sich an die Sache der Maslowa.

Wolff erstattete mit seiner hohen Stimme sehr ausführlich den Bericht über das Kassationsgesuch der Maslowa, und auch diesmal wieder blieb er nicht ganz unparteiisch, sondern ließ sichtlich den Wunsch durchblicken, daß das Urteil des Gerichts kassiert werden möchte.

„Haben Sie etwas hinzuzufügen?“ wandte sich der Vorsitzende an Fanarin.

Fanarin erhob sich, streckte die breite weiße Brust vor und wies mit erstaunlicher Eindringlichkeit und Präzision des Ausdrucks Zug um Zug nach, daß das Gericht in sechs Punkten vom genauen Sinne des Gesetzes abgewichen sei, und außerdem erlaubte er sich, wenn auch nur in Kürze, auf den Kern der Sache einzugehen und die himmel-schreiende Ungerechtigkeit des Urteils zu kennzeichnen. Der Ton der kurzen, aber kraftvollen Rede Fanarins war so gehalten, daß es schien, als entschuldige er sich, auf dem bestehen zu müssen, was die Herren Senatoren mit ihrem Scharfsinn und ihrer juristischen Überlegenheit ohnedies besser begriffen als er, und als tue er dies nur darum, weil es die einmal übernommene Pflicht von ihm verlange. Nach Fanarins Rede konnte, wie man annehmen durfte, auch nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, daß der Senat die Entscheidung des Gerichts kassieren würde. Ein siegreiches Lächeln verklärte das Gesicht des Advokaten nach Beendigung seiner Rede. Als Nechljudow ihn so sah und sein Lächeln bemerkte, war er überzeugt, daß die Sache gewonnen sei. Als er jedoch die Senatoren ansah, mußte er sich überzeugen, daß Fanarin der einzige war, der da lächelte und triumphierte. Die Senatoren und der Oberstaatsanwaltsgehilfe lächelten und triumphierten nicht, sondern sahen aus wie Leute, die sich langweilten und sich im stillen sagten: „Wir haben solches Zeug, wie du es da vorbringst, schon oft genug gehört, das hat alles keinen Zweck!“ Sie schienen alle erst befriedigt, als der Advokat zu Ende war und sie nicht

länger unnütz aufhielt. Sogleich nach Beendigung der Rede des Advokaten wandte sich der Vorsitzende an den Oberstaatsanwaltsgehilfen. Selenin sprach sich kurz, klar und präzis dafür aus, daß das Urteil in Kraft bleiben solle, da nach seiner Meinung die vorgebrachten Kassationsgründe nicht stichhaltig seien. Gleich darauf erhoben sich die Senatoren und gingen in das Beratungszimmer. Hier teilten sich die Stimmen. Wolff war für die Kassation; Beh, der begriffen hatte, um was es sich im Grunde genommen handelte, trat gleichfalls voll Eifer für die Kassation ein, indem er den Kollegen in seiner lebhaften Weise ein Bild des Gerichts entwarf und das Versehen der Geschworenen, das er ganz richtig erkannte, hervorhob. Nikitin, der, wie immer, für eine strenge Auffassung, namentlich bezüglich der Formalitäten, eintrat, war gegen die Aufhebung des Urteils. Die Entscheidung lag ganz und gar bei Skoworodnikow. Und dieser stimmte gegen die Kassation, hauptsächlich darum, weil Nechljudows Entschluß, im Namen der sittlichen Forderung dieses Mädchen zu heiraten, ihm im höchsten Grade unsympathisch war. Skoworodnikow war Materialist und Darwinist und hielt jede Äußerung der abstrakten Moral, oder gar der Religiosität, nicht nur für einen verächtlichen Unsinn, sondern für eine Beleidigung seiner eigenen Person. Alle die Umstände, die mit dieser Prostituierten gemacht wurden, das Erscheinen des berühmten Advokaten, der ihre Verteidigung übernommen hatte, hier im Senat, und obendrein noch die Anwesenheit Nechljudows — alles das war ihm im höchsten Maße zuwider. Und er stopfte sich den

Bart in den Mund, und schnitt Grimassen, und wußte sich in sehr geschickter und natürlicher Weise das Ansehen zu geben, als wisse er von der ganzen Sache eben nur so viel, daß die vorgebrachten Kassationsgründe nicht ausreichend seien, weshalb er dem Vorsitzenden, der gegen die Kassation sei, bestimmen müsse.

Und so wurde die Beschwerde abgelehnt.

22.

„Das ist ja entsetzlich!“ sprach Nechljudow, als er mit dem Advokaten, der eben sein Portefeuille ordnete, ins Vorzimmer hinausgetreten war. „In einer Sache, die so absolut klar liegt, klammern sie sich an die Form und lehnen das Gesuch einfach ab! Entsetzlich!“

„Die Sache ist im Gericht verpfuscht worden,“ sagte der Advokat.

„Und auch Selenin ist für die Ablehnung! Entsetzlich, entsetzlich!“ wiederholte Nechljudow immer von neuem. „Was ist jetzt zu tun?“

„Jetzt werden wir an Allerhöchster Stelle ein Gnadengesuch einreichen. Tun Sie das selbst, solange Sie noch hier sind! Ich werde es Ihnen aufsetzen.“

In diesem Augenblick trat der kleine Wolff in seiner ordengeschmückten Uniform ins Empfangszimmer und ging auf Nechljudow zu.

„Was ist da zu machen, lieber Fürst! Die angeführten Gründe reichten eben nicht aus,“ sagte

er, zuckte mit den schmalen Schultern und ging, die Augen schließend, seiner Wege.

Gleich nach Wolff kam auch Selenin herein, der von den Senatoren gehört hatte, daß sein alter Freund Nechljudow anwesend sei.

„Sieh doch! Ich hätte nicht erwartet, dich hier zu treffen,“ sagte er, auf Nechljudow zutretend, mit lächelnden Lippen, während seine Augen ihren schwermütigen Ausdruck behielten. „Ich erfuhr erst kürzlich, daß du in Petersburg bist.“

„Und ich erfuhr erst heute, daß du Staatsanwalt bist . . .“

„Nur Gehilfe,“ berichtigte ihn Selenin. „Wie kommst du hierher in den Senat?“ fragte er, den Freund melancholisch anblickend. „Was hat dich hergeführt?“

„Ich hoffte hier Gerechtigkeit zu finden und eine unschuldig verurteilte Frau retten zu können.“

„Was für eine Frau?“

„Es handelt sich um die Sache, die soeben entschieden wurde.“

„Ah, die Sache der Maslowa,“ sagte Selenin sich besinnend. „Die Beschwerde war vollkommen unbegründet.“

„Es handelt sich nicht um die Beschwerde, sondern um die Frau, die unschuldig ist und doch bestraft werden soll.“

Selenin seufzte.

„Leicht möglich, indes . . .“

„Nicht nur möglich ist's, sondern ganz sicher . . .“

„Woher weißt du denn das?“

„Weil ich in der Sache Geschworener war. Ich weiß, was für einen Fehler wir gemacht haben.“

Selenin dachte nach.

„Das hätte sofort erklärt werden müssen,“ sagte er.

„Ich habe es auch sofort erklärt.“

„Es hätte ins Protokoll aufgenommen werden müssen. Wenn die Kassationsbeschwerde einen solchen Vermerk enthielte . . .“

Selenin, der immer sehr beschäftigt war und nur wenig in Gesellschaft kam, hatte offenbar von Nechljudows Roman nichts gehört. Als Nechljudow das merkte, beschloß er, ihn auch weiter über seine Beziehungen zur Maslowa in Unkenntnis zu lassen.

„Es lag doch auch so auf der Hand, daß das Urteil einfach ungereimt ist,“ sagte er.

„Der Senat hat kein Recht, das auszusprechen,“ sagte Selenin. „Wenn der Senat sich erlauben wollte, die Gerichtsurteile mit Rücksicht darauf, ob er sie für gerecht oder ungerecht hält, zu kassieren, würde er nicht nur jede Richtschnur verlieren und die Gerechtigkeit mehr untergraben als stützen, sondern die Entscheidungen der Geschworenen würden überhaupt jede Bedeutung einbüßen.“

„Ich weiß nur so viel, daß diese Frau vollkommen unschuldig ist, und daß die letzte Hoffnung, sie vor unverdienter Strafe zu bewahren, ihr verloren gegangen ist. Die höhere Instanz hat eine offenkundige Ungesetzlichkeit bestätigt.“

„Bestätigen konnte sie sie nicht, weil sie auf das Wesen der Sache nicht eingegangen ist und auch nicht eingehen durfte,“ sagte Selenin, die

Augenlider halb schließend. „Du bist vermutlich bei deiner Tante abgestiegen,“ fügte er, offenbar in der Absicht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, hinzu. „Ich hörte gestern, daß du hier bist. Gräfin Katerina Iwanowna hat mich eingeladen, mit dir zusammen den Vortrag eines Wanderpredigers anzuhören,“ sagte Selenin, mit den Lippen allein lächelnd.

„Ich bin dagewesen, bin aber angewidert weggegangen,“ sagte Nechljudow ärgerlich. Er war ungehalten darüber, daß Selenin das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken suchte.

„Warum angewidert? Es ist immerhin eine Bekundung des religiösen Gefühls, wenn sie auch einseitig und ketzerisch ist.“

„Blödsinn ist es, ganz offenkundiger Blödsinn,“ sagte Nechljudow.

„Nun, das möchte ich nicht sagen. Sonderbar ist daran nur, daß wir die Lehre unserer Kirche so wenig kennen und auf einmal als eine nagelneue Entdeckung ansehen, was längst zu den Grunddogmen der Kirche gehört,“ sagte Selenin mit Eifer, als könnte er seinen einstmaligen Freund nicht rasch genug mit seinen neuen Ansichten bekannt machen, die dieser noch nicht kannte.

Nechljudow blickte Selenin aufmerksam und nicht ohne Verwunderung an. Selenin schlug seine Augen, in denen neben der Schwermut auch eine gewisse Kampflust lag, nicht nieder.

„Ja — glaubst du denn an die Dogmen der Kirche?“ fragte ihn Nechljudow.

„Gewiß glaube ich daran,“ antwortete Selenin

und sah bei seinen Worten Nechljudow gerade in die Augen.

„Sonderbar,“ sagte Nechljudow und seufzte dabei leise.

„Übrigens — wir reden wohl später noch davon,“ sagte Selenin. „Ich komme schon,“ sagte er, zu dem Nuntius gewandt, der sich ihm ehrerbietig näherte. „Wir müssen uns unbedingt noch einmal sehen,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Nur weiß ich nicht, wann man dich treffen kann? Wann bist du denn zu Hause? Mich kannst du stets um sieben Uhr beim Mittagessen treffen. Ich wohne Nadeschdinskaja“ — er sagte ihm die Hausnummer. „Es ist seit jener Zeit, die wir zusammen verbrachten, viel Wasser bergab gelaufen,“ fügte er im Weggehen hinzu und lächelte wieder mit den bloßen Lippen.

„Ich komme, wenn ich Zeit finde,“ sagte Nechljudow. Er hatte das Gefühl, daß dieser Mensch, der seinem Herzen einmal so nahe gestanden hatte, ihm plötzlich, auf Grund dieses kurzen Gespräches, ganz fremd und unverständlich, wenn nicht feindselig geworden war.

23.

In der Zeit, da Nechljudow Selenin als Studenten kannte, war dieser ein vortrefflicher Sohn, ein treuer Kamerad und, in Anbetracht seiner Jugend, ein Weltmann von Bildung und feinem Takt gewesen — stets elegant und schick, und dabei ungewöhnlich wahrheitsliebend und ehrenhaft. Er lernte sehr gut

und ohne große Mühe, war in keiner Hinsicht pedantisch und bekam für seine Aufsätze stets goldene Medaillen.

Er hatte sich nicht nur mit Worten, sondern auch in seinem Wirken das Ziel gesetzt, sein Leben dem Dienste der Menschheit zu weihen. Diesen Dienst vermochte er sich nicht anders vorzustellen, als in der Form des Staatsdienstes; sobald er daher die Universitätskurse beendet hatte, prüfte er systematisch alle Berufe, in denen er seine Kräfte betätigen könnte, und entschied sich dahin, daß er am nützlichsten in der zweiten Abteilung der kaiserlichen Zivilkanzlei wirken könne, die sich mit der Redigierung der Gesetze befaßte, und in diese trat er denn auch ein. Doch obschon er alles das, was von ihm verlangt wurde, aufs genaueste und gewissenhafteste erfüllte, fand er in diesem Dienstzweige doch nicht die erwartete Befriedigung seines Wunsches, sich nützlich zu machen, und konnte sich nicht davon überzeugen, daß er das tue, was er nach seiner Meinung tun mußte. Dieses Gefühl der Unbefriedigtheit steigerte sich infolge verschiedener Zusammenstöße mit seinen sehr kleinlichen, eitlen Vorgesetzten so sehr, daß er aus der zweiten Abteilung ausschied und zum Senat überging. Im Senat fühlte er sich zwar wohler, doch verfolgte ihn hier dasselbe Gefühl der Unbefriedigtheit. Er wurde die Empfindung nicht los, daß das alles nicht das war, was er erwartet hatte, und was sein mußte. Während er im Senat tätig war, setzten seine Verwandten seine Ernennung zum Kammerjunker durch, und er mußte in der gestickten Uniform, mit dem vor-

schriftsmäßigen Abzeichen eines Dieners, zu verschiedenen Personen fahren, um sich dafür zu bedanken, daß man ihn zu dieser hervorragenden Lakaienstellung befördert hatte. Noch deutlicher als vorher fühlte er jetzt, daß dies nicht das „Rechte“ sei, doch konnte er einerseits die Ernennung nicht ablehnen, um diejenigen nicht zu verletzen, die ihm damit eine große Freude bereitet zu haben glaubten, und andererseits schmeichelte diese Ernennung doch auch den schlechteren Instinkten seiner Natur, und es bereitete ihm immerhin ein Vergnügen, sich im Spiegel in der goldgestickten Uniform zu sehen und die Achtung zu genießen, die diese Ernennung bei einigen Leuten hervorrief.

Ähnlich erging es ihm auch mit seiner Heirat. Man hatte ihm eine — vom Standpunkte der Welt betrachtet — überaus glänzende Partie verschafft, und er war auf die Sache eingegangen, gleichfalls wieder aus dem Hauptgrunde, weil er durch eine Ablehnung der jungen Dame, die die Heirat wünschte, wehgetan und diejenigen, die sie arrangiert hatten, verletzt hätte, und nebenbei wohl auch, weil die Heirat mit einem jungen, hübschen, vornehmen Mädchen seiner Eigenliebe schmeichelte und ihm Freude machte. Sehr bald aber stellte sich heraus, daß diese Heirat ebensowenig das „Rechte“ war, wie seine dienstliche Stellung und sein Hofamt. Nach dem ersten Kinde wollte die Frau keine Kinder mehr haben und begann ein luxuriöses Weltleben zu führen, an dem auch er wohl oder übel teilnehmen mußte. Obschon sie durch diese Lebensführung ihrem Manne das Dasein vergiftete und

selbst nur Anstrengungen und Enttäuschungen davon hatte, blieb sie doch diesem Leben geflissentlich treu. Alle seine Versuche, sie davon abzubringen, prallten an ihrer von allen ihren Verwandten und Bekannten unterstützten Überzeugung, daß es so sein müsse, wie an einer ehernen Mauer ab.

Das Kind, ein Mädchen mit langen goldenen Locken und schlanken, nackten Beinchen, war ein dem Vater vollkommen fremdes Wesen, da es ganz anders erzogen wurde, als er wünschte. Zwischen den Eheleuten bildete sich der übliche Zustand des gegenseitigen Nichtverstehens und sogar Nichtverstehenwollens aus, und es kam zu einem schweigsamen, vor der Welt verborgenen und nur durch die Vorschriften des Anstandes gemilderten Kampfe, der Selenin das Leben im Hause sehr schwer machte. Sein Familienleben schien ihm somit in noch weit höherem Grade „nicht das Rechte“ zu sein, als selbst der Dienst und die Stellung am Hofe.

Am stärksten aber äußerte sich seine Unbefriedigtheit auf dem Gebiete der Religion. Wie die meisten Angehörigen seiner Gesellschaftskreise, hatte auch er durch seinen Bildungsgang die Fesseln der kirchlichen Anschauung, in der er erzogen worden war, mit Leichtigkeit abgestreift, und als ein ernster, ehrlicher Mensch hatte er während seiner Studentenzeit dies im nahen Verkehr mit Nechljudow nicht verheimlicht. Sobald er jedoch in den Dienst getreten war, begann diese geistige Freiheit ihn zu stören. Selten ging ein Tag vorüber, ohne daß er in irgendwelche Beziehungen zu den äußeren Formen des Kultus getreten wäre — Beziehungen, denen

aus dem Wege zu gehen nicht anging. Immer wieder mußte er, weil es der Dienst und die öffentliche Meinung so verlangten, den kirchlichen Zeremonien beiwohnen — er mußte also entweder, was ihm bei seinem rechtschaffenen Charakter unmöglich war, sich so stellen, als glaube er an Dinge, an die er in Wirklichkeit nicht glaubte, oder er mußte sich einen inneren Ausgleich, einen Ausweg aus dem Dilemma zu schaffen suchen, der ihm gestattete, jene Dinge zu bejahen und die Stellung im Staatsdienste zu behalten, die ihm jetzt schon Gelegenheit bot, recht viel Nützliches für die Menschheit zu leisten und, wie er hoffte, ihm in Zukunft noch viel mehr Gelegenheit dazu bieten würde.

So ließ er denn zunächst eine kleine Lüge zu, die darin bestand, daß er sich sagte: um das Unvernünftige unvernünftig nennen zu können, muß man seine Unvernunft erst studiert haben. Und so wandte er sich dem Studium solcher philosophischen und religiösen Werke zu, die wenigstens den Schein einer inneren Beruhigung und einer Rechtfertigung der kirchlichen Lehre, in der er erzogen war, erzeugten — jener Lehre, die sein Verstand zwar schon lange verworfen hatte, deren offene Ablehnung jedoch sein Leben mit allerhand Verdruß erfüllt hätte, der bei Anerkennung der Lehre ohne weiteres fortfiel. So eignete er sich denn die gewöhnlichen Sophismen an, daß „der Verstand des Einzelmenschen die Wahrheit nicht zu erkennen vermöge“, daß „die Wahrheit nur der Gesamtheit der Menschen offenbart worden sei“, daß „die Kirche die Trägerin der Offenbarung sei“ und dergleichen. Von

diesem Standpunkte aus konnte er alle kirchlichen Zeremonien mitmachen und seiner dienstlichen Tätigkeit treu bleiben, die ihm die Möglichkeit gab, Nutzen zu stiften und sich über sein freudloses Familienleben zu trösten. Er glaubte selbst, daß er glaube, sagte sich jedoch im stillen, daß dieser Glaube „nicht das Rechte“ sei, und darum hatte er stets diese schwermütigen, trauervollen Augen.

Als er nun jetzt Nechljudow erblickte, den er noch in jener Zeit gekannt hatte, da all diese Lügen und Zweifel sich noch nicht in ihm eingenistet hatten, sah er sich selbst plötzlich so, wie er damals gewesen, und fühlte mehr als je, zumal nachdem er ihm eine Andeutung über seine neue religiöse Auffassung gegeben, daß seine religiöse Auffassung „nicht das Rechte“ sei, und es wurde ihm gar wehmütig zumute. Und ein Gefühl der Wehmut empfand auch Nechljudow nach dem ersten Eindruck der Freude, den der Anblick des alten Freundes in ihm hervorgerufen hatte. Und darum suchten beide, obschon sie einander zugesagt hatten, daß sie sich wieder treffen wollten, dieses Wiedersehen nicht und sahen sich während dieses Aufenthalts Nechljudows in Petersburg in der Tat nicht.

24.

Nechljudow hatte mit dem Advokaten das Senatsgebäude verlassen, und sie gingen zusammen das Trottoir entlang. Fanarin ließ seine Kutsche hinterher fahren und begann Nechljudow mit allen möglichen Skandalgeschichten zu unterhalten. Er

erzählte von jenem Departementsdirektor, von dem auch die Senatoren gesprochen hatten — obschon er bei seinem Verbrechen in flagranti ertappt worden war, wurde er nicht, wie das Gesetz es vorschrieb, zu Zwangsarbeit verurteilt, sondern als Gouverneur nach dem östlichen Sibirien „strafversetzt“. Fanarin erzählte von verschiedenen hochgestellten Leuten, die das für ein öffentliches Denkmal bestimmte Geld gestohlen hätten, von der Maitresse des Herrn Soundso, die an der Börse Millionen gewonnen habe, von einem Manne, der seine Frau einem Freunde für bares Geld verkauft habe, und von allen möglichen Gaunereien und Verbrechen hoher Würdenträger, die nicht im Gefängnis, sondern auf den Präsidentenstühlen der verschiedenen Staatsbehörden saßen. Diese Erzählungen, die dem Advokaten anscheinend in unerschöpflicher Fülle zu Gebote standen, machten ihm selbst offenbar viel Vergnügen, da sie klar und deutlich zeigten, daß die Mittel, die er, der Advokat, anwandte, um zu Geld zu kommen, durchaus rechtmäßig und unschuldig waren, im Vergleich mit den Mitteln, die zu demselben Zweck von jenen Herren in Petersburg angewandt würden. Und darum war der Advokat sehr erstaunt, als Nechljudow, ohne seine letzte Geschichte zu Ende zu hören, sich plötzlich von ihm verabschiedete und, nachdem er eine Droschke herangerufen, sich nach Hause begab.

Es war Nechljudow recht beklommen zumute, hauptsächlich darum, weil die Ablehnung des Kassationsgesuches durch den Senat die unsinnige Quälerei der unschuldigen Maslowa sanktionierte, und weil

diese Ablehnung die Ausführung seines unabänderlichen Entschlusses, sein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinigen, noch schwieriger gestaltete. Seine Niedergeschlagenheit war noch gesteigert worden durch die krassen Beispiele der Korruption, die der Advokat ihm mit so offenkundiger Freude erzählt hatte, sowie durch die Erinnerung an den kalten, bösen, abstoßenden Blick des einstmals so offenerzigen, edelmütigen und ihm so lieben Selenin.

Als Nechljudow nach Hause zurückgekehrt war, übergab ihm der Schweizer mit einer gewissen Geringschätzung einen Zettel, den „irgendein Weib“, wie der Schweizer sich ausdrückte, in seiner Loge geschrieben habe. Der Zettel war von der Mutter der Schustowa. Sie schrieb, sie sei gekommen, um dem Wohltäter zu danken, der ihre Tochter gerettet habe, und bat ihn außerdem dringend, doch in ihrer Wohnung, Wassiljewskij Ostrow, 5. Linie, das und das Haus, vorzusprechen. Sein Kommen sei im Interesse Wjera Jefremownas durchaus notwendig, schrieb sie. Er brauche nicht zu befürchten, daß man ihn mit Dankbezeugungen belästigen werde; man werde überhaupt nicht von Dank reden, sondern sich einfach freuen, ihn zu sehen. Wenn es ihm passe, solle er doch morgen früh kommen.

Noch ein zweites Schreiben fand Nechljudow vor — es stammte von seinem ehemaligen Regimentskameraden Bogatyrew, der jetzt Flügeladjutant war, und den er gebeten hatte, die im Interesse der verfolgten Sektierer aufgesetzte Bittschrift persönlich dem Kaiser zu überreichen. Bogatyrew schrieb ihm, er sei sehr gern dazu bereit, aber es sei ihm einge-

fallen, daß es vielleicht besser sein würde, wenn Nechljudow erst dem zuständigen Beamten einen Besuch machte, von dem die Entscheidung schließlich abhängt.

Nach all den Eindrücken, die Nechljudow während der letzten Tage seines Aufenthalts in Petersburg empfangen, hatte er alle Hoffnung aufgegeben, noch irgend etwas zu erreichen. All die Pläne, die er in Moskau entworfen, erschienen ihm wie Jünglingsträume, denen unvermeidlich die Enttäuschung folgt, sobald die nüchterne Wirklichkeit an den Menschen herantritt. Doch hielt er, da er schon einmal in Petersburg war, es für seine Pflicht, das, was er sich vorgenommen, auch zu Ende zu führen.

Er entnahm seinem Portefeuille die Schriftstücke, die noch darin lagen, und durchblättert sie eben, als an seine Tür geklopft wurde und ein Lakai der Gräfin Katerina Iwanowna eintrat, mit der Einladung, nach oben zum Tee zu kommen.

Nechljudow ließ sagen, er würde sogleich erscheinen, und nachdem er die Schriftstücke in das Portefeuille zurückgelegt hatte, begab er sich zu der Tante. Auf dem Wege nach dem oberen Stockwerk sah er zum Fenster hinaus auf die Straße und erblickte dort Mariettes Füchse; und es ward ihm plötzlich froh zumute, und er lächelte unwillkürlich.

Mariette, im Hut, doch nicht mehr in Trauer, sondern in einem hellen, mehrfarbigen Kleide, saß mit der Tasse in der Hand neben dem Sessel der Gräfin und zwitscherte irgendetwas, während ihre schönen, lachenden Augen strahlten. Im Augenblick,

als Nechljudow ins Zimmer trat, hatte Mariette eben etwas so Lustiges — und zwar, wie Nechljudow an der Art des Lachens merkte, Unanständig-Lustiges — zum besten gegeben, daß die gutmütige, schnurrbärtige Gräfin sich vor Lachen förmlich ausschütten wollte, während Mariette mit eigentümlich verzogenem Gesichte, den lächelnden Mund ein wenig schief ziehend und das energische, muntere Gesicht auf die Seite neigend, schweigend ihre Partnerin ansah.

Nechljudow erriet nach einigen Worten, daß sie von der „anderen“ Petersburger Sensation — der Episode des neuen sibirischen Gouverneurs — sprachen, und daß die lustige Bemerkung Mariettes sich auf jenes Gebiet bezog, auf dem die in Frage stehende Episode spielte.

„Ich sterbe vor Lachen — und du bist schuld daran,“ sagte die Gräfin, die sich immer noch an ihrem ganzen fetten Leibe schüttelte und kaum zu Atem kam.

Nechljudow begrüßte die Damen und setzte sich zu ihnen. Schon wollte er im stillen Mariette ihrer Leichtfertigkeit wegen tadeln, als diese, den ernsten, kaum merklich unzufriedenen Ausdruck seines Gesichtes gewahrend, nicht nur den Ausdruck ihres Gesichtes, sondern ihre ganze seelische Stimmung änderte. Gleich vom ersten Augenblicke an, da sie ihn gesehen, hatte sie sich nämlich vorgenommen, ihm zu gefallen. Sie gab sich plötzlich ernst, mit dem Leben unzufrieden als eine Suchende, nach irgend etwas Strebende; nicht, als ob sie sich verstellt hätte: sie machte sich wirklich die Gemütsstimmung zu eigen, in der Nechljudow sich im Augenblick be-

fand, obwohl sie nicht mit Worten hätte sagen können, welcher Art diese Stimmung eigentlich war.

Sie fragte ihn, wie er seine Angelegenheiten zu Ende geführt habe. Er erzählte ihr von seinem Mißerfolge im Senat und von seiner Begegnung mit Selenin.

„Ach, welch eine reine Seele! Der echte Ritter ohne Furcht und Tadel! Wirklich eine reine Seele,“ sprachen beide Damen durcheinander — es war die ständige Bezeichnung, unter der Selenin in der Gesellschaft bekannt war.

„Wie ist denn seine Frau?“ fragte Nechljudow.

„Seine Frau? Nun, ich will sie nicht verurteilen. Aber sie versteht ihn nicht. War er etwa gleichfalls für die Ablehnung?“ fragte sie mit aufrichtigem Mitgefühl. „Das ist schrecklich. Wie leid sie mir tut!“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

Er runzelte die Stirn, und um den Gesprächsgegenstand zu wechseln, begann er von der Schustowa zu reden, die durch Mariettes Bemühung aus der Festung entlassen worden war. Er dankte ihr dafür, daß sie sich bei ihrem Manne für jene verwandt habe, und wollte eben davon sprechen, wie schrecklich es sei, zu denken, daß diese Person und ihre ganze Familie nur darum so schwer habe leiden müssen, weil niemand an sie dachte, als sie, ohne ihn zu Ende reden zu lassen, selbst ihrer Ent-rüstung Ausdruck gab.

„Sprechen Sie mir nicht davon,“ sagte sie. „Als mein Mann mir sagte, es stehe ihrer Entlassung nichts entgegen, war ich geradezu verblüfft: warum

hat man sie denn nun festgehalten, wenn sie unschuldig ist? Das ist empörend, empörend!“

Die Gräfin Katerina Iwanowna sah, daß Mariette mit ihrem Neffen kokettierte, und das machte ihr Spaß.

„Weißt du was?“ sagte sie zu Nechljudow, als die beiden schwiegen. „Komm doch morgen abend zu Aline, Kiesewetter wird da sein. Und auch du komm hin!“ wandte sie sich an Mariette.

„Er hat ein Auge auf dich geworfen,“ fuhr sie dann, zu dem Neffen gewandt, fort. „Er sagte mir, daß alles, was du sprachst — ich habe es ihm erzählt — von dir Gutes erhoffen lasse, du würdest unbedingt zu Christus gelangen. Komm auf jeden Fall — sag' ihm, Mariette, daß er kommen soll! Und komm auch du!“

„Ich habe erstens kein Recht, Gräfin, dem Fürsten irgendeinen Rat zu geben,“ sagte Mariette und sah Nechljudow mit einem Blicke an, der zwischen ihm und ihr bezüglich der Worte der Gräfin und überhaupt des Evangelismus ein völliges Einvernehmen herstellte. „Und zweitens habe ich für diese Richtung nicht viel übrig, Sie wissen . . .“

„Ja, du machst immer alles auf deine Art, immer anders als andere Leute.“

„Wieso denn auf meine Art? Ich bin gläubig, wie das allereinfachste Weib aus dem Volke,“ sagte sie lächelnd. „Und drittens,“ fuhr sie fort, „fahre ich morgen ins französische Theater.“

„Ach! Hast du diese . . . diese . . . wie heißt sie doch? . . . gesehen?“ sagte die Gräfin zu Nechljudow.

Mariette nannte den Namen der berühmten französischen Schauspielerin, den die Gräfin vergessen hatte.

„Die mußt du unbedingt sehen — sie ist großartig!“

„Wen soll ich denn nun zuerst sehen, ma tante: die Schauspielerin — oder den Wanderprediger?“ fragte Nechljudow lächelnd.

„Bitte, keine schlechten Witze!“

„Ich denke, ich gehe zuerst zu dem Prediger, und später zu der französischen Schauspielerin — sonst schmeckt mir am Ende die Predigt dann nachträglich nicht mehr,“ sagte Nechljudow.

„Nein, wir wollen lieber mit dem französischen Theater anfangen und dann Buße tun,“ sagte Mariette.

„Was fällt euch ein — euch hier über mich lustig zu machen! Prediger bleibt Prediger, und Theater bleibt Theater. Man braucht nicht gleich ein ellenlanges Gesicht zu machen und zu flennen, wenn man seine Seele retten will. Glauben muß man, dann wird einem froh zumute.“

„Sie machen Ihre Sache besser als jeder Prediger, ma tante,“ meinte Nechljudow.

„Wissen Sie was?“ sagte Mariette nachdenklich. „Kommen Sie morgen in meine Loge!“

„Ich fürchte, daß es mir nicht möglich sein wird.“

Das Gespräch wurde durch einen Lakai unterbrochen, der einen Besuch meldete. Es war der Sekretär einer wohltätigen Gesellschaft, deren Vorsitzende die Gräfin war.

„Nun, das ist ein sehr langweiliger Herr. Ich will ihn lieber dort empfangen, und dann komme ich wieder zu euch. Bewirten Sie ihn mit Tee, Mariette!“ sagte die Gräfin, während sie mit raschem, schaukelndem Gange nach dem Saal ging.

Mariette zog den Handschuh ab und entblößte eine energische, ziemlich flache Hand, deren Goldfinger mit Ringen bedeckt war.

„Wollen Sie?“ sagte sie, während sie sich an der silbernen Teekanne, die über der Spiritusflamme stand, zu schaffen machte, und dabei den kleinen Finger auf seltsame Weise zur Seite spreizte.

Ihr Gesicht nahm einen ernsten, schwermütigen Ausdruck an.

„Es tut mir immer so sehr, sehr weh, zu denken, daß die Leute, auf deren Meinung ich Wert lege, mich nach der gesellschaftlichen Stellung beurteilen, in der ich mich befinde.“

Sie schien dem Weinen nahe, als sie die letzten Worte sprach. Und obschon diese Worte, genau genommen, entweder gar keinen oder doch nur einen sehr unbestimmten Sinn hatten, schienen sie Nechljudow doch von ungewöhnlicher Tiefe, Aufrichtigkeit und Güte zu zeugen: so zog ihn der Blick der glänzenden Augen an, der diese Worte der hübschen, elegant gekleideten jungen Frau begleitete.

Nechljudow sah sie schweigend an und konnte seine Augen nicht von ihrem Gesichte abwenden.

„Sie meinen vielleicht, ich könne Sie und alles das, was in Ihnen vorgeht, nicht verstehen? Es ist doch allgemein bekannt, was Sie getan haben. Es ist einfach öffentliches Geheimnis. Und ich bin ent-

zückt davon und kann Sie nur meines Beifalls versichern.“

„Es ist wirklich kein Grund vorhanden, entzückt zu sein, ich habe noch so wenig ausgerichtet.“

„Das ist ganz gleich. Ich verstehe Ihr Gefühl, und ich verstehe auch Sie; nun, gut, gut — ich werde nicht mehr davon reden,“ unterbrach sie sich selbst, als sie auf seinem Gesichte ein Zeichen von Unzufriedenheit bemerkte. „Aber ich verstehe auch, daß Sie, nachdem Sie all die Leiden, all die Schrecken und Greuel gesehen haben, die in den Gefängnissen vor sich gehen, daß Sie da den Unglücklichen helfen wollen, die infolge der Gleichgültigkeit und Grausamkeit der Menschen so Entsetzliches leiden . . . Ich kann begreifen, daß man einer solchen Aufgabe sein Leben opfern kann, und ich selbst würde das meinige opfern, aber jeder Mensch hat eben sein Schicksal . . .“

Ihre Worte hatten nur den einen Zweck: ihn für sich einzunehmen, und ihr weiblicher Instinkt ließ sie erraten, was ihm wichtig und teuer war.

„Sind Sie denn mit Ihrem Schicksal unzufrieden?“ versetzte Nechljudow auf ihre letzte Bemerkung.

„Ich?“ fragte sie wie in höchster Verwunderung darüber, daß man ihr überhaupt diese Frage stellen konnte. „Ich muß zufrieden sein, und ich bin zufrieden. Aber es gibt einen Wurm, der da nagt . . .“

„Und den man nicht einschlafen lassen darf,“ sagte Nechljudow, ganz im Banne der Täuschung, in der sie ihn zu erhalten wußte. „Ja, hören Sie auf diese innere Stimme!“

Voll Beschämung erinnerte sich Nechljudow später so manches Mal dieses Gespräches mit ihr, dieser nicht sowohl erlogenen, als vielmehr nur seiner eigenen Stimmung angepaßten Worte, und dieses gerührten, aufmerksam gespannten Gesichtsausdrucks, mit dem sie ihm zuhörte, als er ihr von den Schrecken des Gefängnisses und von den Eindrücken, die er auf dem Dorfe empfangen, erzählte.

Als die Gräfin zurückkehrte, waren sie mitten im lebhaftesten Gespräch, nicht nur wie zwei gute Bekannte, sondern wie intime alte Freunde, die mitten in einer einsichtslosen Menge einander allein verstanden.

Sie sprachen von der Ungerechtigkeit der Starken, von den Leiden der Unglücklichen, von der Armut des Volkes, in Wirklichkeit jedoch fragten nur immer ihre Augen, die aufeinander gerichtet waren, mitten im Fortrollen des Gesprächs: „Kannst du mich lieben?“ und gaben einander Antwort: „Ja, ich kann's,“ und in mannigfachen, immer wieder wechselnden Formen zog sie der sinnliche Trieb zueinander.

Als Mariette sich empfahl, sagte sie zu ihm, daß sie stets bereit sei, ihm zu dienen, womit sie nur könne, und bat ihn, morgen abend unbedingt zu ihr ins Theater zu kommen, wenn auch nur für einen Augenblick, da sie mit ihm noch über eine wichtige Sache reden müsse.

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu und begann vorsichtig den Handschuh über die mit Ringen bedeckte Hand zu ziehen. „Sagen Sie, daß Sie kommen!“

Nechljudow versprach es.

Als er an diesem Abend in seinem Zimmer das Licht gelöscht und sich zu Bett gelegt hatte, konnte er lange nicht einschlafen. Die Maslowa fiel ihm ein, und die Entscheidung des Senats, und sein Entschluß, ihr trotz allem überallhin zu folgen und sich des Rechts auf seinen Landbesitz zu begeben — und nun erschien, gleichsam als Antwort auf alle diese Fragen, vor seiner Seele das Gesicht Mariettes, er hörte ihren Seufzer, sah ihren Blick, als sie sagte: „Wann werde ich Sie wiedersehen?“ — sah ihr Lächeln, so deutlich, als sähe er sie lebendig vor sich, und lächelte selbst. „Ist es auch recht, daß ich nach Sibirien fahren will? Und ist es recht, daß ich auf meinen Besitz verzichte?“ fragte er sich.

Nur unbestimmte Antworten fand er auf all die Fragen in dieser hellen Petersburger Nacht, die durch die undicht schließenden Vorhänge in sein Zimmer drang. Alles lief in seinem Kopfe wirr durcheinander. Er suchte in sich die frühere Stimmung und den früheren Gedankengang hervorzurufen. Aber die früheren Gedanken hatten nicht mehr die alte Kraft der Überzeugung.

„Wenn sich nun herausstellt, daß das alles nur Phantastereien sind, daß ich gar nicht imstande bin, so zu leben — und wenn ich dann bereue, diesen Weg beschritten zu haben?“ sprach er zu sich. Und als er auf diese Fragen keine Antwort fand, befahl ihm eine tiefe Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, die er schon lange nicht in solcher Schwere empfunden hatte, und er fiel in einen dumpfen, schweren Schlaf, wie er ihn früher öfter nach einem großen Verluste im Kartenspiel kennengelernt hatte.

25.

Als Nechljudow am nächsten Morgen erwachte, war sein erstes Gefühl, daß er am Abend vorher eine Gemeinheit begangen habe.

Er rief sich die Vorgänge des Tages ins Gedächtnis zurück: eine eigentliche Gemeinheit, eine wirkliche schlechte Handlung hatte er zwar nicht begangen, wohl aber hatte er bösen Gedanken Raum gegeben. Er hatte es als möglich hingestellt, daß alle seine bisherigen Vorsätze — die Verheiratung mit Katjuscha, die Übergabe des Landes an die Bauern — nichts als Träumereien seien, die sich nicht verwirklichen ließen. Er hatte dem Gedanken Raum gegeben, daß er allen diesen Dingen nicht gewachsen sein würde, daß das alles gekünstelt und unnatürlich sei und er so wie bisher weiterleben müsse.

Eine schlechte Handlung war allerdings nicht da, wohl aber etwas, das schlimmer war als die schlechte Handlung, nämlich Gedanken, aus denen die schlechten Handlungen hervorstammen. Eine schlechte Handlung kann man das nächste Mal unterlassen, kann sie bereuen; schlechte Gedanken jedoch erzeugen immer wieder schlechte Handlungen.

Eine schlechte Handlung bahnt nur den Weg zu weiteren schlechten Handlungen; schlechte Gedanken jedoch ziehen den Menschen unwiderstehlich auf dem Wege des Schlechten fort.

Nechljudow rief sich am Morgen die gestrigen Gedanken wieder ins Gedächtnis zurück, und er wun-

derte sich, wie er ihnen auch nur einen Augenblick hatte nachgeben können. So neu und so schwierig auch dasjenige sein mochte, was er zu tun beabsichtigte — er wußte jedenfalls, daß dies fortan das einzige für ihn mögliche Leben sei, und wie leicht es auch, seinen Gewohnheiten nach, sein mochte, zum früheren Leben zurückzukehren — er wußte, daß dies für ihn der sittliche Tod sein würde. Die Verführung, der er gestern erlegen, erinnerte ihn an die Lage eines Menschen, der vom Schlafe erwacht ist und kein eigentliches Schlafbedürfnis mehr hat, sich aber noch ein wenig im Bett strecken und reckeln möchte, obschon er weiß, daß es Zeit ist aufzustehen, und daß ein wichtiges, freudiges Werk ihn erwartet.

An diesem Tage, dem letzten seines Aufenthalts in Petersburg, begab er sich früh morgens zur Schustowa nach Wassiljewskij Ostrow.

Die Wohnung der Schustowa befand sich im zweiten Stockwerk. Der Hausknecht wies Nechljudow nach dem hinteren Ausgang, und auf einer steilen, geraden Treppe gelangte er unmittelbar in eine heiße, von schwerem Speisegeruch erfüllte Küche. Eine ältliche Frau mit aufgestreiften Ärmeln, in einer Schürze und mit einer Brille, stand am Herd und rührte irgend etwas in einer dampfenden Kasserolle.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte sie streng und musterte den Eintretenden über ihre Brille hinweg.

Kaum hatte Nechljudow seinen Namen genannt, als das Gesicht der Frau einen zugleich freudigen und erschrockenen Ausdruck annahm.

„Ach — Sie, Fürst!“ rief die Frau und wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Aber warum kommen Sie denn über die Hintertreppe? Ach, unser Wohltäter! Ich bin nämlich ihre Mutter: Sie sind ja unser Retter gewesen,“ sagte sie, während sie Nechljudows Hand nahm und sie küssen wollte. „Ich war gestern bei Ihnen, meine Schwester hatte mich so darum gebeten. Hierher, hierher — bitte, kommen Sie mit mir!“ sagte sie, während sie Nechljudow durch die schmale Tür und den kleinen dunklen Korridor geleitete und unterwegs ihr aufgestecktes Kleid herunterließ und ihr Haar zurechtstrich. „Meine Schwester ist nämlich die Kornilowa, Sie haben wohl von ihr gehört,“ fügte sie flüsternd hinzu und blieb vor einer Tür stehen. „Sie war in politische Geschichten verwickelt. Eine sehr kluge Frau!“

Die Mutter der Schustowa öffnete eine auf den Korridor hinausgehende Tür und führte Nechljudow in ein kleines Zimmerchen, in dem an einem Tische auf einem kleinen Diwan ein nicht sehr großes, volles Mädchen in einer gestreiften Baumwollbluse saß. Sie hatte lockiges blondes Haar, das ihr rundes, sehr blasses, der Mutter ähnliches Gesicht umrahmte. Ihr gegenüber saß, den Oberkörper in bequemer Haltung weit vorbeugend, ein junger Mann in einem gestickten russischen Hemd, mit schwarzem Schnurr- und Kinnbärtchen. Sie waren beide so in ihr Gespräch vertieft, daß sie sich erst umsahen, als Nechljudow bereits durch die Tür eingetreten war.

„Lida, Fürst Nechljudow — derselbe . . .“

Das blasser Mädchen sprang nervös auf, strich

eine Haarsträhne zurecht, die sich vor ihr Ohr gewagt hatte, und sah den Eintretenden mit ihren großen grauen Augen erschrocken an.

„Sie also sind jene gefährliche Dame, für die Wjera Jefremowna sich verwandt hat,“ sagte Nechljudow lächelnd und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ja, ich selbst bin es,“ sagte Lydia, und ein gutes, kindliches Lachen, das zwei Reihen prächtiger Zähne sichtbar werden ließ, erschien auf ihrem Gesichte. „Die Tante wollte Sie nämlich gar zu gern sehen. Tante,“ wandte sie sich laut rufend mit ihrer angenehmen, sanften Stimme nach der Tür.

„Wjera Jefremowna war sehr empört darüber, daß man Sie in Haft nahm,“ sagte Nechljudow.

„Bitte, nehmen Sie Platz — hier, oder da,“ sagte Lydia und wies nach einem gebrechlichen, weichen Lehnstuhl, von dem der junge Mann sich soeben erhoben hatte. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Vetter Sacharow vorstelle,“ fügte sie hinzu, als sie den Blick bemerkte, mit dem Nechljudow den jungen Mann ansah.

Der junge Mann begrüßte den Gast mit demselben gutmütigen Lächeln wie Lydia, holte sich, nachdem Nechljudow seinen Platz eingenommen hatte, einen Stuhl vom Fenster und setzte sich neben ihn. Aus dem anstoßenden Zimmer kam noch ein blonder Gymnasiast von etwa sechzehn Jahren herein und setzte sich schweigend auf das Fensterbrett.

„Wjera Jefremowna ist mit der Tante sehr befreundet, während ich sie so gut wie gar nicht kenne,“ sagte Lydia.

In diesem Augenblick kam aus dem anstoßenden

Zimmer eine Frau mit einem sehr sympathischen, klugen Gesichte, in einer weißen Bluse mit einem Ledergürtel, herein.

„Seien Sie mir begrüßt! Herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind,“ begann sie, nachdem sie neben Lydia auf dem Diwan Platz genommen hatte. „Nun, was macht Wjerotschka? Haben Sie sie gesehen? Wie erträgt sie ihre Lage?“

„Sie klagt nicht,“ sagte Nechljudow. „Sie sagt, sie sehe alles mit olympischer Ruhe an.“

„Ach, daran erkenne ich meine Wjerotschka,“ sagte die Tante lächelnd und nickte mit dem Kopfe. „Man muß sie kennen. Eine herrliche Natur: alles für die andern, nichts für sich selbst.“

„Ja, sie hatte in der Tat für sich selbst keine Wünsche, sondern war nur um Ihre Nichte besorgt. Ganz besonders schmerzte es sie, daß man sie so um nichts und wieder nichts in Haft genommen hatte.“

„Ja, so ist's in der Tat,“ sagte die Tante. „Eine schreckliche Sache! Sie hat nämlich für mich leiden müssen.“

„Durchaus nicht, Tante,“ sagte Lydia. „Ich würde auch ohnedies die Papiere an mich genommen haben.“

„Gestatte einmal — ich kenne dich besser,“ versetzte die Tante. „Das kam nämlich, sehen Sie,“ fuhr sie, zu Nechljudow gewandt, fort — „alles daher, daß jemand mich bat, seine Papiere für einige Zeit in Verwahrung zu nehmen, und da ich keine Wohnung hatte, brachte ich sie zu ihr. Nun wurde bei ihr in der Nacht darauf eine Haussuchung abge-

halten, und man nahm sie samt den Papieren mit und hielt sie bis jetzt fest — sie sollte durchaus sagen, von wem sie die Papiere hätte.“

„Und ich hab's ihnen doch nicht gesagt,“ sagte Lydia rasch, während sie nervös an der Haarsträhne zupfte, die ihr gar nicht im Wege war.

„Ich behaupte es auch nicht, daß du es gesagt hast,“ entgegnete die Tante.

„Wenn man Mitin verhaftet hat, ist es jedenfalls nicht durch mich geschehen,“ sagte Lydia errötend, während sie sich unruhig umsah.

„Sprich doch nicht davon,“ sagte die Mutter.

„Warum nicht? Ich will es erzählen,“ sagte Lydia, die nun nicht mehr lächelte, sondern ganz rot geworden war und an der Haarsträhne nicht mehr bloß herumzupfte, sondern sie ganz um ihre Finger gewickelt hatte und dabei ihre Augen immer wieder in die Runde gehen ließ.

„Du weißt doch, wie es gestern war, als du davon zu reden anfingst,“ sagte die Mutter.

„Nicht doch . . . laß nur, Mamachen. Ich habe es nicht gesagt, ich habe nur geschwiegen. Als er mich zweimal über die Tante und über Mitin befragte, habe ich nichts gesagt und ihm erklärt, ich würde ihm nicht antworten. Da begann Petrow . . .“

„Dieser Petrow war ein Gendarm, ein Spion, und ein großer Schuft,“ fügte die Tante, die Worte der Nichte erläuternd, hinzu.

„Dann begann also Petrow, mich zu überreden. ‚Alles, was Sie mir sagen,‘ meinte er, ‚kann niemandem schaden, sondern im Gegenteil . . . Wenn Sie es sagen, verhelfen Sie nur Unschuldigen zur

Freiheit.' Nun, ich blieb doch dabei, daß ich nichts sagen würde. Da meinte er: ‚Nun gut, sagen Sie nichts, aber verneinen Sie auch nicht, was ich sage.' Und er begann, verschiedene Namen zu nennen, und nannte auch Mitin.“

„So sprich doch nicht,“ sagte die Tante.

„Ach, Tante, stören Sie mich nicht! . . .“ fuhr Lydia fort, während sie unaufhörlich an der Haarsträhne zog und sich immer wieder umsah. „Und mit einem Mal, denken Sie sich, erfahre ich tags darauf — man teilte es mir durch Klopfen mit — daß Mitin festgenommen sei. Nun, denk' ich, ich habe ihn verraten, und das quälte mich so sehr, so sehr, daß ich fast den Verstand darüber verlor.“

„Und dann stellte sich heraus, daß du an seiner Verhaftung nicht die geringste Schuld hattest,“ sagte die Tante.

„Aber das wußte ich doch nicht! Ich dachte immerzu, ich hätte ihn verraten. Ich gehe und gehe, immer von Wand zu Wand, und muß es immer wieder denken. Du hast ihn verraten, sag' ich mir. Ich lege mich hin, ziehe die Decke über den Kopf und höre, wie mir jemand ins Ohr flüstert: ‚Du hast ihn verraten, du hast ihn verraten . . . Mitin hast du verraten!‘ Ich weiß, daß es eine Halluzination ist, und ich muß doch immer wieder hören. Ich will einschlafen — und kann es nicht. Ich will nicht daran denken — und ich muß es doch. Ach, das war so schrecklich!“ sagte Lydia, wurde immer erregter, sah sich immer wieder um und wickelte abwechselnd die Strähne um den Finger und wieder von ihm ab.

„Lidotschka, so beruhige dich doch,“ wiederholte die Mutter, ihre Schulter berührend.

Aber Lidotschka konnte nicht mehr an sich halten.

„Das ist darum so schrecklich . . .“ begann sie von neuem, brach aber plötzlich, ohne zu Ende geredet zu haben, in Schluchzen aus, sprang vom Diwan auf und lief, an den Lehnstuhl anstoßend, aus dem Zimmer. Die Mutter folgte ihr.

Der Gymnasiast, der auf dem Fenster saß, murmelte zornig irgend etwas vor sich hin.

„Was ist dir?“ fragte ihn die Mutter.

„Nichts . . . ich meinte nur . . .“ begann er, brach jedoch sogleich wieder ab, griff nach einer auf dem Tische liegenden Zigarette und rauchte sie an, während die Mutter hinter Lydia aus dem Zimmer ging.

„Ja, für die Jungen ist die Einzelhaft schrecklich,“ sagte die Tante kopfschüttelnd und zündete sich gleichfalls eine Zigarette an.

„Ich meine, sie ist es für alle,“ sagte Nechljudow.

„Nein, nicht für alle,“ antwortete die Tante. „Für die eigentlichen Revolutionäre ist sie, wie man mir sagte, eine Zeit des Ausruhens. Solch ein Illegaler lebt in ewiger Aufregung, in Entbehrungen und Angst um sich, um die andern und um die Sache; nimmt man ihn fest, dann ist alles zu Ende, die ganze Verantwortung fällt fort: sitz und ruhe aus! Für die Jungen dagegen — namentlich wenn sie unschuldig sind, wie Lidotschka, und solche nimmt man immer zuerst fest — ist die erste Ver-

haftung entsetzlich. Nicht die Freiheitsberaubung, oder die rohe Behandlung, die schlechte Kost, die abscheuliche Luft bewirkt das — sondern der moralische Chok, den man erleidet, wenn man zum erstenmal hineinfällt.“

„Haben auch Sie Erfahrungen gemacht?“

„Ich habe zweimal gesessen,“ sagte die Tante mit einem schwermütigen Lächeln. „Als ich zum erstenmal — gleichfalls unschuldig — verhaftet wurde, zählte ich zweiundzwanzig Jahre, ich hatte ein Kind und erwartete ein zweites. Wie schwer mir damals auch die Trennung von dem Kinde, von dem Manne fiel — alles das bedeutete nichts im Vergleich zu der Empfindung, daß ich aufgehört hatte, ein Mensch zu sein, daß ich zu einer Sache geworden. Ich wollte meinem Töchterchen Lebewohl sagen — und man sagte mir, daß ich mich sofort in die Droschke setzen solle. Ich fragte, wohin man mich bringe — und man antwortete mir, ich würde es erfahren, wenn ich dort sei. Auf die Frage, wessen ich angeklagt sei, bekam ich überhaupt keine Antwort. Als ich nach dem Verhör meine Kleider ausziehen und das Gefängniskleid mit der Nummer anziehen mußte, als ich dann durch die Gewölbe geführt wurde, als man eine Tür aufschloß und mich hineinstieß, als das Schloß von draußen zugeschlossen wurde und alle fortgingen bis auf die Wache, die schweigend hin und her ging und von Zeit zu Zeit durch das Guckloch in meiner Tür blickte — da wurde mir ganz entsetzlich zumute. Am meisten hatte mich der Umstand erschüttert, daß der Gendarmerieoffizier, der mich verhörte, mir eine Ziga-

rette anbot: er wußte also, daß die Menschen gern rauchen, wußte sicher auch, daß sie die Freiheit und das Licht lieben, daß die Mütter ihre Kinder und die Kinder ihre Mütter lieben — warum hatte man mich also von alledem losgerissen und mich gleich einem wilden Tiere eingesperrt? Ich habe seit jener Zeit aufgehört, an die Menschen zu glauben, und wurde erbittert," schloß sie lächelnd ihre Rede.

Nach einer Weile kehrte die Mutter zurück und erklärte, daß Lidoschka sich sehr angegriffen fühle und nicht mehr erscheinen werde.

„Warum hat man nun dieses junge Leben vernichtet?“ sagte die Tante. „Ganz besonders schmerzt es mich, weil ich, ohne es zu wollen, die Ursache davon war.“

„So Gott will, wird sie sich auf dem Lande erholen,“ sagte die Mutter, „wir schicken sie zum Vater.“

„Ja, wenn Sie nicht gewesen wären, wäre sie ganz zugrunde gegangen,“ sagte die Tante zu Nechljudow. „Herzlichen Dank dafür! Wenn ich Sie ersuchen ließ, hierher zu kommen, so geschah es, weil ich Sie bitten wollte, Wjera Jefremowna einen Brief zu übergeben,“ sagte sie, den Brief aus der Tasche ziehend. „Der Brief ist nicht verschlossen, Sie können ihn lesen, können ihn zerreißen oder übergeben, wie Sie es Ihren Überzeugungen nach für richtiger halten,“ sagte sie. „Es ist nichts Kompromittierendes darin enthalten.“

Nechljudow nahm den Brief und versprach, ihn

zu übergeben. Dann stand er auf, verabschiedete sich und ging auf die Straße hinaus.

Er verschloß den Brief, ohne ihn gelesen zu haben, und nahm sich vor, ihn der Person, für die er bestimmt war, zu übergeben.

26.

Es blieb für Nechljudow jetzt in Petersburg nur noch die Angelegenheit der Sektierer zu ordnen. Er wollte die in dieser Sache einzureichende Bittschrift an den Zaren seinem ehemaligen Regimentskameraden Bogatyrew zur Weiterbeförderung übergeben und traf diesen gerade, als er eben nach dem Frühstück das Haus verlassen wollte. Bogatyrew war, wie er schon in seinem Briefe erklärt hatte, bereit, die Bittschrift dem Herrscher persönlich zu übergeben, doch meinte er, es würde vielleicht besser sein, wenn Nechljudow zuerst zu Toporow fahren würde.

Bei der Erwähnung dieses Namens runzelte Nechljudow die Stirn.

„Alles hängt zuletzt doch von ihm ab,“ meinte Bogatyrew, „man wird auf jeden Fall seine Ansicht über die Sache einholen.“

„Wenn du mir dazu rätst, fahre ich natürlich hin,“ sagte Nechljudow.

„Ja, tu es — vielleicht wird er selbst deinen Wunsch erfüllen,“ meinte der liebenswürdige Bogatyrew. „Na, und tut er es nicht, dann bringst du

die Bittschrift eben zu mir; schon morgen werde ich sie übergeben.“

Sie traten beide zusammen in den Flur, und Nechljudow verabschiedete sich von dem Kameraden, dessen gesundes, frisches Wesen einen angenehmen Eindruck auf ihn machte.

Nechljudow erwartete nicht allzuviel von seinem Besuche bei Toporow, von dessen Entscheidung die Sache der Sektierer abhing. Toporows Amt bestand darin, daß er die Kirche und ihre Einrichtungen mit äußerlichen Mitteln, unter Einschluß der Gewalt, gegen ihre Feinde zu verteidigen hatte, und er hielt sehr ernsthaft darauf, daß ja kein andersgläubiger Geistlicher oder Sektierer diese Kirche zerstöre, die nach seiner Meinung für das Volk unumgänglich notwendig war, während er selbst in der Tiefe seiner Seele an die Lehren dieser Kirche längst nicht glaubte.

Im Empfangszimmer wurde Nechljudow von einem Beamten für besondere Aufträge über seine Sache befragt. Als der Beamte erfuhr, daß Nechljudow es übernommen habe, eine von Sektierern ausgehende Bittschrift an den Kaiser zu übergeben, fragte er ihn, ob er ihm nicht die Bittschrift zur Durchsicht übergeben wolle. Nechljudow reichte sie ihm hin, und der Beamte begab sich mit dem Schriftstück in das Kabinett. Eine ganze Weile wartete Nechljudow nun vergeblich, daß man ihn zum Näher-treten auffordern würde.

Inzwischen sah Toporow kopfschüttelnd die Bittschrift durch, von deren klarem, kräftig abgefaßtem Wortlaut er peinlich berührt ward. Wenn diese Bitt-

schrift in die Hände des Herrschers kam, konnte sie leicht unangenehme Fragen und Mißverständnisse hervorrufen, sagte er sich, als er das Schriftstück zu Ende gelesen hatte. Schon einmal hatte er eine Bittschrift dieser Sektierer in Händen gehabt: es handelte sich darum, daß man diese von der rechtgläubigen Kirche abgefallenen Leute zuerst ermahnt, dann aber den Gerichten übergeben hatte, die sie jedoch freisprachen, worauf der Bischof und der Gouverneur beschlossen, auf Grund der Ungesetzlichkeit der Ehen dieser Sektierer die Männer, Frauen und Kinder an verschiedene Verbannungs-orte getrennt zu verschicken. Diese Männer und Frauen baten jetzt, daß man sie wieder vereinigen möchte. Schon das erstemal hatte Toporow geschwankt, ob er dem Wunsche der Bittsteller nicht willfahren solle; er hatte sich jedoch schließlich auf die Seite des Bischofs gestellt, der einen so großen Eifer bewiesen, und so war es beim alten geblieben. Durch einen Verteidiger wie Nechljudow aber, der in Petersburg gute Verbindungen hatte, konnte die Sache auf Umwegen dem Kaiser vorgelegt und die Maßregel als grausam dargestellt werden, auch konnte die Angelegenheit leicht in die ausländische Presse gelangen. Toporow faßte daher einen unerwarteten Entschluß — er legte das Schriftstück auf den Tisch, klingelte und ließ Nechljudow in sein Kabinett bitten.

Er begrüßte Nechljudow mit der Miene eines vielbeschäftigten Mannes, empfing ihn im Stehen und ging sogleich zur Sache über.

„Ich kenne diese unglückliche Angelegenheit,“

begann er — „sobald ich nur die Namen las, erinnerte ich mich ihrer sogleich. Und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich daran erinnern — die Gouvernementsbehörden sind da wirklich zu eifrig gewesen. Ich werde anordnen, daß die Maßregel zurückgenommen wird, und daß die Leute wieder nach ihrer Heimat zurückbefördert werden.“

„Ich brauche also nichts weiter zu unternehmen, damit die Bittschrift weitergegeben wird?“ sagte Nechljudow.

„Sicherlich nicht — ich verspreche Ihnen, die Sache zu erledigen,“ sagte er, das Wort „ich“ ganz besonders hervorhebend. „Oder, noch besser: ich schreibe sogleich. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen.“

Er setzte sich an den Tisch und schrieb, während Nechljudow, ohne sich zu setzen, auf seinen schmalen, kahlen Schädel und die von dicken blauen Adern durchzogene, rasch schreibende Hand blickte und sich verwundert fragte: „Warum tut er das nur, und warum tut er es so hastig, während er doch sonst gegen alles so gleichgültig scheint?“

„Hier,“ sagte Toporow, das Kuvert schließend. „Sie können Ihren Schützlingen selbst die Nachricht übermitteln,“ fügte er hinzu, während er sein Gesicht zu einem Lächeln zu verziehen suchte.

„Warum haben nun diese Leute gelitten?“ fragte Nechljudow, als er das Kuvert entgegennahm.

Toporow hob den Kopf empör und lächelte, als ob Nechljudows Frage ihm Spaß machte.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ entgegnete er. „Ich kann nur sagen, daß die Interessen des Volkes, die wir zu beschützen haben, von solcher

Wichtigkeit sind, daß ein zu großer Eifer in diesen Dingen weniger schädlich ist, als die große Gleichgültigkeit, die jetzt mehr und mehr überhand nimmt.“

„Aber wie konnten denn im Namen der Religion die allereinfachsten Forderungen des Guten so verletzt werden? Man hat die Familien getrennt...“

Toporow lächelte noch immer ebenso nachsichtig — Nechljudows Frage kam ihm von seinem eigenen, staatsmännischen Standpunkte gar zu kindlich vor.

„Als Privatmann kann man die Sache wohl so auffassen,“ sagte er — „für den Staatsmann jedoch stellt sie sich etwas anders dar. Übrigens, ich habe die Ehre,“ sprach er, neigte den Kopf und reichte Nechljudow die Hand.

Nechljudow drückte sie und ging rasch, ohne noch ein Wort zu sagen, hinaus — er bereute, die Hand dieses Menschen gedrückt zu haben.

Nechljudow wäre noch am Abend desselben Tages abgereist, aber er hatte Mariette versprochen, sie im Theater aufzusuchen, und obschon er sich sagte, daß er es nicht tun sollte, fuhr er doch hin, indem er sein Gewissen damit beschwichtigte, daß er sich sagte, er müsse das einmal gegebene Wort halten. Außer dem Wunsche, Mariette noch einmal zu sehen, wandelte ihn auch die Lust an, sich, wie er sich einredete, „zum letzten Male“ mit dieser Welt zu messen, die ihm einmal so nahegestanden, und die ihm jetzt so fremd geworden war.

„Ob ich wohl diesen Lockungen standhalten werde?“ fragte er sich nicht ganz aufrichtig. „Ich will mich zum letzten Male prüfen.“

Er zog den Frack an und kam zum zweiten

Akt der ewigen „Kameliendame“, in der eine gastierende Schauspielerin noch auf eine neue Art zeigte, wie schwindsüchtige Frauen sterben.

Das Theater war voll, und man wies Nechljudow sogleich höchst respektvoll nach Mariettes Parterreloge. Im Korridor stand ein Lakai in Livree, verbeugte sich vor ihm wie vor einem Bekannten und öffnete ihm die Tür.

Die Zuschauer waren ganz in die Betrachtung einer reich ausgeputzten, in Spitzen und Seide gekleideten, knochigen Schauspielerin versunken, die unter übertriebenen Geberden mit unnatürlicher Stimme einen Monolog hersagte. Irgend jemand zischte, als die Logentür sich öffnete; und zwei Luftströme, ein warmer und ein kalter, streiften das Gesicht Nechljudows.

In der Loge befanden sich Mariette und eine unbekannte Dame in einem roten Überwurf, mit einer großen, schweren Frisur, sowie zwei Herren — Mariettes Gatte, der General, ein stattlicher Mann von hoher Statur, mit strengem, undurchdringlichem Gesichte, einer Adlernase und einer hohen, mittels Watte und Steifleinwand hergestellten Militärbrust, und ein blonder, glatzköpfiger Mann mit einem ausrasierten Grübchenkinn zwischen zwei prächtigen Bartkoteletten. Mariette, graziös, schlank und elegant, trug ein tief ausgeschnittenes Kleid, das ihre kräftigen, muskulösen, vom Hals abfallenden Schultern mit dem dunklen Muttermal tief im Nacken sehen ließ. Sie sah sich sogleich um und zeigte Nechljudow mit dem Fächer nach dem hinter ihr stehenden Stuhle, wobei ein willkommenheiðendes, dankbares

und, wie ihm schien, bedeutsames Lächeln über ihre Züge glitt. Ihr Mann blickte mit der Ruhe, die ihm bei allem Tun eigen war, auf Nechljudow und neigte den Kopf. An dem Blicke, den er mit seiner Frau wechselte, sah man sogleich, daß er sich als den Herrn, den Besitzer seiner schönen Frau fühlte.

Als der Monolog zu Ende war, erdröhnte das Parkett von frenetischem Beifall. Mariette erhob sich und ging, den rauschenden seidenen Rock zusammenraffend, in den hinteren Teil der Loge, um Nechljudow mit ihrem Manne bekannt zu machen. Der General, der beständig mit den Augen lächelte, sagte, er sei sehr erfreut, und schwieg dann wieder in undurchdringlicher Ruhe.

„Ich hätte eigentlich heute abreisen sollen, aber ich hatte Ihnen die Zusage gegeben . . .“ sagte Nechljudow, zu Mariette gewandt.

„Wenn Sie auch mich nicht hätten sehen wollen — diese berühmte Schauspielerin mußten Sie doch sehen!“ versetzte Mariette, auf den Sinn seiner Worte eingehend. „In der letzten Szene war sie doch ausgezeichnet, nicht wahr?“ wandte sie sich an ihren Mann.

Der General nickte mit dem Kopfe.

„Das macht auf mich wenig Eindruck,“ sagte Nechljudow. „Ich habe heute so viel wirkliches Unglück gesehen, daß . . .“

„Ach ja, setzen Sie sich, erzählen Sie!“

Ihr Mann hörte zu, und seine Augen lächelten dabei immer ironischer.

„Ich war heute bei jener Person, die so lange

in Haft war und nun freigelassen wurde — sie ist ein völlig geknicktes Geschöpf!“

„Es handelt sich um jenes Mädchen, von dem ich dir sprach,“ sagte Mariette zu ihrem Gatten.

„Ja, ich freute mich sehr, daß sie freigelassen werden konnte,“ erwiderte er ruhig, nickte mit dem Kopfe und lächelte, wie es Nechljudow schien, jetzt nicht mehr bloß mit den Augen, sondern auch unter dem Schnurrbart recht ironisch. „Ich will etwas rauchen gehen.“

Nechljudow saß da und erwartete, daß Mariette ihm jenes „Etwas“ sagen würde, das sie ihm zu sagen hatte; doch sie sagte ihm nichts und versuchte nicht einmal, ihm etwas zu sagen, sondern scherzte und sprach von dem Stücke, das nach ihrer Ansicht Nechljudow ganz besonders ergriffen haben mußte.

Nechljudow sah, daß sie ihm einfach nichts zu sagen hatte, sondern sich ihm nur im vollen Reiz ihrer Abendtoilette, mit ihren schönen Schultern und dem Muttermal, zeigen wollte — und er hatte ein zugleich angenehmes und peinliches Gefühl. Jener Schleier des Lockenden, Reizvollen, der gestern über ihr Wesen gebreitet schien, war jetzt für ihn zwar noch nicht gelüftet, aber er sah doch schon, was unter dem Schleier war. Wenn er Mariette so ansah, empfand er zwar ein Wohlgefallen an ihr, zugleich aber sagte er sich, daß sie eine Lügnerin sei und höchst einträchtig mit einem Manne zusammenlebe, der seine Karriere um den Preis der Tränen von Hunderten und Aberhunderten von Menschen machte. Er sagte sich, daß alles, was sie gestern

gesprochen, unwahr gewesen, und daß sie einfach ein Gelüste empfunden hatte, ihn in sich verliebt zu machen — weshalb, wußte er und wußte wohl auch sie nicht zu sagen. Und alles dies erschien ihm einerseits anziehend, andererseits aber widerwärtig. Er war mehrmals im Begriff zu gehen, nahm seinen Hut — und blieb doch wieder. Als dann aber ihr Mann, mit dem Tabakgeruch in dem dichten Schnurrbart, in die Loge zurückkam und ihn mit gönnerhafter Geringschätzung wie einen Unbekannten anblickte, ging er, noch bevor die Logentür sich hinter dem Général geschlossen hatte, in den Korridor hinaus, nahm seinen Paletot und verließ das Theater.

Als er, auf dem Newskij Prospekt entlang gehend, nach Hause zurückkehrte, sah er vor sich eine hochgewachsene, sehr gut gebaute und herausfordernd geputzte Frau daherschreiten. Alle, die ihr begegneten oder sie überholten, sahen ihr ins Gesicht. Nechljudow ging schneller als sie, und auch er blickte sie unwillkürlich an. Ihr Gesicht, das sie anscheinend geschminkt hatte, war schön, und sie lächelte Nechljudow zu und blitzte ihn mit ihren Augen an. Und seltsamerweise mußte Nechljudow sogleich an Mariette denken, denn er hatte auch hier dieselbe Empfindung wie bei jener im Theater: sie zog ihn zugleich an und stieß ihn ab. Er ging rasch an ihr vorüber, lenkte, auf sich selbst böse, in die Morskaja ein, gelangte auf den Quai und begann dort, zum Erstaunen der Polizisten, auf und ab zu gehen.

„Ganz ebenso lächelte auch jene im Theater

mir zu, als ich eintrat,“ dachte er — „und derselbe Sinn lag in jenem wie in diesem Lächeln. Der Unterschied liegt nur darin, daß diese hier einfach und ohne Umschweife spricht: ‚Brauchst du mich, dann nimm mich — brauchst du mich nicht, dann geh vorüber.‘ Die andere aber stellt sich so, als denke sie gar nicht an solche Dinge, sondern lebe in irgendeiner höheren Gefühlssphäre, und doch ist’s im Grunde genommen dasselbe. Diese hier ist wenigstens aufrichtig, während jene dort log. Und nicht genug daran: diese ist durch die Not in ihre Lage geraten, jene aber spielt und unterhält sich mit dieser schönen, abscheulichen, schrecklichen Leidenschaft. Diese Frau von der Straße ist wie ein Trunk schmutzigen, übelriechenden Wassers, der denjenigen angeboten wird, bei denen der Durst stärker ist als der Ekel; jene im Theater ist Gift, das unmerklich alles durchsetzt und vergiftet, wohin es gerät. Nechljudow dachte an seine Beziehungen zu der Frau des Adelsmarschalls, und beschämende Erinnerungen drangen auf ihn ein.

„Wie widerlich ist doch dieses Tierische im Menschen,“ dachte er. „Erscheint es unverfälscht, dann kannst du es von der Höhe deines geistigen Lebens verachten — ob du fällst oder widerstehst, jedenfalls bleibst du derselbe, der du vorher gewesen; sobald aber dieses Tierische sich unter einer vermeintlich ästhetischen, poetischen Hülle verbirgt und Verehrung fordert, dann gehst du, indem du ihm Anbetung zollst, selbst ganz im Tierischen auf und vermagst gut und böse nicht mehr zu unterscheiden, und das ist dann furchtbar.“

Nechljudow sah das jetzt ganz klar, wie er den Fluß mit den Booten darauf, die Paläste, die Schildwachen und die Festung am andern Ufer sah. Und wie in dieser Nacht kein beruhigendes, Erholung spendendes Dunkel sich auf die Erde senkte, sondern ein unklares, freudloses, unnatürliches Licht, dessen Quelle man nicht sah, so gab es auch in Nechljudows Seele nicht mehr jenes Dunkel des Nichtwissens, das ihm Ruhe gewährt hätte, sondern Helligkeit und Licht. Es war ihm nun klar, daß alles das, was die Menschen für wichtig und gut halten, in Wahrheit nichtig oder widerwärtig ist, und daß all dieser Glanz, all diese Pracht nur alte Verbrechen verdeckt, an die sich die Menschen gewöhnt haben, die nicht nur nicht bestraft wurden, sondern triumphieren durften und von den Menschen mit allen Reizen, die sie nur irgend erdenken konnten, ausgeschmückt wurden.

Nechljudow wollte das vergessen, wollte es nicht sehen, doch konnte er nicht umhin, es trotz alledem zu sehen. Wenn er auch die Quelle des Lichtes nicht wahrnahm, bei dem sich ihm das alles offenbarte, wie er die Quelle des Lichtes nicht sah, das über Petersburg lag, und wenn auch dieses Licht ihm unklar, freudlos und unnatürlich erschien, konnte er doch nicht anders als eben sehen, was sich ihm bei diesem Lichte offenbarte, und es ward ihm zugleich freudig und bang zu Mute.

27.

In Moskau angelangt, begab sich Nechljudow zunächst nach dem Gefängnishospital, um der Maslowa die traurige Nachricht zu bringen, daß der Senat das Urteil des Gerichts bestätigt habe, und daß sie sich zur Abreise nach Sibirien vorbereiten müsse.

Auf das Gnadengesuch, das der Advokat ihm aufgesetzt hatte, und das er jetzt mit nach dem Gefängnis brachte, damit es die Maslowa unterschreibe, setzte er nur geringe Hoffnung. Und — wie seltsam es auch scheinen mochte: er wünschte jetzt gar keinen Erfolg dieses Gesuches. Er hatte sich bereits an den Gedanken, daß er mit nach Sibirien gehen und mit den Verschickten und zu Zwangsarbeit Verurteilten zusammen leben würde, gewöhnt, und er konnte sich nur schwer vorstellen, wie er sein Leben und das Leben der Maslowa einrichten sollte, wenn sie freigesprochen worden wäre. Das Wort eines amerikanischen Schriftstellers aus der Zeit, als in Amerika noch die Sklaverei herrschte, fiel ihm ein: das Gefängnis, hatte jener gesagt, ist der einzige Ort, der dem ehrenhaften Bürger eines Staates noch ziemt, in dem die Sklaverei gesetzlich sanktioniert ist. Dieses Wort meinte er jetzt, während er nach dem Gefängnis fuhr, auf sich anwenden zu können.

Der Schweizer des Gefängnishospitals erkannte Nechljudow sogleich wieder und teilte ihm mit, daß die Maslowa nicht mehr bei ihnen sei.

„Wo ist sie denn?“

„Wieder im Gefängnis.“

„Warum ist sie wieder dorthin gebracht worden?“ fragte Nechljudow.

„Ach, das ist ja ein Volk, Durchlaucht!“ sagte der Schweizer verächtlich lächelnd. „Sie hat mit dem Feldscher angebändelt, und da hat sie der Oberarzt fortgeschickt.“

Nechljudow hätte nicht geglaubt, daß die Maslowa und ihr seelischer Zustand ihm so nahe gingen. Die Nachricht, die er da vernahm, betäubte ihn förmlich. Er hatte ein Gefühl, demjenigen ähnlich, das die Menschen empfinden, wenn sie von einem unerwarteten Unglück Kunde erhalten. Ein tiefes Weh ergriff sein Herz. Das erste, was er bei dieser Nachricht empfand, war eine tiefe Beschämung. Er kam sich vor allem lächerlich vor mit seiner freudigen Vorstellung, daß ihr seelischer Zustand eine Wandlung erfahren habe. Alle diese Äußerungen, als wolle sie sein Opfer nicht annehmen, alle die Vorwürfe und Tränen, sagte er sich, waren nichts weiter als Kunstgriffe einer verderbten Person, die ihn nach Möglichkeit auszubeuten hoffte. Es schien ihm jetzt, als habe er schon bei dem letzten Besuche die Anzeichen der Unverbesserlichkeit bemerkt, die jetzt bei ihr zu Tage traten. Alles das ging ihm jetzt blitzartig durch den Kopf, während er mechanisch den Hut aufsetzte und das Krankenhaus verließ.

„Was soll nun geschehen?“ fragte er sich. „Bin ich jetzt noch an sie gebunden? Bin ich nicht durch diese ihre Handlungsweise meiner Verpflichtungen überhoben?“

Kaum aber hatte er sich diese Frage gestellt, als er auch sogleich begriff, daß, wenn er sich nun für nicht mehr gebunden hielt und sie fallen ließ, er nicht sie bestrafen würde, wie er es eigentlich im Sinne hatte, sondern nur sich selbst, und es ward ihm bitter und weh ums Herz.

„Nein! Das, was da vorgefallen ist, kann meinen Entschluß nicht ändern — es kann mich vielmehr nur in ihm bestärken. Mag sie tun, was sich aus ihrem Seelenzustande ergibt! Knüpft sie mit dem Feldscher einen Liebeshandel an, wohlan: das ist ihre Sache... Meine Sache aber ist, zu tun, was mein Gewissen von mir verlangt,“ sagte er sich. „Mein Gewissen verlangt, daß ich meine Freiheit opfere, um meine Schuld wieder gutzumachen, und mein Entschluß, sie zu heiraten, wenn auch nur in einer fiktiven Ehe, und ihr zu folgen, wohin sie auch geschickt wird, bleibt unverändert,“ sagte er sich mit bösem Trotz, und indem er das Krankenhaus verließ, begab er sich mit entschiedenen Schritten nach dem großen Tore des Gefängnisses.

Als er an das Tor kam, bat er den diensttuenden Aufseher, dem Inspektor zu melden, daß er die Maslowa zu sehen wünsche. Der Diensttuende kannte Nechljudow und teilte ihm die wichtige Gefängnisneuigkeit mit, daß der frühere Inspektor verabschiedet und an seine Stelle ein neuer, strenger Inspektor getreten sei.

„Mächtig streng geht's jetzt zu — der reine Jammer,“ sagte der Aufseher. „Er ist jetzt hier, man wird Sie gleich melden.“

Der Inspektor war in der Tat im Gefängnis

anwesend und kam bald zu Nechljudow herein. Der neue Inspektor war ein hochgewachsener, starkknochiger Mann mit vorspringenden Jochbeinen, sehr langsam in seinen Bewegungen und von finsternem Aussehen.

„Besuche können nur an bestimmten Tagen stattfinden, und zwar nur im Besuchszimmer,“ sagte er, ohne Nechljudow anzusehen.

„Aber ich muß ein Gnadengesuch an die Allerhöchste Person unterschreiben lassen.“

„Sie können es mir übergeben.“

„Ich muß die Arrestantin selbst sprechen. Es wurde mir früher stets gestattet.“

„Das war früher,“ sagte der Inspektor mit einem flüchtigen Blick auf Nechljudow.

„Ich habe vom Gouverneur die Erlaubnis dazu,“ sagte Nechljudow, auf seinem Wunsche beharrend, während er seine Brieftasche hervorholte.

„Gestatten Sie,“ sagte der Inspektor in unverändertem Tone, ohne Nechljudow in die Augen zu sehen, nahm mit den langen, dünnen Fingern, von denen der Zeigefinger einen goldenen Ring trug, das ihm von Nechljudow überreichte Schriftstück und durchlas es langsam. „Bitte, kommen Sie nach dem Bureau,“ sagte er dann.

Im Bureau war diesmal niemand anwesend. Der Inspektor nahm am Tische Platz und begann die darauf liegenden Schriftstücke zu durchblättern — offenbar hatte er die Absicht, selbst bei der Zusammenkunft zugegen zu sein. Als Nechljudow fragte, ob er nicht die politische Gefangene Bogoduchows-

kaja sehen könne, antwortete der Inspektor kurz, das gehe nicht an.

„Zusammenkünfte mit den Politischen sind nicht gestattet,“ meinte er und vertiefte sich wieder in die Lektüre der Schriftstücke. Nechljudow, der den Brief an die Bogoduchowskaja in der Tasche hatte, fühlte sich in der Lage eines schuldbewußten Menschen, dessen Absichten entdeckt und zunichte gemacht sind.

Als die Maslowa ins Bureau trat, hob der Inspektor den Kopf empor und sagte, ohne sie oder Nechljudow anzusehen: „Sie dürfen sprechen“ — dann wandte er sich wieder den Schriftstücken zu.

Die Maslowa trug, wie früher, die weiße Jacke, den Rock und das Kopftuch. Als sie auf Nechljudow zukam und den kühlen, bösen Ausdruck seines Gesichtes bemerkte, wurde sie feuerrot, schlug die Augen nieder und begann mit der Hand am Jackensaum herumzutasten. Ihre Verwirrung erschien Nechljudow nur als eine Bestätigung dessen, was der Schweizer im Krankenhause ihm erzählt hatte.

Nechljudow wollte mit ihr ganz so verkehren, wie das letztemal, doch brachte er es nicht über sich, ihr die Hand zu reichen — so sehr war sie ihm jetzt zuwider.

„Ich bringe Ihnen eine schlechte Nachricht,“ sagte er mit eintöniger Stimme, ohne sie anzusehen — „der Senat hat das Gesuch abschlägig beschieden.“

„Ich habe mir's gedacht,“ sagte sie in einem seltsamen Tone, als wolle sie ersticken.

Früher hätte Nechljudow sie gefragt, warum sie das sage, daß sie „es sich gedacht habe“; jetzt

sah er sie nur an: ihre Augen standen voll Tränen. — Doch das stimmte ihn nicht nur nicht weicher, sondern reizte ihn noch mehr gegen sie auf.

Der Inspektor erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Trotz des Widerwillens jedoch, den Nechljudow gegen die Maslowa diesmal empfand, hielt er es doch für notwendig, ihr sein Bedauern über die Entscheidung des Senats auszusprechen.

„Verzweifeln Sie nur nicht,“ sagte er — „vielleicht hat das Gnadengesuch an Allerhöchster Stelle Erfolg, und ich hoffe, daß . . .“

„Ich denke ja nicht daran . . .“ sagte sie, während sie mit den feuchten, schielenden Augen ihn wie bittend ansah.

„Woran denn sonst?“

„Sie waren im Krankenhaus, und man hat Ihnen jedenfalls von mir erzählt . . .“

„Was denn? Ach so . . . das ist Ihre persönliche Angelegenheit,“ sagte Nechljudow kühl, während seine Stirn sich verfinsterte. Das harte Gefühl gekränkten Stolzes, das einen Augenblick geschwiegen hatte, erwachte in ihm mit neuer Kraft, als sie das Krankenhaus erwähnte. Er, der Mann von Welt, den zu heiraten jedes Mädchen aus den höchsten Kreisen für ein Glück gehalten hätte — er hatte seine Hand dieser Frau angeboten, und sie konnte es nicht abwarten, sondern knüpfte mit einem ersten besten Feldscher eine Liebschaft an, dachte er und blickte sie ingrimmig an.

„Unterschreiben Sie hier die Bittschrift,“ sagte er, zog aus der Tasche ein großes Kuvert hervor

und legte es auf den Tisch. Sie trocknete die Tränen mit dem Zipfel ihres Tuches, setzte sich an den Tisch und fragte, wo und was sie schreiben solle.

Er zeigte es ihr, und sie begann zu schreiben, nachdem sie den Ärmel an ihrem rechten Arme mit der linken Hand hinaufgestreift hatte. Nechljudow stand neben ihr und blickte schweigend auf ihren über den Tisch gebeugten Rücken, der ab und zu von einem verhaltenen Schluchzen erbebte. In seiner Seele kämpften gute und böse Gefühle, das Gefühl des beleidigten Stolzes und das des Mitleids mit ihr, der Leidenden — und dieses letztere Gefühl trug den Sieg davon.

Was er zuerst empfand — ob sich zuerst in seinem Herzen das Mitleid mit ihr regte, oder ob er zuerst seiner eignen Schuld gedachte, die doch weit schlimmer war als das, was er ihr jetzt im stillen vorwarf — darüber war er sich selbst nicht ganz klar; jedenfalls aber hatte er plötzlich, ganz zur selben Zeit, das Gefühl, daß er schuldig sei und sie sein Mitleid verdiene.

Das Gnadengesuch war unterschrieben; sie wischte ihren von Tinte befleckten Finger an ihrer Jacke ab, stand auf und sah ihn an.

„Was auch darauf folgen, was auch geschehen mag — nichts vermag meinen Entschluß zu ändern,“ sagte Nechljudow.

Der Gedanke, daß er ihr verzeihe, stärkte in ihm noch das Gefühl des Mitleids und der Zärtlichkeit gegen sie, und er suchte nach Worten, um sie zu trösten.

„Was ich einmal gesagt habe, dabei bleibt es.

Wohin man Sie auch schicken mag — ich gehe mit Ihnen.“

„Es hat keinen Zweck,“ unterbrach sie ihn hastig — und strahlte dabei übers ganze Gesicht.

„Überlegen Sie, was Sie für die Reise brauchen.“

„Nichts Besonderes, mein' ich, ich danke Ihnen.“

Der Inspektor kam zu ihnen heran. Nechljudow wartete nicht erst, bis er etwas sagte, sondern verabschiedete sich von Katjuscha und verließ das Bureau. Er hatte ein Gefühl stiller Freude, Ruhe und Liebe zu allen Menschen, wie er es nie vorher gehabt. Was ihn so freute und erhob, war vor allem das Bewußtsein, daß keine Handlung der Maslowa seine Liebe zu ihr in ihm ertönen könne. Mag sie ruhig ihre Liebelei mit dem Feldscher haben — das war ihre Sache; er liebte sie nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen und um Gotteswillen.

Die Liebelei mit dem Feldscher aber, deretwegen die Maslowa aus dem Krankenhause fortgeschickt worden war, und an deren Vorhandensein Nechljudow tatsächlich glaubte, hatte in Wirklichkeit nie bestanden. Die Heilgehilfin hatte sie nach der am Ende des Korridors befindlichen Apotheke geschickt, damit sie dort Brusttee hole, und der allein in der Apotheke anwesende Feldscher Ustinow, ein großer Mensch mit finnigem Gesichte, der sich ihr schon immer aufgedrängt hatte, wurde auch diesmal zu dringlich gegen sie. Die Maslowa entwand sich seiner Umarmung und stieß ihn dabei so heftig gegen ein Regal, daß zwei Gläser von diesem herunterfielen. In diesem Augenblick kam der Oberarzt

durch den Korridor — er hörte das Klirren der zerschlagenen Gläser, sah die Maslowa hastig, mit rotem Gesichte, aus der Tür der Apotheke stürzen und schrie sie unwillig an:

„Hör' mal, meine Liebe, wenn du hier Liebschaften anknüpfen willst, werde ich dich auf den Trab bringen! Was ist denn das?“ wandte er sich an den Feldscher und sah ihn über seine Brille hinweg streng an.

Der Feldscher lächelte und begann sich zu rechtfertigen. Der Doktor hörte seine Erklärungen nicht weiter an, hob den Kopf so hoch auf, daß er durch die Brille sehen konnte, und begab sich in den Saal. An demselben Tage noch sagte er dem Inspektor, er möchte ihm statt der Maslowa eine andere, gesetztere Person schicken. Die Entfernung aus dem Krankenhause, unter der Beschuldigung, daß sie Liebschaften mit Männern anknüpfte, war der Maslowa darum ganz besonders schmerzlich, weil der Verkehr mit Männern, der ihr auch früher schon zuwider gewesen war, ihr jetzt, nach der Begegnung mit Nechljudow, vollends den heftigsten Abscheu einflößte. Die Tatsache, daß der erste beste Mann, wie dieser finnlige Feldscher, auf Grund ihrer Vergangenheit und ihrer jetzigen Lage sich für berechtigt hielt, sie zu beleidigen und über ihr abweisendes Verhalten erstaunt zu sein, empörte sie aufs tiefste, erregte ihr Mitleid mit sich selbst und entlockte ihr Tränen. Als sie jetzt Nechljudow erblickt hatte, hatte sie sich vor ihm rechtfertigen und sich von der Anschuldigung reinigen wollen, die man gegen sie erhoben und sicherlich auch ihm mitgeteilt hatte.

Kaum aber hatte sie die Rede darauf gebracht, als sie auch sogleich fühlte, daß er ihr nicht glaube, und daß ihr Rechtfertigungsversuch nur seinen Verdacht verstärken könne. Da waren ihr die Tränen aufgestiegen, und sie schwieg.

Die Maslowa glaubte noch immer und fuhr fort, es sich einzureden, daß sie, wie sie bei der zweiten Zusammenkunft es ihm gesagt hatte, ihm nicht verziehen habe und ihn hasse, in Wirklichkeit jedoch liebe sie ihn längst wieder, und liebe ihn so, daß sie unwillkürlich alles tat, was er von ihr verlangte: sie hatte aufgehört, zu trinken und zu rauchen, sie hatte das Kokettieren gelassen und war als Dienerin in das Krankenhaus eingetreten. Alles das hatte sie getan, weil sie wußte, daß er es wünschte. Wenn sie jedesmal, sobald er seine Absicht, sie zu heiraten, äußerte, so entschieden widersprach, so geschah es zunächst, um die stolzen Worte wiederholen zu können, die sie einmal ihm gegenüber hierüber gebraucht hatte, dann aber, und vor allem, weil sie wußte, daß eine Ehe mit ihr sein Unglück sein würde. Sie war fest entschlossen, dieses Opfer nicht anzunehmen. Dabei war es ihr jedoch höchst schmerzlich, zu denken, daß er sie verachte, daß er annehmen könne, sie sei immer noch dieselbe, die sie früher gewesen, und daß er die Wandlung nicht bemerke, die sich in ihr vollzogen. Die Möglichkeit, daß er glauben könnte, sie habe im Krankenhause eine Schlechtigkeit begangen, war ihr schrecklicher als die Nachricht, daß sie nun endgültig zu Zwangsarbeit verurteilt sei.

28.

Es war nicht ausgeschlossen, daß die Maslowa schon mit dem ersten Gefangenentransport fortkam, und so traf denn Nechljudow seine Vorbereitungen zur Abreise. Er hatte jedoch so viel zu tun, daß er das Gefühl hatte, nie mit seinen Geschäften fertig werden zu können, so viel freie Zeit er auch hatte. Es ging ihm jetzt gerade umgekehrt wie früher. Früher mußte er sich immer den Kopf darüber zerbrechen, was er tun solle, und der Gegenstand seines Tuns und seines ganzen Interesses war stets ein und derselbe, nämlich: Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow. Aber obschon alle seine Lebensinteressen sich auf diesen einen Dmitrij Iwanowitsch konzentrierten, hatte ihn doch alles, was er tat und trieb, geärgert und gelangweilt. Jetzt bezog sich alles, was er tat, auf andere Menschen, und nicht auf Dmitrij Iwanowitsch — und nun war ihm mit einem Mal all sein Tun interessant und anziehend, und er war nie verlegen um eine Beschäftigung. Ja noch mehr: während er früher, als er sich noch ausschließlich mit den Angelegenheiten des Dmitrij Iwanowitsch beschäftigt hatte, stets Ärger und Verdruß empfunden hatte, versetzte die Beschäftigung mit fremden Angelegenheiten ihn zumeist in eine freudige Stimmung.

Die Angelegenheiten, die Nechljudow zu jener Zeit in Anspruch nahmen, zerfielen im wesentlichen in drei Gruppen. Er hatte sie selbst mit seiner gewohnten Pedanterie so eingeteilt und dement-

sprechend die darauf bezüglichen Schriftstücke in drei verschiedenen Portefeuilles untergebracht.

Die erste Angelegenheit betraf die Maslowa und die Hilfe, die er ihr zu bringen gedachte. Es handelte sich hierbei hauptsächlich um die Einreichung und Befürwortung des Gnadengesuches an den Monarchen und die Vorbereitungen zur Reise nach Sibirien.

Die zweite Angelegenheit war die Ordnung seiner Gutsverhältnisse. In Panowo war den Bauern das Land unter der Bedingung überlassen worden, daß sie zur Bestreitung ihrer gemeinsamen bäuerlichen Bedürfnisse eine Rente zahlen sollten. Um nun dieser Abmachung die nötige Rechtskraft zu geben, mußte ein Vertrag aufgesetzt und unterschrieben werden. In Kusminskoje lag die Sache noch so, wie er sie bei seiner letzten Anwesenheit geordnet hatte: das Geld für die Landpacht sollte er erhalten, doch waren die Zahlungstermine noch festzusetzen, und außerdem war noch zu bestimmen, wieviel von dem Pachtertrage er zu seinem Lebensunterhalt gebrauchen würde, und wieviel den Bauern zur Bestreitung ihrer gemeinsamen Bedürfnisse verbleiben sollte. Da er nicht wußte, wie hoch die Kosten sich belaufen würden, die ihm die bevorstehende Fahrt nach Sibirien verursachen würde, wollte er auf diese Einkünfte noch nicht ganz verzichten, zumal er sie ohnedies schon um die Hälfte vermindert hatte.

Die dritte Angelegenheit war seine Fürsorge für die Gefangenen, die sich immer häufiger an ihn um Hilfe wandten. Als er sich mit diesen seinen

Klienten in Verbindung setzte, war er anfangs immer gleich voll Eifer ans Werk gegangen, um ihr Los zu erleichtern; dann aber waren so viele Hilfesuchende erschienen, daß es ihm unmöglich wurde, ihnen allen zu helfen — und dies eben hatte ihn noch auf eine vierte Angelegenheit gebracht, die ihn in letzter Zeit mehr als alle übrigen beschäftigte.

Diese vierte Angelegenheit bestand in der Entscheidung der Frage: was ist, wozu dient und wie entstand diese seltsame Institution, die man das Strafgesetz nennt, als dessen Produkt dieses Gefängnis, mit dessen Bewohnern er zum Teil bekannt geworden, und überhaupt alle diese Einschließungsstätten, von der Peter-Pauls-Festung bis zu der Kerkerinsel Sachalin, zu erachten sind, in denen Hunderte und Tausende von Opfern dieses ihm so seltsam erscheinenden Strafgesetzes schmachten?

Aus dem persönlichen Verkehr mit den Gefangenen, aus der Unterhaltung mit den Advokaten, dem Gefängnisgeistlichen und dem Inspektor und aus den Listen der Gefangenen kam Nechljudow zu der Schlußfolgerung, daß die Gesamtheit der Gefangenen, der sogenannten „Verbrecher“, in fünf verschiedene Kategorien zerfiel. Die erste Kategorie bildeten die vollkommen Unschuldigen, die Opfer der Rechtsirrtümer, wie der vermeintliche Brandstifter Menjschow, die Maslowa und andere. Diese Kategorie war nicht sehr zahlreich — sie betrug nach den Beobachtungen des Gefängnisgeistlichen etwa sieben Prozent, aber gerade die Lage dieser Leute erregte ein besonderes Interesse. Die zweite Kate-

gorie bildeten jene Leute, welche für Handlungen bestraft wurden, die sie unter besonderen Ausnahmeständen, im Zorn, in der Eifersucht, im Rausch usw. begangen hatten — Handlungen, die, wie man fast mit Sicherheit behaupten konnte, unter denselben Umständen auch alle diejenigen begangen hätten, die sie richteten und bestraften. Diese Kategorie umfaßte nach Nechljudows Beobachtungen mehr als die Hälfte sämtlicher Verbrecher. Die dritte Kategorie wurde von Leuten gebildet, die für Handlungen bestraft wurden, die ihrer Meinung nach durchaus einwandfrei und sogar gut waren, die aber nach den Begriffen derjenigen, die die Gesetze verfaßt hatten, als Verbrechen galten. Zu dieser Kategorie gehörten die Leute, die heimlichen Branntweihandel getrieben, Waren geschmuggelt, Gras gepflückt oder in den großen Waldungen der Gutsbesitzer oder der Krone Holz gesammelt hatten. Zu dieser Kategorie zählte Nechljudow auch die kaukasischen Bergbewohner, die auf Raub ausgingen, sowie die Nichtgläubigen, welche die Kirchen bestahlen.

Zu der vierten Kategorie gehörten Leute, die nach Nechljudows Meinung nur darum zu den Verbrechern gezählt wurden, weil sie in sittlicher Hinsicht höher standen als der Durchschnitt der Gesellschaft. Dahin gehörten die Sektierer, die Angehörigen der unterworfenen Völker, die für die Unabhängigkeit ihrer Nation eingetreten waren, und dahin waren auch die politischen Verbrecher, die Sozialisten und die Streikenden zu zählen, die wegen Widerstandes gegen die bestehende Gewalt ver-

urteilt waren. Der Prozentsatz solcher Leute war nach Nechljudows Beobachtung sehr groß.

Die fünfte Kategorie endlich bildeten die Menschen, an denen die Gesellschaft weit mehr verschuldet hatte, als sie an der Gesellschaft. Das waren die Verwehrlosten, unter dem Einfluß stetiger Unterdrückung und Verführung Verkommenen, wie jener junge Mensch, der die alten Läufer gestohlen hatte, und Hunderte von anderen, die Nechljudow im Gefängnis und außerhalb desselben gesehen hatte, und die gleichsam systematisch und mit Notwendigkeit durch die Lebensverhältnisse zu solchen Handlungen getrieben waren, die man „Verbrechen“ heißt. Zu diesen Leuten gehörten nach Nechljudows Beobachtung sehr viele Diebe und Mörder, deren er etliche in letzter Zeit näher kennengelernt hatte. Zu diesen Leuten zählte er nach näherer Bekanntschaft auch jene Verworfenen und gänzlich Verdorbenen, die die neuere Kriminalistenschule als Menschen von spezifischem Verbrechertypus bezeichnet, und deren Vorhandensein in der Gesellschaft als das Hauptargument für die Notwendigkeit der Strafgesetze und der Strafen angeführt wird. Diese sogenannten entarteten, verbrecherischen anomalen Typen waren nach Nechljudows Meinung gleichfalls nur Menschen, denen gegenüber die Gesellschaft weit mehr schuldig war, als sie es der Gesellschaft gegenüber waren, bei denen jedoch die Schuld der Gesellschaft zeitlich weiter zurücklag, vielleicht schon an ihren Eltern und Großeltern begangen war.

Unter diesen Leuten war Nechljudow ganz be-

sonders ein Gewohnheitsdieb namens Ochotin aufgefallen. Er war der uneheliche Sohn einer Prostituierten, in einem Asyl für Obdachlose aufgezogen, und hatte anscheinend bis zu seinem dreißigsten Jahre nie einen Menschen mit höherer Moral als der eines Polizisten kennen gelernt. Von Jugend an war er in eine Diebesbande geraten, und dabei besaß er ein ganz ungewöhnliches komisches Talent, durch das er alle Welt für sich einzunehmen wußte. Als er Nechljudow um seine Verwendung bat, tat er es in einer höchst eigenartigen Weise, indem er sich in seiner Rede über sich selbst, über die Richter, über das Gefängnis und über alle Gesetze, ob menschlichen oder göttlichen Ursprungs, lustig machte. Ein anderer seiner Schützlinge war der schöne Fjodorow, der mit einer Bande, deren Anführer er war, einen alten Mann, einen Beamten, ermordet und ausgeraubt hatte. Fjodorow war ein Bauer — man hatte seinen Vater auf höchst ungesetzliche Art um Haus und Hof gebracht, und er selbst war Soldat geworden und verdankte seine Bestrafung der Geliebten eines Offiziers, zu der er selbst in Leidenschaft erglüht war. Er war eine anziehende, temperamentvolle Natur, ein Mensch, der um jeden Preis das Leben genießen wollte, der nie einen Menschen gesehen hatte, der sich aus irgendeinem Grunde einen Genuß versagt hätte, der nie auch nur ein Wort davon gehört hatte, daß es im Leben auch noch andere Zwecke gebe als den Genuß. Es wurde Nechljudow klar, daß beide, Ochotin wie Fjodorow, reichbegabte Naturen waren, die nur entartet und verwahrlost waren, wie auch Pflanzen,

um die sich niemand kümmert, schließlich entarten und verwahrlosen. Er hatte auch einen Landstreicher und eine Frau gesehen, die durch ihren Stumpfsinn und ihre Fühllosigkeit abstoßend wirkten, doch konnte er in ihnen durchaus nicht jenen Verbrechertypus entdecken, von dem die italienische Schule spricht, vielmehr sah er in ihnen nur Menschen, die ihm persönlich unsympathisch waren, wie er auch unter den Salonleuten im Frack, in Epauletten und in Spitzenkleidern solchen begegnet war, die seine Antipathie erweckten.

Die Untersuchung der Frage nun, warum alle diese mannigfachen Kategorien von Menschen eingekerkert waren, während andere, ganz ebensolche Menschen in Freiheit umhergingen und über jene andern sogar zu Gericht saßen, bildete die vierte Angelegenheit, die zu jener Zeit Nechljudow beschäftigte.

Anfangs hoffte Nechljudow in den Büchern Antwort auf diese Fragen zu finden, und er kaufte alle Schriften, die sich irgend auf sie bezogen. Er kaufte die Bücher von Lombroso und Garofalo, von Ferri und Liszt, von Maudsley und Tarde, und er las diese Werke mit Aufmerksamkeit. Aber je weiter er in der Lektüre kam, desto mehr wurde er enttäuscht. Es ging ihm so, wie es stets solchen Leuten geht, die sich mit der Wissenschaft befassen — nicht, um eine Rolle in der Wissenschaft zu spielen, um zu schreiben, zu disputieren, zu dozieren, sondern damit sie ihnen gewisse einfache Fragen des Lebens beantworte: die Wissenschaft beantwortete ihm tausend mannigfaltige, sehr verzwickte und

schwierige Fragen, die sich auf die Strafgesetzgebung bezogen, ließen aber die eine Frage, auf die er Antwort heischte, unbeantwortet. Er fragte nach einer sehr einfachen Sache: er fragte, warum und mit welchem Rechte die einen Menschen die andern einsperren, quälen, verschicken, peitschen und töten, während sie doch ganz genau ebensolche Menschen sind wie diejenigen, die sie quälen, peitschen und töten. Man antwortete ihm aber mit allerhand Auseinandersetzungen über die Frage, ob der Mensch eine Willensfreiheit besitze oder nicht? Ob man einen Menschen nach seinen Schädelmaßen usw. für einen Verbrecher halten dürfe oder nicht? Welche Rolle die Vererbung beim Verbrechen spiele? Ob es eine angeborene Unsittlichkeit gebe? Was Sittlichkeit, was Wahnsinn, Entartung, Temperament sei? Wie das Klima, die Ernährung, die Unwissenheit, die Nachahmung, der Hypnotismus, die Leidenschaften auf das Verbrechen einwirken? Was die Gesellschaft sei? Welche Pflichten sie habe? usw. usw.

Diese Erörterungen erinnerten Nechljudow an die Antwort, die ihm einmal von einem aus der Schule kommenden kleinen Knaben gegeben worden war. Nechljudow hatte den Kleinen gefragt, ob er schon buchstabieren könne. Der Kleine hatte die Frage bejaht. „Nun, dann buchstabiere einmal das Wort ‚Pfote!‘“ — „Was für eine Pfote — eine Hundepfote?“ hatte der Kleine mit pffiffigem Lächeln geantwortet. Von derselben Art waren die Antworten, die Nechljudow auf seine einzige fundamentale Frage in den wissenschaftlichen Büchern fand.

Es gab da sehr viel Verständiges, Gelehrtes und

Interessantes; die eine Frage jedoch, mit welchem Rechte die einen Menschen die andern strafen, fand nirgends eine Beantwortung. Und nicht nur, daß diese Antwort fehlte: alle Auseinandersetzungen waren auch lediglich darauf zugespitzt, die Strafe zu erklären und zu rechtfertigen, während ihre Notwendigkeit als Axiom angesehen wurde. Nechljudow las viel, doch mit häufigen Unterbrechungen, und er schrieb den Umstand, daß er keine Antwort auf die ihn beschäftigende Frage fand, dieser unzusammenhängenden Art der Lektüre zu. Er hoffte, die Antwort später zu finden, und wagte daher noch nicht, an die Richtigkeit der Antwort zu glauben, die sich ihm in letzter Zeit immer öfter und öfter aufgedrängt hatte.

29.

Der Abmarsch der Abteilung, mit der die Maslowa abgehen sollte, war auf den 5. Juli festgesetzt. Auch Nechljudow hielt sich bereit, ihr an diesem Tage nachzureisen. Am Tage vor seiner Abreise kam Nechljudows Schwester mit ihrem Manne nach der Stadt gefahren, um sich von ihrem Bruder zu verabschieden.

Nechljudows Schwester, Natalia Iwanowna Ragošinskaja, war zehn Jahre älter als der Bruder. Er war zum Teil unter ihrem Einflusse aufgewachsen. Sie hatte ihn als Knaben sehr gern gehabt, und kurz vor ihrer Heirat hatten sie beide, das fünfundzwanzigjährige Mädchen und der fünfzehnjährige Junge,

fast auf gleichberechtigtem Fuße miteinander verkehrt. Sie war damals in seinen verstorbenen Freund Nikolenjka Irtenjew verliebt gewesen. Sie hatten beide Nikolenjka geliebt, und sie hatten in ihm wie in sich selbst das geliebt, was es im Menschen an Gutem, Vereinigendem gibt. Seit jener Zeit waren sie beide sittlich verdorben worden: er durch das Militär, durch ein schlechtes Leben; sie — durch die Ehe mit einem Menschen, zu dem sie in sinnlicher Liebe entbrannt war, der jedoch alles das, was einstmals für sie und Dmitrij das Heiligste und Teuerste gewesen war, nicht nur nicht liebte, sondern seinem Wesen nach gar nicht begriff und jegliches Streben nach sittlicher Vervollkommnung, jede Bemühung, den Menschen zu dienen — was ihr einstmals Lebensbedürfnis gewesen — einzig auf den ihm allein verständlichen Begriff der Eigenliebe und den Wunsch, sich vor der Welt hervorzutun, zurückführte.

Ragoschinskij war ein Mann ohne Namen und ohne Vermögen, doch dabei ein sehr geschickter Beamter, der höchst gewandt zwischen dem Liberalismus und Konservatismus hin und her zu lavierten wußte und sich stets derjenigen der beiden Richtungen bediente, die zur gegebenen Zeit und im gegebenen Falle ihm persönlich die besten Chancen bot. Er hatte seine verhältnismäßig glänzende juristische Karriere hauptsächlich einer gewissen Anziehungskraft, die er auf die Frauen ausübte, zu verdanken. Er war über die erste Jugend bereits hinaus, als er im Ausland die Nechljudows kennen lernte und Natascha, die auch nicht mehr jung war,

in sich verliebt machte. Er hatte sie fast gegen den Wunsch ihrer Mutter geheiratet, die in dieser Ehe eine Mesalliance sah. Nechljudow haßte seinen Schwager, wenn er dieses Gefühl auch vor sich selbst verbarg und zu bekämpfen suchte. Er war ihm durch die Banalität seines Empfindens und seine selbstgefällige Beschränktheit unsympathisch, vor allem aber, weil seine Schwester diesen so dürftig begabten Menschen so selbstisch und leidenschaftlich lieben und unter seinem Einfluß alle besseren Regungen, die sie früher gehabt, so völlig ersticken konnte. Es war ihm immer höchst-schmerzlich gewesen, sich Natascha als die Frau dieses selbstgefälligen, stark behaarten Menschen mit der blanken Glatze vorzustellen. Sogar den Kindern dieses Mannes gegenüber vermochte er seine Abneigung nicht zu beherrschen. Sobald er erfuhr, daß Natascha einen Familienzuwachs erwarte, hatte er jedesmal eine Art schmerzlichen Mitleids mit ihr, als habe dieser ihnen allen fremde Mensch sie mit einer bösen Krankheit angesteckt.

Die Ragoschinskijs waren allein, ohne Kinder gekommen — deren sie zwei, einen Knaben und ein Mädchen, hatten — und waren im besten Quartier des besten Gasthofs abgestiegen. Natalia Iwanowna war gleich in die alte Wohnung der Mutter gefahren; als sie jedoch den Bruder dort nicht antraf und von Agrafena Petrowna erfuhr, daß er in ein *Chambre garnie* gezogen sei, begab sie sich dahin. Der schmutzige Diener des letzteren, der ihr in dem dunklen, übelduftenden, auch am Tage nur durch

eine Lampe erhellten Korridor begegnete, erklärte ihr, daß der Fürst nicht zu Hause sei.

Natalia Iwanowna wünschte in die Wohnung des Bruders einzutreten, um ihm eine Nachricht zu hinterlassen. Der Korridordiener führte sie hinein. Sie betrat die beiden kleinen Zimmer, die Nechljudow bewohnte, und musterte sie aufmerksam. Überall konnte sie die ihr bekannte Sauberkeit und Akkuratheit des Bruders bemerken; vor allem aber fiel ihr die bescheidene, schlichte Art auf, in der er sich eingerichtet hatte, und die ihr an ihm neu war. Auf dem Schreibtisch sah sie den ihr bekannten Briefbeschwerer mit der kleinen Bronzefigur eines Hundes, ferner die mit peinlicher Sorgfalt verteilten Portefeuilles und Schriftstücke, das Schreibzeug, das Strafgesetzbuch, ein englisches Buch von Henry George und ein französisches von Tarde samt dem ihr bekannten großen, geschweiften Elfenbeinmesser.

Sie setzte sich an den Tisch und schrieb einen Zettel für ihn, in dem sie ihn bat, unbedingt noch heute zu ihr zu kommen; dann verließ sie, in Verwunderung über das, was sie gesehen, den Kopf schüttelnd, seine Wohnung und kehrte nach ihrem Gasthof zurück.

Natalia Iwanowna interessierte sich, was ihren Bruder anbetraf, für zwei Fragen: erstens für seine Heirat mit Katjuscha, von der sie in ihrem Provinzneste gehört hatte, da ja alle Welt davon sprach, und zweitens für die Neuregelung, die er betreffs seines Grundbesitzes vorgenommen hatte, die gleichfalls allgemeines Tagesgespräch war und von vielen Leuten als eine gefährliche politische Neuerung an-

gesehen wurde. Daß Nechljudow Katjuscha heiraten wollte, gefiel Natalia Iwanowna auf der einen Seite. Sie freute sich über diese Entschlossenheit, in der sie ihn und sich selbst wiederzuerkennen meinte, so wie sie beide in jenen schönen Tagen vor ihrer Verheiratung gewesen. Zugleich jedoch ward sie von Entsetzen erfüllt bei dem Gedanken, daß ihr Bruder eine so schreckliche Person heiraten wolle. Das letztere Gefühl behielt die Oberhand, und sie hatte sich vorgenommen, ihn womöglich von seinem Plane abzubringen, obschon sie sich nicht verhehlte, daß dies keineswegs leicht sein würde.

Die andere Angelegenheit, die Übergabe des Landes an die Bauern, ging ihr nicht so sehr zu Herzen; dagegen hatte diese Angelegenheit den höchsten Unwillen ihres Gatten erregt, und er hatte verlangt, daß sie alles daransetze, um den Bruder auf andere Gedanken zu bringen. Ignatij Nikiforowitsch hatte geäußert, daß eine solche Handlung der Gipfel der Ungereimtheit, des Leichtsinns und des Hochmuts sei, daß sie, wenn überhaupt, nur aus der Sucht, sich hervorzutun, zu renommieren und von sich reden zu machen, erklärt werden könne.

„Welcher Sinn liegt darin, das Land an die Bauern abzutreten gegen eine Rente, die sie an sich selbst bezahlen?“ sagte er. „Wenn er schon etwas derartiges tun wollte, dann konnte er das Land doch durch die Bauernbank verkaufen. Das hätte einen Sinn gehabt. Überhaupt ist das eine Handlung, die schon beinahe über die Grenze des Normalen hinausgeht,“ hatte Ignatij Nikiforowitsch erklärt, und er beschäftigte sich bereits mit dem

Gedanken an eine Kuratel und verlangte von seiner Frau, daß sie mit ihrem Bruder ernstlich über diese seine sonderbare Absicht rede.

30.

Als Nechljudow nach Hause kam und den Zettel seiner Schwester auf dem Schreibtisch vorfand, begab er sich sogleich zu ihr. Es war am Abend. Ignatij Nikiforowitsch ruhte im Zimmer nebenan aus, und Natalia Iwanowna empfing den Bruder allein. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid mit eng anliegender Taille und einer roten Schleife an der Brust; ihr schwarzes Haar war nach der Mode toupiert und frisiert. Sie suchte sich offenbar ein jugendliches Aussehen zu geben, um ihrem Manne, der mit ihr in gleichem Alter stand, zu gefallen. Als sie den Bruder erblickte, sprang sie vom Diwan auf und ging ihm mit raschem Schritt, während ihre seidenen Röcke rauschten, entgegen. Sie küßten sich und sahen einander lächelnd an. Es vollzog sich zwischen ihnen jener geheimnisvolle, in Worten nicht auszudrückende Austausch von Blicken, in dem alles wahr und aufrichtig war, und dem dann der Austausch von Worten folgte, in denen die Wahrheit schon fehlte. Sie hatten sich seit dem Tode der Mutter nicht gesehen.

„Du bist stärker geworden und siehst jünger aus,“ sagte er.

Ihre Lippen kräuselten sich vor Vergnügen.

„Und du bist magerer geworden.“

„Nun, was macht Ignatij Nikiforowitsch?“ fragte Nechljudow.

„Er hat sich ein wenig hingelegt. Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen.“

Sie hätten sich so mancherlei zu sagen gehabt, aber ihre Worte blieben nichtssagend, und ihre Blicke drückten nur aus, daß das, was sie sich hätten sagen sollen, ungesagt blieb.

„Ich bin bei dir gewesen,“ sagte sie.

„Ja, ich weiß es. Ich bin aus der alten Wohnung fortgezogen. Sie war mir zu groß, und ich fühlte mich darin einsam und gelangweilt. Von den Sachen brauche ich nichts, du kannst alles für dich nehmen — alle Möbel usw.“

„Ja, Agrafena Petrowna sagte es mir bereits. Ich bin dort gewesen. Ich danke dir bestens. Aber . . .“

In diesem Augenblick brachte der Hotelkellner das silberne Teeservice herein.

Sie schwiegen, während der Lakai die Tassen hinstellte. Natalia Iwanowna setzte sich in den Lehnstuhl dem Tischchen gegenüber und schüttete schweigend den Tee ein. Auch Nechljudow schwieg.

„Nun, wie liegen die Dinge, Dmitrij? Ich weiß alles,“ sagte Natascha dann in entschiedenem Tone und sah ihn an.

„Ich freue mich, daß du alles weißt.“

„Kannst du wirklich noch hoffen, sie zu bessern, nach einem solchen Leben?“ sagte Natalia Iwanowna.

Er saß, ohne sich aufzustützen, in gerader Haltung auf einem kleinen Stuhle und hörte ihr auf-

merksam zu, in dem Bemühen, sie richtig zu verstehen und ihr klar zu antworten. Die frohe Stimmung, die das Wiedersehen mit der Maslowa in ihm hervorgerufen hatte, erfüllte noch immer seine Seele mit stiller Zufriedenheit und mit Wohlwollen gegen alle Menschen.

„Nicht sie will ich bessern, sondern mich selbst,“ antwortete er.

Natalia Iwanowna seufzte.

„Es gibt doch noch andere Mittel als die Heirat,“ sagte sie.

„Und ich meine, es ist so am besten; ich komme auf diese Weise in eine Welt hinein, in der ich mich nützlich machen kann.“

„Ich glaube nicht, daß du dabei glücklich werden wirst,“ sagte Natalia Iwanowna.

„Nicht auf mein Glück kommt es an.“

„Gewiß nicht; aber auch sie, wenn sie überhaupt Herz hat, kann dadurch nicht glücklich werden . . . ja, sie kann diese Heirat nicht einmal wünschen.“

„Sie wünscht sie auch nicht.“

„Ich verstehe, aber das Leben . . .“

„Was ist's mit dem Leben? . . .“

„Es verlangt etwas anderes.“

„Es verlangt nichts weiter, als daß wir tun, was wir sollen,“ sagte Nechljudow, während er in ihr immer noch schönes, wenn auch um die Augen und den Mund schon mit feinen Runzeln bedecktes Gesicht sah.

„Ich verstehe das nicht,“ sagte sie mit einem Seufzer.

„Die Ärmste, wie konnte sie sich so verändern!“ dachte Nechljudow im stillen; er stellte sich Natascha in ihren jungen Jahren vor, als sie noch unverheiratet gewesen, und ein von erwachenden Kindheitserinnerungen eingegebenes Gefühl der Zärtlichkeit regte sich in ihm.

In diesem Augenblick trat Ignatij Nikiforowitsch ins Zimmer — wie immer, mit hoch erhobenem Kopfe und die Brust weit vorgestreckt. Sein Schritt war weich und leicht, und er lächelte, während seine Brille, seine Glatze und sein schwarzer Vollbart glänzten.

„Guten Tag, guten Tag, wie geht's Ihnen?“ sagte er, indem er die Worte absichtlich unnatürlich betonte.

In der ersten Zeit nach der Verheiratung Nataschas hatten sie versucht, sich auf den Duzfuß zu stellen; doch war es schließlich beim „Sie“ geblieben.

Sie reichten einander die Hand, und Ignatij Nikiforowitsch ließ sich leicht in einen Sessel sinken.

„Ich störe doch Ihre Unterhaltung nicht?“

„Nein, ich brauche das, was ich sage und tue, vor niemand zu verbergen.“

Nechljudow hatte kaum dieses Gesicht und diese stark behaarten Hände erblickt, kaum diesen selbstgefälligen, gönnerhaften Ton vernommen, als seine lebenswürdige, frohe Stimmung auch sogleich verschwunden war.

„Wir sprachen eben von seinen Plänen und Absichten,“ sagte Natalia Iwanowna. „Soll ich dir ein-

schenken?“ fügte sie, nach der Teekanne greifend, hinzu.

„Bitte, ja; von welchen Absichten?“

„Von meiner Absicht, mit der Arrestantenabteilung, bei der sich jene Frau befindet, vor der ich mich schuldig fühle, nach Sibirien zu gehen,“ versetzte Nechljudow.

„Ich hörte, daß es nicht bei dieser Reise allein bleiben soll, daß noch andere Absichten vorliegen...“

„Ja, ich will sie heiraten, sobald sie auf meinen Vorschlag eingeht.“

„Ei sieh doch! Vielleicht klären Sie mich über die Motive dieser Absicht auf, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist — ich verstehe sie nämlich nicht...“

„Die Motive sind die, daß diese Frau . . . daß ihr erster Schritt auf dem Wege des Lasters . . .“ Nechljudow war über sich selbst böse, weil er nicht gleich den richtigen Ausdruck fand. „Die Motive sind die, daß ich der Schuldige bin, während sie die Strafe erleidet.“

„Wenn sie eine Strafe erleidet, dann ist auch anzunehmen, daß sie wohl nicht ohne Schuld ist.“

„Sie ist vollkommen unschuldig,“ sagte Nechljudow und erzählte mit unnötiger Erregtheit die Geschichte der Maslowa.

„Ja, das war eine Nachlässigkeit des Vorsitzenden, die wiederum die Unüberlegtheit in der Antwort der Geschworenen verschuldete. Aber für solche Fälle ist doch der Senat da.“

„Der Senat hat eine ablehnende Antwort gegeben.“

„Dann haben jedenfalls nicht die erforderlichen

Kassationsgründe vorgelegen," sagte Ignatij Nikiforowitsch, der offenbar die allgemeine Überzeugung teilte, daß die Wahrheit und das Recht natürliche Produkte der gerichtlichen Verhandlungen seien. „Der Senat darf nicht auf den wesentlichen Kern der ihm vorliegenden Sachen eingehen. Wenn wirklich ein Rechtsirrtum begangen ward, so bleibt nur das Gnadengesuch an den Monarchen übrig.“

„Es ist eingereicht worden, doch ist die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges verschwindend gering. Man wird Erkundigungen im Ministerium einziehen, das Ministerium wird den Senat befragen, und der Senat wird einfach auf seine Entscheidung zurückgreifen. Und wie gewöhnlich wird der Unschuldige seine Strafe erleiden.“

„Erstens wird das Ministerium nicht beim Senat anfragen," sagte Ignatij Nikiforowitsch mit herablassendem Lächeln, „sondern es wird vom Gericht die Originalakten einfordern, und wenn es einen Fehler entdeckt, wird es seine Entscheidung in entsprechendem Sinne abgeben; und zweitens werden Unschuldige nie oder nur in ganz seltenen Ausnahmefällen bestraft. Bestraft werden immer nur die Schuldigen," sprach Ignatij Nikiforowitsch ohne Hast, mit selbstzufriedenem Lächeln.

„Ich habe Gelegenheit gehabt, mich vom Gegenteil zu überzeugen," entgegnete Nechljudow mit einem feindseligen Gefühl gegen den Schwager. „Ich habe mich überzeugt, daß die größere Hälfte der von den Gerichten verurteilten Leute unschuldig ist.“

„Wieso denn?“

„Einfach unschuldig, im vollen Sinne dieses

Wortes, wie diese Frau an der Vergiftung unschuldig ist, wie der Bauer, den ich jüngst kennen lernte, an dem Morde unschuldig ist, dessen er angeklagt ist, wie jener Sohn und jene Mutter an der Brandstiftung unschuldig waren, deretwegen sie beinahe verurteilt worden wären, während der Besitzer des niedergebrannten Gehöftes die Tat selbst begangen hatte.“

„Gewiß, versteht sich, es hat zu allen Zeiten Justizirrtümer gegeben und wird immer welche geben. Eine Einrichtung, die von Menschen begründet wurde, kann nicht vollkommen sein.“

„Fernerhin sind sehr viele unschuldig, weil sie, in einem bestimmten Kreise aufgewachsen und erzogen, die von ihnen begangenen Handlungen nicht für Verbrechen halten.“

„Verzeihen Sie, das ist nicht richtig: jeder Dieb weiß, daß der Diebstahl etwas Böses ist, daß man nicht stehlen soll, und daß der Diebstahl unsittlich ist,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch mit seinem ruhigen, selbstbewußten, ein wenig geringschätzigen Lächeln, das Nechljudow ganz besonders aufbrachte.

„Nein, er weiß es nicht; man sagt ihm: du sollst nicht stehlen, und dabei sieht und weiß er, daß die Fabrikanten seine Arbeit stehlen, indem sie einen Teil seines Lohnes einbehalten, und daß auch die Beamten der Regierung ihn unaufhörlich bestehlen.“

„Das ist schon mehr Anarchismus,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch ruhig, die Bedeutung der Worte seines Schwagers definierend.

„Ich weiß nicht, was es ist, ich sage nur, wie es ist,“ fuhr Nechljudow fort. „Er weiß, daß die

Beamten ihn bestehlen. Er weiß, daß wir, die Gutsbesitzer, uns zu Herren des Grund und Bodens gemacht haben, der Gemeineigentum sein sollte, und ihn dann, wenn er auf dem Lande, das wir ihm wie den andern gestohlen haben, sich Reisig einsammelt, um seinen Ofen zu heizen, ins Gefängnis sperren und ihm einzureden suchen, daß er der Dieb sei.“

„Ich verstehe das nicht — und soweit ich es verstehe, bin ich nicht damit einverstanden. Der Grund und Boden kann unmöglich niemandes Eigentum sein. Wenn Sie ihn jetzt verteilen,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch in der vollen, ruhigen Überzeugung, daß Nechljudow ein Sozialist sei, daß der Sozialismus auf eine gleichmäßige Verteilung des Grund und Bodens unter alle Menschen hinauslaufe, und daß eine solche Verteilung höchst töricht und von ihm mit Leichtigkeit zu widerlegen sei — „wenn Sie ihn jetzt gleichmäßig verteilen, wird er morgen wieder in die Hände der Fleißigeren und Tüchtigeren übergehen . . .“

„Niemand denkt daran, den Grund und Boden an alle gleichmäßig zu verteilen. Der Grund und Boden soll niemandes Eigentum sein, soll kein Gegenstand des Kaufs und Verkaufs noch eines Leihvertrages sein.“

„Das Eigentumsrecht ist etwas dem Menschen Angeborenes. Ohne das Recht des Eigentums wird niemand ein Interesse an der Bearbeitung des Grund und Bodens haben. Vernichten Sie das Eigentumsrecht, und wir kehren in den Zustand der Wildheit

zurück,“ versetzte Ignatij Nikiforowitsch in überlegenem Tone.

„Ganz im Gegenteil: dann erst wird das Land nicht unbenutzt daliegen wie jetzt, wo die Grundbesitzer denjenigen den Boden vorenthalten, die ihn ausnutzen möchten, während sie selbst sich auf das Ausnützen nicht verstehen.“

„Aber, Dmitrij Iwanowitsch, hören Sie: das ist ja vollkommener Wahnsinn! Ist es denn möglich, in unserer Zeit das Grundeigentum zu vernichten? Ich weiß, das ist Ihr altes Steckenpferd. Aber lassen Sie mich es offen heraussagen . . .“ Ignatij Nikiforowitsch wurde blaß, und seine Stimme begann zu zittern — offenbar ging diese Frage ihm sehr nahe. „Ich würde Ihnen raten, diese Frage sehr genau zu überlegen, bevor Sie an ihre praktische Lösung herantreten!“

„Sie sprechen von meinen persönlichen Angelegenheiten?“

„Ja. Ich bin der Meinung, daß wir alle, die wir eine gewisse soziale Stellung innehaben, die Pflichten tragen müssen, die sich aus dieser Stellung ergeben, daß wir die Lebensbedingungen des Standes aufrecht erhalten müssen, in dem wir geboren wurden, und sie so, wie wir sie von unseren Vätern ererbten, auch wieder auf unsere Kinder weiter vererben.“

„Ich halte es für meine Pflicht . . .“

„Gestatten Sie —“ fuhr Ignatij Nikiforowitsch fort, ohne sich unterbrechen zu lassen — „ich spreche nicht in meinem Interesse oder in dem Interesse meiner Kinder. Das Vermögen meiner Kinder ist sichergestellt, und ich verdiene so viel, daß wir

anständig leben können, und meine Kinder werden, wie ich hoffe, ebenso leben können. Wenn ich daher gegen Ihre — gestatten Sie mir den Ausdruck — nicht ganz reiflich erwogene Handlungsweise Protest erhebe, so geschieht das nicht auf Grund persönlicher Interessen, sondern weil ich mit Ihnen im Prinzip nicht übereinstimme. Ich würde Ihnen raten, die Sache noch einmal in Erwägung zu ziehen, darüber zu lesen . . .“

„Nun, überlassen Sie mir es schon selbst, über meine Angelegenheiten zu entscheiden und meine Lektüre nach meinem eigenen Geschmack zu wählen,“ sagte Nechljudow erblassend. Er fühlte, daß seine Hände kalt wurden, daß er seine Selbstbeherrschung verlor — und er schwieg und griff nach seinem Glase, um einen Schluck Tee zu trinken.

31.

„Nun, was machen die Kinder?“ fragte Nechljudow die Schwester, nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte.

Die Schwester erzählte, die Kinder seien bei der Großmutter, der Mutter des Mannes, geblieben. Sie war sehr froh darüber, daß der Streit Nechljudows mit ihrem Manne nicht weiter fortgesetzt ward, und erzählte davon, wie ihre Kinder „Reise“ spielten, ganz so, wie er einmal mit seinen Puppen, dem schwarzen Mohren und der Französin, gespielt habe.

„Erinnerst du dich dessen wirklich noch?“ sagte Nechljudow lächelnd.

„Ja — und denk dir: sie spielen genau ebenso!“

Das unangenehme Gespräch war zu Ende. Natascha hatte sich beruhigt. Sie wollte in Gegenwart ihres Mannes nicht von Dingen reden, die nur den Bruder interessieren konnten, und um ein allgemeines Gespräch anzuknüpfen, brachte sie die jüngste Petersburger Neuigkeit, den herben Kummer der Kamenskaja, die ihren einzigen Sohn im Duell verloren hatte, aufs Tapet.

Ignatij Nikiforowitsch sprach sich mißbilligend darüber aus, daß die Tötung im Duell aus der allgemeinen Reihe der durch das Gericht abzuurteilenden Kapitalverbrechen ausgeschlossen sei.

Seine Bemerkung gab Nechljudow zu einer Erwidrerung Anlaß, und der Streit zwischen den beiden entbrannte von neuem. Die beiden Gegner kamen zu keiner Einigung, und jeder verharrete, die Ansicht des andern verurteilend, auf seinem Standpunkt.

Ignatij Nikiforowitsch fühlte, daß Nechljudow ihn verurteilte, daß er seine amtliche Tätigkeit verachtete, und er hatte den lebhaften Wunsch, ihm die absolute Unrichtigkeit seines Urteils zu beweisen. Nechljudow wiederum war seinerseits empört darüber, daß der Schwager sich in seine Angelegenheiten mit den Bauern einmischte — obschon er im Grunde seines Herzens fühlte, daß jener, wie auch die Schwester und deren Kinder, als seine Erben ein Recht dazu besaßen — und außerdem erfüllte es ihn mit höchstem Unwillen, daß dieser beschränkte Mensch Dinge, die er, Nechljudow selbst, als zweifellos unsinnig erkannte, mit solcher

Zuversicht und Ruhe als berechtigt und gesetzlich hinstellen konnte.

Diese selbstgefällige Zuversicht des andern war es, die Nechljudow vor allem reizte.

„Was würde denn das Gericht in diesem Falle tun?“ fragte Nechljudow.

„Es würde den überlebenden Duellanten wie einen ganz gewöhnlichen Mörder zu Zwangsarbeit verurteilen.“

Nechljudows Hände wurden wieder kalt, und er fragte hitzig:

„Nun, und was wäre damit erreicht?“

„Der Gerechtigkeit wäre Genüge getan.“

„Als ob die Gerechtigkeit der Zweck der Justiz wäre!“ sagte Nechljudow.

„Was ist denn sonst ihr Zweck?“

„Die Aufrechterhaltung der Klasseninteressen. Die Gerichte sind nach meiner Meinung nichts weiter als ein Hilfsmittel zur Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge, die unserer Klasse von Vorteil ist.“

„Das ist ja eine ganz neue Auffassung,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch mit ruhigem Lächeln. „Für gewöhnlich wird den Gerichten eine etwas andere Bestimmung zugeschrieben.“

„Theoretisch, gewiß — in der Praxis aber sieht die Sache, wie ich gesehen habe, ganz anders aus. Das Gericht hat lediglich die Erhaltung der Gesellschaft in ihrem jetzigen Zustande zum Zweck, und es verfolgt und bestraft daher sowohl diejenigen, die, wie die sogenannten Politischen, über dem allgemeinen Niveau stehen und dieses Niveau heben

wollen, als auch diejenigen, die unter diesem Niveau stehen, die sogenannten typischen Verbrecher.“

„Ich kann nicht zugeben, daß erstens einmal die sogenannten Politischen darum gestraft werden, weil sie über dem Durchschnittsniveau der Gesellschaft stehen. Es handelt sich hier zumeist um einen Auswurf der Gesellschaft, der ganz ebenso, wenn auch in anderer Weise, verderbt ist wie jene typischen Verbrecher, die nach Ihrer Meinung unter dem Durchschnittsniveau stehen.“

„Ich kenne aber Leute, die unvergleichlich höher stehen als ihre Richter — die Sektierer zum Beispiel . . .“

Aber Ignatij Nikiforowitsch, der es gewohnt war, daß man ihn weder im Amt noch zu Hause beim Sprechen unterbrach, hörte nicht auf Nechljudow und fuhr fort, mit diesem gleichzeitig zu sprechen, was Nechljudow ganz besonders reizte.

„Auch damit stimme ich nicht überein, daß die Gerichte den Zweck haben sollen, die bestehende gesellschaftliche Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. Sie haben vielmehr ihre eigene, spezielle Aufgabe . . . einerseits die Besserung . . .“

„Eine schöne Besserung . . . in den Gefängnissen! . . .“ fiel Nechljudow ein.

„Andererseits die Unschädlichmachung,“ fuhr Ignatij Nikiforowitsch eigensinnig fort — „der sittlich verderbten, vertierten Individuen, die die Existenz der Gesellschaft bedrohen.“

„Aber das ist's ja eben, daß die Gerichte weder den einen noch den andern Zweck erfüllen! Die

Gesellschaft hat eben kein Mittel, um diesen Zweck zu erreichen.“

„Wieso? Das verstehe ich nicht,“ versetzte Ignatij Nikiforowitsch mit gezwungenem Lächeln.

„Es gibt nach meiner Meinung nur zwei vernünftige Strafen — dieselben, die man im Altertum anwandte: die körperliche Züchtigung und die Todesstrafe,“ sagte Nechljudow. „Infolge der Verweichlichung der Sitten kamen diese beiden Strafarten mehr und mehr außer Gebrauch . . .“

„Das ist ja etwas ganz Neues, und ich wundere mich, es gerade von Ihnen zu hören!“

„Ja, es ist vernünftig, einem Menschen Schmerz zuzufügen, damit er in Zukunft das nicht tue, wofür man ihm Schmerzen zugefügt hat, und es ist auch vernünftig, einem für die Gesellschaft schädlichen und gefährlichen Gliede den Kopf abzuschlagen. Beide Strafen haben einen vernünftigen Sinn. Welchen Sinn aber hat es, einen Menschen, der durch Müßiggang und böses Beispiel verdorben wurde, ins Gefängnis zu sperren, unter Bedingungen, die ihm einen sorglosen Müßiggang zur Pflicht machen und ihn zum Umgang mit den allerlasterhaftesten Menschen zwingen? Oder ihn auf Staatskosten — fünfhundert Rubel pro Kopf macht es aus — aus dem Gouvernement Tula nach dem Gouvernement Irkutsk zu transportieren, oder aus Kursk . . .“

„Und doch fürchten sich die Leute vor diesen Reisen auf Staatskosten, und wenn diese Reisen und die Gefängnisse nicht wären, würden wir beide hier nicht so ruhig sitzen, wie wir jetzt hier sitzen.“

„Es ist eine recht zweifelhafte Garantie, die die Gefängnisse uns für unsere Sicherheit geben — da diese Menschen doch nicht ewig darin sitzen und wieder hinausgelassen werden. In diesen Anstalten erreichen die Menschen vielmehr den höchsten Grad der Lasterhaftigkeit und Verderbtheit, die Gefahr wird also nur erhöht und nicht vermindert.“

„Sie wollen damit sagen, daß das Pönitzsystem der Vervollkommnung bedarf?“

„Es kann nicht vervollkommnet werden. Die Vervollkommnung der Gefängnisse würde weit mehr kosten, als für die Volksaufklärung ausgegeben wird, und würde dem Volke nur neue Lasten aufbürden.“

„Aber die Mängel des Pönitzsystems können doch keinen Grund dafür bieten, die Berechtigung der Gerichte selbst in Zweifel zu ziehen!“ fuhr Ignatij Nikiforowitsch, ohne auf den Schwager zu hören, in seinem eigenen Gedankengang fort.

„Diese Mängel sind leider nicht zu beseitigen,“ versetzte Nechljudow mit erhobener Stimme.

„Wie denn also? So soll man also töten? Oder, wie ein Staatsmann kürzlich vorschlug, ihnen die Augen ausstechen?“ sagte Ignatij Nikiforowitsch mit sieghaftem Lächeln.

„Ja — das wäre allerdings grausam, aber es wäre zweckmäßig, und das, was jetzt geschieht, ist grausam und unzweckmäßig. Es ist sogar in einem solchen Grade töricht, daß man nicht verstehen kann, wie geistig gesunde Menschen an einer so sinnlos

grausamen Sache, wie sie etwa ein Kriminalgericht ist, teilnehmen können.“

„Nun, ich nehme daran teil,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch erblassend.

„Das ist Ihre Sache. Ich verstehe es jedenfalls nicht.“

„Ich glaube, daß Sie vieles nicht verstehen,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch mit zitternder Stimme.

„Ich sah auf dem Gericht, wie der Staatsanwaltsgehilfe sich mit aller Kraft bemühte, die Verurteilung eines jungen Menschen zu erzielen, der in jedem nicht verderbten, natürlich empfindenden Menschen nur Mitleid hervorrufen konnte. Ich weiß, daß ein anderer Staatsanwalt das Lesen des Evangeliums als ein Verbrechen behandelte — und ich weiß auch von vielen anderen sinnlosen und grausamen Handlungen der Gerichte . . .“

„Ich müßte den Dienst aufgeben, wenn ich die Dinge so auffaßte,“ sagte Ignatij Nikiforowitsch und erhob sich.

Nechljudow bemerkte einen ganz besonderen Glanz unter der Brille des Schwagers. „Das sind doch nicht etwa Tränen?“ dachte Nechljudow. Es waren in der Tat Tränen — Tränen der Kränkung. Ignatij Nikiforowitsch ging nach dem Fenster, holte sein Taschentuch heraus, räusperte sich, nahm seine Brille ab, um sie zu putzen, und wischte dabei auch die Augen ab. Dann kehrte er zum Diwan zurück, zündete sich eine Zigarre an und nahm nicht mehr teil am Gespräche. Nechljudow hatte ein zugleich schmerzliches und beschämendes Gefühl — es tat ihm leid, den Schwager und die Schwester so schwer

gekränkt zu haben, zumal er morgen abreiste und sie nicht mehr wiedersehen sollte. Ganz verwirrt nahm er von ihnen Abschied und fuhr nach Hause.

„Vielleicht ist das wahr, was ich sagte,“ dachte er — „er wußte mir wenigstens nichts zu erwidern. Aber ich hätte es doch nicht sagen sollen. Es ist doch noch nicht weit her mit meiner Sinneswandlung, wenn ich mich von einem häßlichen Gefühl so weit hinreißen lasse, daß ich ihn so beleidigen und die arme Natascha so betrüben kann.“

32.

Die Gefangenenabteilung, mit der die Maslowa transportiert wurde, sollte um drei Uhr vom Bahnhof abfahren. Um den Abmarsch der Abteilung aus dem Gefängnis zu sehen und mit ihr zugleich den Bahnhof zu erreichen, wollte Nechljudow noch vor zwölf Uhr nach dem Gefängnis fahren.

Während er seine Sachen und Papiere einpackte, schlug er noch einmal sein Tagebuch auf und las einige Stellen durch. Die letzte Eintragung, die er vor seiner Abreise nach Petersburg gemacht hatte, lautete:

„Katjuscha will mein Opfer nicht annehmen, sie will selbst Opfer bringen. Ich bin von Freude erfüllt über die innere Wandlung, die, wie mir scheint — ich wage kaum, daran zu glauben — sich in ihr vollzieht. Ich wage, wie gesagt, nicht, daran zu glauben — aber es scheint mir wirklich, daß sie wieder auflebt.“ Gleich dahinter kam fol-

gende Eintragung: „Ich habe etwas sehr Qualvolles, und doch auch wieder sehr Freudiges erlebt. Ich erfuhr, daß sie sich im Krankenhause schlecht aufgeführt hat. Darüber empfand ich einen tiefen Schmerz — ich hatte nicht erwartet, daß es mir so nahe gehen könnte. Abscheu und Haß erfüllten mich, als ich mit ihr sprach — da fiel mir jedoch ein, wie oft ich, auch jetzt noch, obschon nur in Gedanken, mich dessen schuldig gemacht habe, was ich ihr vorwerfe. Und plötzlich kam ich selbst mir höchst verabscheuenswert vor, während sie mir leid tat — und es ward mir so wohl, so wohl ums Herz. Wenn wir doch nur immer zur rechten Zeit den Balken im eignen Auge bemerkten — um wie viel besser würden wir dann sein!“

Die letzte Eintragung, die er erst an diesem Morgen gemacht, lautete: „Ich bin bei Natascha gewesen, und aus lauter eitler Selbstzufriedenheit war ich nicht gut, war böse, und ein peinliches Gefühl ist danach verblieben. Nun, was soll ich schon tun? Morgen beginnt für mich ein neues Leben. Leb' wohl für immer, du mein altes Leben! Eine Unmenge von Eindrücken habe ich empfangen, doch habe ich noch nicht alles recht verarbeiten können.“

Als Nechljudow am nächsten Morgen erwachte, war seine erste Empfindung das Bedauern über das, was zwischen ihm und seinem Schwager vorgefallen war.

„So darf ich nicht abreisen,“ dachte er — „ich muß zu ihnen hin und die Sache wieder gutmachen.“

Als er indes auf die Uhr blickte, sah er, daß es schon zu spät sei, und daß er sich beeilen müsse,

wenn er den Abmarsch der Gefangenenabteilung nicht verpassen wollte. Er machte sich rasch reisefertig und schickte den Schweizer und Taras, den Mann der Fedoßja, der mit ihm fuhr, mit den Sachen direkt nach dem Bahnhofe, während er selbst die erste beste Droschke nahm und nach dem Gefängnis fuhr. Der für die Gefangenen bestimmte Eisenbahnzug ging zwei Stunden vor dem Postzuge ab, den Nechljudow benutzen wollte, er hatte daher gleich seine Rechnungen in dem *Chambre garnie* beglichen, nach dem er nicht mehr zurückzukehren gedachte.

Es war ein drückend heißer Julitag. Die während der schwülen Nacht nicht abgekühlten Steine der Straßen und Häuser und das Eisenblech der Dächer strahlten ihre Hitze in die unbewegliche, glühende Luft aus. Es war windstill, und wenn ein Windstoß sich erhob, trug er nur eine von Staub und widerlichem Ölfarbengeruch gesättigte heiße Luft durch die Straßen. Wenige Menschen nur waren auf den Straßen, und wer sie passieren mußte, bemühte sich, im Schatten der Häuser zu gehen. Nur die von der Sonne schwarzbraun gebrannten Pflasterer saßen in ihrer Dorftracht mitten auf der Straße und klopften mit ihren Hämmern auf die Steine los, die sie in den heißen Sand einzuhämmern hatten. Mürrisch dreinschauende Polizisten standen in ihren Kitteln aus ungebleichter Leinwand mit den orangegelben Revolverriemen darüber, mißmutig von einem Bein aufs andere tretend, auf der Straße, und die auf der Sonnenseite verhängten Straßenbahnwagen, deren Pferde ihre Ohren durch die Schlitze

der weißen Schutzdecken gesteckt hatten, fuhren unter lautem Geklingel in den Straßen hin und her.

Als Nechljudow das Gefängnis erreichte, war die Abteilung noch nicht abmarschiert. Im Gefängnis war noch immer die anstrengende Arbeit der Übergabe und Abnahme der zur Absendung bestimmten Gefangenen, mit der man um vier Uhr morgens begonnen hatte, im Gange. Die Abteilung, die diesmal abgehen sollte, bestand aus 623 Männern und 64 Frauen: sie alle mußten nach den Listen, unter Ausschaltung der Kranken und Schwachen, kontrolliert und den eskortierenden Soldaten übergeben werden. Der neue Inspektor, seine beiden Hilfsinspektoren, der Arzt, der Feldscher, der Eskorteoffizier und der Schreiber saßen an einem mit Schriftstücken und Kanzleiutensilien bedeckten Tische, den man auf dem Hofe in den Schatten der Mauer gestellt hatte und vor den die Gefangenen einzeln nacheinander vorgerufen wurden. Jeder mußte untersucht, befragt und in das Verzeichnis eingetragen werden.

Der Tisch war bereits zur Hälfte von den Sonnenstrahlen überflutet. Es wurde heiß und schwül, was sich infolge der Windstille und der Ausdünstungen so vieler auf einem Platze angehäufter Menschen besonders fühlbar machte.

„Was ist denn das, nimmt das noch immer kein Ende?“ sagte der große, dicke Eskorteoffizier mit dem roten Gesichte, den hohen Schultern und den kurzen Armen, während er den Rauch seiner Zigarette einzog und durch den über seinen Mund herabhängenden Schnurrbart wieder ausblies. „Ich

bin schon ganz erschöpft. Wo nehmen Sie denn all die Menschen her? Sind ihrer noch mehr da?“

Der Schreiber sah in den Listen nach.

„Noch 24 Mann und die Frauen.“

„Na, was steht ihr denn da, immer heran! . . .“ rief der Offizier den Gefangenen zu, die noch nicht kontrolliert waren und sich unruhig durcheinander drängten.

Die Gefangenen standen schon über drei Stunden in Reihe und Glied, und zwar nicht im Schatten, sondern mitten im heißen Sonnenbrande.

Das war die Arbeit, die im Innern des Gefängnisses vor sich ging. Draußen, am Tore, stand wie gewöhnlich eine Schildwache unterm Gewehr, und ebendasselbst hielten an die zwanzig Lastfuhrwerke für das Gepäck der Gefangenen und die Schwachen, die nicht zu Fuß gehen konnten. An der Ecke des Gefängnisgebäudes stand ein Häufchen von Verwandten und Freunden, die den Aufbruch der Gefangenen erwarteten und ihre mit abmarschierenden Angehörigen noch einmal sehen, vielleicht auch ein letztes Wort mit ihnen tauschen, ihnen dies oder das übergeben wollten. Zu diesem Häufchen gesellte sich auch Nechljudow.

Wohl eine Stunde schon stand er da, da ließ sich hinter dem Tore das Klirren von Ketten, das Geräusch von Schritten, das barsche Rufen der Vorgesetzten und das Räuspern und Murmeln einer großen Menschenmenge vernehmen. Wohl fünf Minuten lang hörte man dieses Durcheinander von Lauten, während zugleich die Aufseher durch das kleine Pfortchen im Tor aus und ein gingen. End-

lich ertönte das Kommando. Das Tor öffnete sich mit lautem Dröhnen, schriller klang das Klirren der Ketten, die Eskortesoldaten in ihren weißen Kitteln, mit dem Gewehr auf der Schulter, traten auf die Straße und stellten sich — ein Manöver, das ihnen offenbar schon geläufig war — in einem breiten Rundbogen vor dem Tore auf. Sobald sie aufgestellt waren, ertönte ein neues Kommando, und nun begannen die Gefangenen paarweise herauszukommen, mit kuchenartigen Mützen auf den rasierten Köpfen und Säcken über den Schultern, die zusammengeschmiedeten Beine daherschleppend und den einen freien Arm auf und ab schwenkend, während der andere den Sack auf dem Rücken festhielt. Zuerst kamen die zu Zwangsarbeit verurteilten Männer, alle gleichmäßig in graue Hosen und Arrestantenröcke gekleidet, mit den aufgenähten gelben Tuchflicken auf dem Rücken. Sie alle — Junge und Alte, Magere und Dicke, Blasse und Rote, ob bartlos oder bärtig, ob Russen, Tataren oder Juden — kamen kettenklirrend und hastig, als wenn sie einen weiten Weg vor sich hätten, den freien Arm schwenkend, heraus, gingen jedoch nur etwa zehn Schritte weit, blieben dann stehen und stellten sich gehorsam, je vier in einer Reihe, nacheinander auf. Gleich nach ihnen strömte dicht hintereinander eine Schar von Menschen heraus, die ebenso wie die vorigen glattrasierte Schädel und dieselbe Gefangenentracht hatten, jedoch nicht durch Beinfesseln, sondern nur durch Handschellen aneinandergeschmiedet waren. Das waren die Verschickten. Sie kamen ebenso rasch heraus, machten ebenso prompt Halt und

gliederten sich ebenso in Reihen zu vier Mann. Dann kamen die von Gemeindewegen Verschieden, und dann die Frauen, genau in derselben Ordnung: zuerst die zu Zwangsarbeit Verurteilten in grauen Gefängnisröcken und Kopftüchern, dann die Verschieden und darauf die freiwillig Mitgehenden in ihren eigenen städtischen oder ländlichen Kleidern. Einige der strafgefangenen Frauen trugen ihre Säuglinge an der Brust.

Mit den Frauen gingen auch die Kinder, Knaben und Mädchen. Wie die jungen Füllen zwischen den Stuten der Herde, so tummelten sich diese Kinder zwischen den Arrestantinnen. Die Männer verhielten sich während der Aufstellung schweigend, und ab und zu vernahm man ein Räuspern oder eine kurze Bemerkung. Von der Schar der Frauen dagegen ließ sich beständiges Sprechen vernehmen. Nechljudow glaubte die Maslowa am Ausgang erkannt zu haben, als sie aus dem Gefängnis heraustrat; dann war sie jedoch in der großen Menge der andern untergetaucht, und er sah nur einen wimmelnden Haufen grauer Wesen, die nichts Menschliches, nichts Weibliches an sich zu haben schienen und sich mit ihren Säcken auf dem Rücken und ihren Kindern an der Hand hinter den Männern aufstellten.

Obschon man alle Gefangenen in den Gefängnismauern gezählt hatte, begannen die Soldaten der Eskorte sie doch noch einmal zu zählen und die früheren Listen nachzuprüfen. Diese wiederholte Zählung dauerte recht lange, hauptsächlich darum, weil einige der Arrestanten von ihrem Platze gegangen waren und dadurch Verwirrung in die

Zählerarbeit der Soldaten gebracht hatten. Die Soldaten schimpften, stießen die äußerlich zwar gehorchenden, doch innerlich widerstrebenden Gefangenen hin und her und zählten sie noch einmal. Als alle zum zweitenmal gezählt waren, ertönte ein Kommando des Eskorteoffiziers, und der ganze Haufe der Gefangenen geriet in Bewegung. Die schwächlichen Männer, die Frauen und die Kinder stürmten, einander überhastend, auf die Fuhrwerke los, brachten ihre Habseligkeiten auf ihnen unter und kletterten dann selbst hinauf. Die Frauen mit den schreienden Säuglingen, die munteren, um die Plätze streitenden Kinder und die finster und niedergeschlagen dreinschauenden Männer — alles kroch um die Wette auf die Wagen und suchte auf ihnen so gut wie möglich unterzukommen.

Einige der Arrestanten nahmen ihre Mützen ab, traten auf den Eskorteoffizier zu und trugen ihm irgendeine Bitte vor. Wie Nechljudow nachträglich erfuhr, baten sie, gleichfalls fahren zu dürfen. Nechljudow sah, wie der Offizier schweigend, ohne die Bittsteller anzusehen, den Rauch seiner Zigarette einzog, wie er dann plötzlich mit dem kurzen Arm gegen einen der vorgetretenen Arrestanten ausholte, und wie dieser, in Erwartung eines Schlages, den rasierten Kopf zwischen die Schultern zog und zurücksprang.

„Kriegst gleich einen Ritterschlag, daß du für lange Zeit genug hast! Geh ruhig zu Fuß!“ schrie der Offizier.

Nur einen lang aufgeschossenen Alten, der mit den Fesseln an den Füßen hilflos daherschwankte,

ließ der Offizier auf einen der Wagen steigen. Nechljudow sah, wie der Alte, seine kuchenförmige runde Mütze abnehmend, sich bekreuzte und zu den Wagen ging, wie er dann, durch die Fesseln behindert, lange nicht hinaufklettern konnte, und wie schließlich eine alte Frau, die bereits auf dem Wagen saß, ihm behilflich war und ihn am Arme hinaufzog.

Als die Fuhren ganz mit den Säcken vollgepackt waren und die auf den Wagen Fahrenden sich zu rechtgesetzt hatten, nahm der Eskorteoffizier die Mütze ab, wischte sich die Stirn, die Glatze und den dicken roten Hals mit dem Taschentuch ab und bekreuzte sich.

„Abteilung — marsch!“ kommandierte er.

Die Soldaten klirrten mit den Gewehren, die Gefangenen nahmen die Mützen ab und begannen, etliche mit der linken Hand, sich zu bekreuzen, die Begleitenden riefen ihnen irgend etwas zu und erhielten von ihnen Antwort, die Frauen begannen zu heulen, und die ganze von den in weißen Kitteln steckenden Soldaten eskortierte Abteilung setzte sich, den Staub mit den gefesselten Füßen hoch aufwirbelnd, in Bewegung. Voran schritt eine Abteilung Soldaten, dahinter kamen, mit den Ketten klirrend, zu vieren in einer Reihe, die Träger der Fußfesseln, dann die Verschickten, dann die von Gemeinde wegen Verbannten, zu zweien und zweien aneinander gefesselt, dann die Frauen. Hierauf folgten die mit dem Gepäck und den Schwachen beladenen Fuhrwerke, und auf einem von diesen saß hoch oben eine vermummte Frau, die unaufhörlich jammerte und schluchzte.

33.

Der Zug war so lang, daß, als die Vordersten bereits aus dem Gesichtskreis entschwunden waren, die Fuhrwerke mit den Säcken und den Schwachen sich erst in Bewegung setzten. Als die Wagen losfuhren, bestieg auch Nechljudow seine Mietsdroschke und hieß den Kutscher rasch an dem Gefangenen-transport vorüberfahren: er wollte sehen, ob nicht zwischen den Männern einige der Gefangenen wären, die er kannte, und ob er nicht zwischen den Frauen die Maslowa entdeckte, die er fragen wollte, ob sie die ihr von ihm übersandten Sachen bekommen habe.

Immer heißer war es geworden. Es war völlig windstill, und der von mehr als tausend Füßen aufgewirbelte Staub schwebte die ganze Zeit über in dicken Schwaden über den Arrestanten, die in der Mitte der Straße dahinschritten. Die Arrestanten gingen in raschem Schritt, und der nicht allzu feurige Gaul, der Nechljudows Droschke zog, überholte den Zug nur sehr langsam. Reihe nach Reihe schritten diese fremdartigen Wesen von seltsamem, unheimlichem Aussehen daher, warfen die tausend gleichförmig bekleideten und beschuhten Beine vor und schwenkten dabei, im Takt zu ihren Schritten, sich gleichsam antreibend, die freien Arme hin und her. Es waren ihrer so viel, und so gleichförmig waren sie im Aussehen, und die Umstände, unter denen sie da einherschritten, waren von so besonderer, merkwürdiger Art, daß Nechljudow den Eindruck hatte, als seien sie gar keine Menschen, sondern Wesen von ganz eigener, grauenhafter Art. Dieser

Eindruck wurde in ihm nur dadurch gestört, daß er unter den zu Zwangsarbeit Verurteilten den Mörder Fjodorow und unter den Verschickten den Komiker Ochotin sowie noch einen Landstreicher, der sich einmal an ihn gewandt hatte, erkannte. Fast alle Arrestanten sahen sich um und schielten nach der sie überholenden Droschke und dem in ihr sitzenden Herrn, der sie so aufmerksam musterte. Fjodorow warf den Kopf in die Höhe, zum Zeichen, daß er Nechljudow erkannt habe. Ochotin blinzelte ihm mit den Augen zu. Aber weder der eine noch der andere grüßte ihn, weil sie das für unstatthaft hielten. Als Nechljudow an den Frauen vorüberfuhr, fiel ihm sogleich die Maslowa in die Augen. Sie ging in der zweiten Reihe der Frauen. Die erste in dieser Reihe war eine kurzbeinige, schwarzäugige, häßliche Person, die die Schöße des für sie zu langen Rockes in den Gürtel gesteckt hatte und von der Anstrengung des Marsches ganz rot war — es war Schönlieschen; dann folgte in derselben Reihe die schwangere Frau, die sich kaum vorwärtsschleppte, und die dritte war die Maslowa. Sie trug ihren Sack auf dem Rücken und sah gerade vor sich hin. Ihr Gesicht hatte einen ruhigen, entschlossenen Ausdruck. Die vierte in der Reihe war eine tapfer ausschreitende, hübsche junge Frau in einem kurzen Sträflingsrock und einem nach Bäuerinnenart gebundenen Kopftuch — es war Fedoßja. Nechljudow stieg aus der Droschke und trat an die vorwärtsschreitenden Frauen heran — er wollte die Maslowa nach den Sachen und nach ihrem Ergehen befragen, aber der Unteroffizier, der auf dieser Seite neben

der Abteilung herschritt, hatte sogleich bemerkt, daß er sich den Gefangenen näherte, und war auf ihn zugeeilt.

„Das geht nicht, Herr, daß Sie sich den Gefangenen nähern — es ist nicht gestattet,“ schrie er, ganz dicht an Nechljudow herantretend. Jetzt erst, da er diesem ins Gesicht sah, erkannte er ihn — wie alle im Gefängnis ihn kannten; er legte grüßend die Hand an die Mütze und sagte:

„Jetzt geht das nicht. Auf dem Bahnhofe dürfen Sie mit ihr reden, jetzt ist es nicht gestattet. Aufgeschlossen — marsch!“ schrie er die Gefangenen an und trabte trotz der Hitze in seinen schmucken neuen Stiefeln wieder auf seinen Platz zurück.

Nechljudow ging auf das Trottoir zurück und schritt, während er die Droschke nebenher fahren ließ, vorwärts, den Blick immer auf den Zug der Gefangenen geheftet. Wo die Abteilung auch vorüberkam, überall erregte sie die Aufmerksamkeit der Passanten, der sich ein Gefühl von Mitleid und Grauen zugesellte. Die Vorüberfahrenden steckten die Köpfe aus ihren Equipagen und folgten dem Zuge, so weit ihr Blick ihn erreichen konnte. Die Fußgänger blieben stehen und sahen voll Schreck und Erstaunen auf das grauenhafte Schauspiel. Etliche traten näher und spendeten ein Almosen, das die Eskortesoldaten für die Gefangenen in Empfang nahmen. Einige folgten wie hypnotisiert der Abteilung, blieben dann stehen, schüttelten den Kopf und folgten dem Zuge nur noch mit den Augen. Aus den Torwegen und Hauseingängen stürzten Leute vor und riefen andere hinzu, in den Fenstern

erschien Kopf an Kopf, und alles starrte schweigend und unbeweglich auf den schauerlichen Zug. An einer Straßenkreuzung versperrte die Abteilung einer reichen Equipage den Weg. Auf dem Kutschbock saß ein breithüftiger Kutscher mit schmalzig glänzendem Gesichte und etlichen Knopfreiheh auf dem Rücken; im Fond des Wagens saßen, auf dem Rücksitz, ein Herr und eine Frau: die Frau mager und blaß, mit hellem Hut und grellbuntem Sonnenschirm, der Mann im Zylinder, mit einem hellen, geckenhaften Paletot. Den Eltern gegenüber saßen zwei Kinder: ein ausgeputztes kleines Mädchen mit losem blondem Haar, frisch wie ein Blümchen, gleichfalls mit einem bunten Schirm, und ein achtjähriger Knabe mit langem, magerem Hals und vortretenden Schlüsselbeinen, in einer mit langen Bändern verzierten Matrosenmütze. Der Herr schalt ärgerlich den Kutscher, daß er dem Transport nicht rechtzeitig ausgewichen sei, während die Dame mit Abscheu die Augenlider zusammenkniff, die Stirn runzelte und zum Schutze gegen die Sonne und den Staub den seidenen Schirm tief über ihr Gesicht gesenkt hielt. Der breithüftige Kutscher hörte sich die ungerechten Vorwürfe seines Herrn mit finsterner Miene an — hatte dieser ihn doch selbst angewiesen, gerade diesen Weg zu wählen; nur mit Mühe konnte er die glänzenden Rapphengste, die unter den Kunt-hölzern und am Halse ganz mit Schaum bedeckt waren und ungeduldig vorwärts drängten, an den Zügeln zurückhalten.

Der an der Straßenkreuzung postierte Polizist hätte dem Besitzer der eleganten Equipage herzlich

gern einen Gefallen getan und den Gefangenenzug angehalten, um den Wagen durchzulassen; doch stand auch er im Banne der düsteren Feierlichkeit, die über dem Zuge lag, und die selbst um eines so vornehmen Herrn willen nicht gestört werden durfte. Er legte nur, zum Zeichen seiner Hochachtung vor dem Reichtum, die Hand an den Mützenschirm und maß die Arrestanten mit strengem Blicke, als wollte er damit ausdrücken, daß er auf jeden Fall entschlossen sei, die Insassen der Equipage gegen sie zu verteidigen. Die Equipage mußte wohl oder übel so lange halten, bis der ganze Zug vorüber war, und setzte sich erst in Bewegung, als das letzte Transportfuhrwerk mit den Säcken und den darauf sitzenden Arrestantinnen vorübergerasselt war. Unter diesen befand sich noch immer jene jammernde und schluchzende hysterische Frau, die sich schon ein wenig beruhigt hatte, jetzt aber, beim Anblick der vornehmen Equipage, von neuem in lautes Schluchzen und Jammern ausbrach. In diesem Augenblick zog der Kutscher die Zügel an, und die Rappen brachten, mit den klingenden Hufen auf das Steinpflaster aufschlagend, den auf den prallen Gummireifen leicht dahinhüpfenden Wagen in flinkem Trabe nach dem Landhause vor der Stadt, nach dem der Herr, die Dame, das kleine Mädchen und der Knabe mit dem dünnen Halse und den vorstehenden Schlüsselbeinen zu einem Sommervergnügen führen.

Weder der Vater noch die Mutter gaben den Kindern eine Erklärung dessen, was sie gesehen hatten, so daß diese, um sich die Bedeutung des

seltsamen Schauspiels klarzumachen, auf ihren eigenen Scharfsinn angewiesen waren.

Das junge Mädchen, das die Sache nach dem Gesichtsausdrucke der Mutter beurteilte, entschied die Frage dahin, daß diese Menschen da Wesen ganz anderer Art seien als ihre Eltern und deren Bekannte, daß es schlechte Menschen seien, mit denen man eben so verfahren müsse, wie man mit ihnen verfuhr. Das kleine Mädchen hatte sich daher vor jenen Menschen nur gefürchtet und war herzlich froh, als man nichts mehr von ihnen sah.

Der Knabe mit dem langen, mageren Halse dagegen, der während der ganzen Zeit auf den Zug der Arrestanten geschaut hatte, ohne auch nur einen Blick von ihnen abzuwenden, hatte die Frage auf andere Weise entschieden. Er wußte es ganz sicher und zweifellos — denn Gott selbst hatte es ihm eingegeben — daß diese Menschen ebensolche Menschen waren, wie er selbst und alle andern Menschen, und daß irgend jemand ihnen etwas sehr Schlimmes angetan haben mußte — etwas, das ein Mensch dem andern nicht antun dürfe; und sie taten ihm leid, und er empfand ein Grauen — vielleicht vor denen, die dort in Ketten geschmiedet, mit glattrasierten Schädeln daherschritten, vielleicht aber auch vor denen, die sie in Ketten geschmiedet und ihre Köpfe so schändlich entstellt hatten. Und von der Aufregung, in die ihn das alles versetzte, schwollen seine Lippen mehr und mehr an, und er gab sich die größte Mühe, um nur nicht in Tränen auszubrechen, weil er meinte, es schicke sich nicht, über solche Dinge zu weinen.

34.

Nechljudow ging in demselben raschen Schritt wie die Gefangenen vorwärts, und obschon er nur ganz leichte Kleider trug, war ihm doch ganz entsetzlich zu Mute von der Schwüle, dem Staub und der unbewegten, glühenden Luft, die über der Straße lag. Nachdem er etwa eine Viertelwerst gegangen war, setzte er sich wieder in die Droschke und fuhr voraus, aber mitten in der Straße, in der Droschke, erschien es ihm noch heißer. Er versuchte, über sein gestriges Gespräch mit dem Schwager nachzudenken, doch erregte ihn diese Angelegenheit jetzt nicht mehr so wie am Morgen. Sie trat in den Hintergrund vor den Eindrücken, die der Aufbruch der Sträflinge aus dem Gefängnis und ihr Marsch durch die Straßen in ihm hervorgerufen hatte. Vor allem aber hemmte diese drückende Hitze seine Gedanken. Im Schatten der Bäume, am Zaune, sah er zwei kleine Realschüler — sie hatten die Mützen vom Kopfe genommen und standen vor einem Fruchteishändler, der vor ihnen auf den Knien hockte. Einer der Knaben schwelgte bereits und leckte eben den kleinen Hornlöffel ab, während der andere noch auf das Gläschen wartete, das soeben für ihn mit irgendeiner gelben Masse gefüllt wurde.

„Wo könnte ich hier etwas zu trinken bekommen?“ fragte Nechljudow, der einen unwiderstehlichen Durst verspürte, seinen Kutscher.

„Hier, gleich in der Nähe, ist eine gute Wirtschaft,“ sagte der Kutscher, bog um die nächste

Ecke und fuhr Nechljudow zu einer Anfahrt mit einem großen Schilde.

Ein aufgeschwemmter Büfettier, der in seinem russischen Hemd hinter dem Ladentisch stand, und ein paar Kellner in einstmals weiß gewesenen Jacken, die in Ermangelung von Gästen selbst an den Tischen saßen, betrachteten mit Neugier den ungewohnten Gast und boten ihm ihre Dienste an. Nechljudow bestellte eine Flasche Selters und setzte sich in einiger Entfernung vom Fenster an einen kleinen, mit einem schmutzigen Tuch bedeckten Tisch.

An einem andern Tische saßen zwei Männer, vor denen ein Teeservice und eine Flasche aus weißem Glase stand; sie wischten sich den Schweiß von der Stirn und rechneten friedfertig irgendetwas aus. Der eine von ihnen war brünett und hatte eine Glatze mit einem Kranz von schwarzen Haaren am Hinterkopf, ganz so, wie ihn Ignatij Nikiforowitsch hatte. Der Anblick des Fremden erinnerte Nechljudow wieder an das gestrige Gespräch mit dem Schwager und erregte von neuem in ihm den Wunsch, ihn und die Schwester vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

„Ich werde bis zur Abfahrt des Zuges kaum noch Zeit dazu finden,“ dachte er — „ich will ihnen lieber schreiben.“ Er verlangte einen Briefbogen nebst Kuvert und eine Marké, und während er das frische, brausende Wasser schlürfte, überlegte er, was er schreiben solle. Aber seine Gedanken liefen auseinander, und er brachte den Brief gar nicht zustande.

„Liebe Natascha, unter dem peinlichen Eindruck des gestrigen Gespräches mit Ignatij Nikiforowitsch vermag ich nicht abzureisen . . .“ begann er. „Was weiter? Soll ich ihn wegen meiner gestrigen Äußerungen um Verzeihung bitten? Aber ich habe doch nur gesagt, was ich denke — er wird glauben, daß ich mich von meinen Überzeugungen lossage. Und dann — diese Einmischung in meine Angelegenheiten . . . nein, ich kann nicht“ — und er fühlte, wie der Haß gegen diesen fremden, selbstgefälligen, einichtslosen Menschen in ihm von neuem erwachte. Er steckte den unbeendeten Brief in die Tasche, bezahlte seine Zeche und stieg in die Droschke, um den Gefangenentransport bald wieder einzuholen.

Die Hitze hatte sich noch verstärkt. Die Mauern und das Straßenpflaster strömten förmlich eine glühende Luft aus. Die Füße der Passanten mußten anbrennen auf den heißen Steinen — als Nechljudow das lackierte Schutzleder der Droschke mit der nackten Hand berührte, war es ihm, als habe er sich die Haut versengt.

Das Pferd schleppte sich in schlaffem Trabe, einförmig mit den Hufen auf das staubige, unebene Straßenpflaster aufschlagend, durch die Straßen; der Kutscher schlief jeden Augenblick ein. Nechljudow aber saß da, ohne an irgendetwas zu denken, und sah gleichgültig vor sich hin. An einer abschüssigen Stelle stand auf der Straße, dem Torweg eines großen Hauses gegenüber, eine Gruppe von Menschen und ein Eskortesoldat mit dem Gewehr. Nechljudow ließ den Kutscher halten.

„Was ist da los?“ fragte er den Hausknecht.

„Mit einem Arrestanten ist was vorgefallen.“

Nechljudow stieg aus der Droschke und trat an die Gruppe heran. Auf den unebenen Steinen des gegen den Bürgersteig abfallenden Straßendamms lag, mit dem Kopfe tiefer als mit den Beinen, ein breitschultriger, nicht mehr junger Arrestant mit rotem Vollbart, gerötetem Gesicht und flachgedrückter Nase, im grauen Gefängnisrock und eben solchen Beinkleidern. Er lag auf dem Rücken, die Innenflächen der sommersprossigen Hände nach unten gewandt, und aus seiner hohen, breiten, gleichmäßig zuckenden Brust stieg von Zeit zu Zeit ein krampfhaftes Schlucken auf, während die starren, blutunterlaufenen Augen zum Himmel blickten. Vor ihm stand ein finster dreinschauender Polizist, ein Hausierer, ein Briefträger, ein Kommissar, eine alte Frau mit einem Sonnenschirm und ein kurzgeschorener Knabe mit einem leeren Korbe.

„Das lange Sitzen im Gefängnis hat sie natürlich geschwächt, und nun führt man sie in diese Höllenglut hinaus,“ wandte sich der Kommissar, im Tone des Vorwurfes gegen irgendjemanden, an Nechljudow.

„Er wird wohl sterben,“ sagte die Frau mit dem Sonnenschirm in weinerlichem Tone.

„Man muß ihm das Hemd öffnen,“ sagte der Briefträger.

Der Polizist begann mit den dicken, zitternden Fingern ungeschickt die Bänder an dem sehnigen roten Halse aufzuknüpfen. Er war sichtlich erregt und bestürzt, hielt es aber trotzdem für notwendig, die Menge grob anzuherrschen.

„Was habt ihr euch hier zu versammeln? Es ist ohnedies heiß genug. Ihr steht gegen den Wind!“

„Der Doktor hätte sie untersuchen sollen; man hätte die Schwachen zurückstellen sollen. Statt dessen hat man diesen Halbtoten mitmarschieren lassen,“ sagte der Kommissar, der offenbar mit seiner Sachkenntnis prahlen wollte.

Der Polizist hatte inzwischen die Bänder des Hemds gelöst; er richtete sich auf und blickte um sich.

„Entfernt euch, sag' ich euch! Die Sache geht euch doch nichts an, was ist denn da groß zu sehen?“ sagte er und wandte sich dabei, gleichsam um Zustimmung bittend, an Nechljudow. Als er jedoch in dessen Blicke keinen Beifall las, sah er auf den Eskortesoldaten. Dieser stand beiseite, betrachtete seinen abgetretenen Absatz und verhielt sich gegen die schwierige Lage, in der der Polizist sich befand, vollkommen gleichgültig.

„Die sich drum kümmern sollten, rühren nicht einen Finger. Ist denn das eine Art, einen Menschen so umkommen zu lassen?“

„Mag er hundertmal ein Arrestant sein — jedenfalls ist's doch ein Mensch,“ hieß es aus der Menge heraus.

„Legen Sie ihm doch den Kopf höher und geben Sie ihm Wasser zu trinken,“ sagte Nechljudow.

„Es ist schon jemand nach Wasser gegangen,“ versetzte der Polizist, faßte dann den Gefangenen unter den Armen und schob mit Mühe den Rumpf ein wenig höher.

„Was ist denn das hier für ein Auflauf?“ ließ

sich plötzlich eine schneidige Kommandostimme vernehmen, und der Revieraufseher, in einem auffallend sauberen, glänzenden Kittel und noch glänzenderen hohen Stiefeln, trat auf die um den Arrestanten versammelte Menge zu. „Fort hier! Ihr habt hier nichts herumzustehen!“ schrie er auf die Dastehenden los, bevor er noch wußte, weshalb sie sich da versammelt hatten.

Er kam dicht heran und nickte, als er den sterbenden Arrestanten sah, beifällig mit dem Kopfe, als ob er ebendies erwartet hätte.

„Wie kommt er hierher?“ fragte er den Polizisten.

Der Polizist machte seine Meldung: der Gefangenentransport sei vorübergekommen, und der Mann da sei zusammengebrochen. Der Eskorteoffizier habe Befehl erteilt, ihn zurückzulassen.

„Was soll er hier? Aufs Revier mit ihm! Eine Droschke!“

„Der Hausknecht von drüben besorgt schon eine,“ sagte der Polizist, die Hand an den Mützenschirm legend.

Der Kommiss machte eine Bemerkung über die Hitze.

„Kümmert's dich was, he? Geh deiner Wege!“ fuhr der Revieraufseher ihn an und warf ihm dabei einen so strengen Blick zu, daß der Kommiss verstummte.

„Wasser sollte man ihm zu trinken geben,“ sagte Nechljudow.

Der Revieraufseher maß Nechljudow mit demselben strengen Blicke, sagte jedoch nichts. Als dann

der Hausknecht in einem Krüge Wasser brachte, befahl er dem Polizisten, es dem Gefangenen zu reichen. Der Polizist hob den zurückgesunkenen Kopf auf und versuchte, dem Bewußtlosen Wasser in den Mund zu gießen; doch der Gefangene nahm es nicht — das Wasser rann über den Bart hinab und durchnäßte seine Jacke und das staubige Hanfhemd auf seiner Brust.

„Begieß ihm den Kopf!“ kommandierte der Revieraufseher. Der Polizist nahm dem Arrestanten die kuchenförmige Mütze ab und goß ihm das Wasser über das krause rote Haar und den nackten Schädel.

Die Augen des Arrestanten öffneten sich noch weiter, wie in plötzlichem Schreck; seine Lage jedoch blieb unverändert. Über sein staubbedecktes Gesicht floß das Wasser in schmutzigen Streifen, aus dem Munde aber kam unverändert dasselbe krampfhaftes Schlucken, und das gleiche Zucken ging über den ganzen Körper.

„Da steht ja eine Droschke — warum wird die nicht genommen?“ wandte sich der Revieraufseher zu dem Polizisten und zeigte nach Nechljudows Droschke. „Heda, du — vorgefahren!“

„Besetzt,“ sagte mürrisch der Droschkenkutscher, ohne den Blick zu erheben.

„Das ist meine Droschke,“ sagte Nechljudow, „aber nehmen Sie sie nur. Ich bezahle,“ fügte er, zu dem Kutscher gewandt, hinzu.

„Na, warum steht ihr noch?“ rief der Revieroffizier. „Immer angefaßt!“

Der Polizist, der Hausknecht und der Eskortesoldat hoben den Sterbenden auf, trugen ihn nach

der Droschke und setzten ihn hinein. Er konnte sich jedoch nicht von selbst halten: sein Kopf fiel zurück, und der ganze Körper glitt von dem Sitz herunter.

„Legt ihn hin!“ kommandierte der Revieraufseher.

„Es wird schon gehen, Euer Wohlgeboren, ich werde ihn auch so hinbringen,“ sagte der Polizist, während er sich neben dem Sterbenden auf dem Droschkensitz placierte und ihn mit seinem rechten Arm unter der Achsel festhielt.

Der Eskortesoldat hob die in bloßen Gefängnis-pantoffeln steckenden Füße auf und brachte sie in eine natürliche Lage.

Der Revieraufseher ließ seinen Blick noch einmal in die Runde gehen, und als er die Mütze des Arrestanten auf dem Pflaster liegen sah, nahm er sie auf und setzte sie dem Sterbenden auf den zurückgesunkenen nassen Kopf.

„Marsch!“ kommandierte er dann.

„Der Kutscher sah sich ärgerlich um, schüttelte den Kopf und fuhr im Schritt, in Begleitung des Soldaten, zurück nach der Wache. Der Polizist, der neben dem Arrestanten saß, mußte immer wieder den hinabrutschenden Körper mit dem hin und her wackelnden Kopfe auf den Droschkensitz schieben, während der Soldat, der nebenher schritt, die Beine zurechtlegte.

Nechljudow ging hinter ihnen her.

35.

Die Droschke fuhr mit dem Arrestanten, an einer Feuerwache vorbei, auf den Hof des Revieramts und hielt bei einer der Anfahrten.

Auf dem Hofe wuschen die Feuerwehrleute mit aufgestreiften Ärmeln, laut sprechend und lachend, ein Wagengestell. Sobald die Droschke hielt, ward sie von etlichen Polizisten umringt, die den leblosen Körper des Arrestanten unter den Achseln und an den Beinen faßten und ihn von der unter ihm knarrenden Droschke hoben.

Der Polizist, der den Arrestanten gebracht hatte, war aus der Droschke gestiegen, schwenkte seinen steif gewordenen Arm ein paarmal hin und her, nahm dann die Mütze ab und bekreuzte sich. Der Tote wurde durch eine Tür getragen und dann eine Treppe hinaufgebracht. Nechljudow folgte den Trägern. In dem kleinen, schmutzigen Raume, nach dem man den Toten brachte, standen vier Betten. Auf zweien der Betten saßen zwei Kranke in Schlafrocken; der eine hatte einen schiefen Mund und einen umwickelten Hals, der andere war ein Schwindsüchtiger. Zwei der Betten waren frei, und auf das eine legte man den Arrestanten. Ein kleiner Mensch mit blitzenden Augen und beständig zuckenden Augenbrauen, in bloßen Unterkleidern und Strümpfen, kam mit raschen, kleinen Schritten auf den hereingebrachten Gefangenen zu, blickte zuerst auf ihn und dann auf Nechljudow und brach in ein lautes Gelächter aus. Es war ein Irrsinniger, der sich im Vorzimmer der Wache aufzuhalten pflegte.

„Sie wollen mich erschrecken,“ sagte er — „aber es wird ihnen nicht gelingen!“

Gleich nach den Polizisten, die den Toten heringebracht hatten, trat der Revieraufseher mit dem Feldscher ein.

Der Feldscher ging an den Toten heran, befühlte die mit Sommersprossen bedeckte, noch weiche, doch schon die bleiche Farbe des Todes tragende Hand des Arrestanten, hielt sie eine Zeitlang fest und ließ sie dann los. Sie fiel leblos auf den Leib des Toten zurück.

„Der ist fertig,“ sagte der Feldscher mit einem Kopfnicken; doch öffnete er, offenbar, um der Vorschrift zu genügen, das nasse, grobe Hemd des Toten, strich sich das krause Haar vom Ohr zurück und legte dieses an die gelbliche, unbewegliche, hohe Brust des Arrestanten. Alle schwiegen. Der Feldscher richtete sich auf, nickte nochmals mit dem Kopfe und berührte darauf mit dem Finger zuerst das eine und dann das andere Lid über den offenstehenden, starren blauen Augen.

„Mich könnt ihr nicht erschrecken, mich könnt ihr nicht erschrecken!“ sprach der Irrsinnige, der die ganze Zeit über in der Richtung nach dem Feldscher hin ausgespien hatte.

„Was ist mit ihm?“ fragte der Revieraufseher.

„Was soll sein?“ versetzte der Feldscher. „In die Totenkammer muß er gebracht werden.“

„Stimmt die Sache auch?“ fragte der Revieraufseher.

„Ich meine doch, das sieht man,“ sagte der Feldscher, während er die offene Brust des Toten

bedeckte. „Ich kann aber auch nach Matwjej Iwanjtsch schicken; er kann sich ihn ja ansehen. Hol' ihn mal, Petrow!“ sagte der Feldscher und trat von dem Toten hinweg.

„Er kommt nach der Totenkammer,“ sagte der Revieraufseher. „Und du kommst in die Kanzlei, um die Sache zu Protokoll zu geben,“ fügte er, zu dem Eskortesoldaten gewandt, hinzu, der die ganze Zeit über nicht von der Seite des Arrestanten gewichen war.

„Zu Befehl,“ antwortete der Eskortesoldat.

Die Polizisten nahmen den Toten auf und trugen ihn wieder die Treppe hinunter. Nechljudow wollte ihnen folgen, doch der Irrsinnige hielt ihn zurück.

„Sie sind doch nicht mit in der Verschwörung? Dann geben Sie mir eine Zigarette,“ sagte er.

Nechljudow holte sein Zigarettenetui heraus und reichte es ihm hin. Der Irrsinnige begann, in einem fort die Augenbrauen emporziehend, ihm hastig zu erzählen, daß man ihn mit allerhand Suggestionen quäle.

„Sie sind nämlich alle gegen mich und foltern und peinigen mich durch ihre Medien . . .“

„Verzeihen Sie,“ sagte Nechljudow und ohne ihn zu Ende zu hören, ging er auf den Hof hinaus, um in Erfahrung zu bringen, wohin man den Toten bringen würde.

Die Polizisten hatten mit ihrer Last bereits den ganzen Hof durchschritten und betraten soeben die Einfahrt des Kellergeschosses. Nechljudow wollte an sie herangehen, doch der Revieraufseher herrschte ihn an:

„Was wollen Sie da?“

„Nichts,“ antwortete Nechljudow.

„Nichts? Dann gehen Sie Ihrer Wege!“

Nechljudow fügte sich und begab sich zu seiner Droschke. Der Kutscher schlief. Nechljudow weckte ihn und fuhr nach dem Bahnhof weiter.

Er war noch keine hundert Schritte gefahren, als er einem der Lastfuhrwerke des Gefangenen-transportes begegnete, neben dem gleichfalls ein Eskortesoldat mit dem Gewehr auf der Schulter daherschritt, und auf dem ein zweiter, anscheinend bereits gestorbener Arrestant lag. Er lag in dem Wagen auf dem Rücken, und sein rasierter Kopf mit dem schwarzen Bärtchen und der auf die Nase heruntergeglittenen kuchenförmigen Mütze zitterte und wackelte bei jedem Stoß des Fuhrwerks hin und her. Der Kutscher des Lastwagens ging, das Pferd lenkend, in seinen dicken Stiefeln neben dem Fuhrwerk her. Hinter dem Wagen folgte ein Polizist. Nechljudow berührte die Schulter seines Kutschers.

„Was machen die Leute nur?“ sagte der Kutscher, während er das Pferd anhielt.

Nechljudow stieg aus der Droschke und ging, an der Feuerwache vorüber, hinter dem Lastfuhrwerk zum zweiten Male nach dem Hofe der Revierwache. Die Feuerwehrleute auf dem Hofe waren bereits mit dem Waschen des Wagengestells fertig, und an ihrem Platze stand der Brandmajor, ein Mann von großer Figur und starkem Knochenbau, in einer blaugeränderten Mütze; er hatte die Hände in den Taschen und sah mit strengem Blick auf einen Falbenhengst mit feistem Halse, den ein Feuerwehr-

mann vor ihm auf und ab führte. Der Hengst lahnte auf dem einen Vorderbein, und der Brandmajor sprach ärgerlich irgendetwas zu einem neben ihm stehenden Tierarzt.

Auch der Revieraufseher stand dabei. Als er den zweiten Toten erblickte, trat er auf den Lastwagen zu.

„Wo habt ihr ihn aufgelesen?“ fragte er und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Auf der Alten Gorbatowskaja,“ antwortete der Polizist, der den Wagen begleitete.

„Ein Gefangener?“ fragte der Brandmajor.

„Zu Befehl.“

„Das ist heute schon der zweite,“ sagte der Revieraufseher.

„Eine schöne Wirtschaft! Es ist aber auch ein schlimmes Volk,“ sagte der Brandmajor, und zu dem Feuerwehrmann, der den lahmen Falben auf und ab führte, sprach er laut: „Führ' das Tier in den Eckstall! Ich will dich lehren, Halunke, hier die Pferde lahm zu fahren, die dreimal so viel wert sind wie du, Schelm!“

Der Tote wurde von den Polizisten ebenso wie der erste vom Wagen gehoben und nach dem Einlieferungszimmer gebracht. Nechljudow folgte ihnen wie hypnotisiert.

„Was wollen Sie hier?“ fragte ihn ein Polizist.

Er ging, ohne zu antworten, dahin, wohin man den Toten trug.

Der Irrsinnige saß auf einem der Betten und rauchte gierig die Zigarette, die ihm Nechljudow gegeben hatte.

„Ah, Sie sind zurückgekommen,“ sagte er und begann laut zu lachen. Als er den Toten sah, runzelte er die Stirn. „Wieder einer,“ sagte er. „Was soll ich mit ihnen? Ich bin doch kein Kind, nicht wahr?“ wandte er sich mit fragendem Lächeln an Nechljudow.

Nechljudow hatte inzwischen den Toten betrachtet, dessen Anblick ihm jetzt niemand mehr entzog. Er konnte nun sein Gesicht, das vorher mit der Mütze bedeckt war, ganz deutlich sehen. So häßlich der erste Arrestant gewesen war, so auffallend hübsch und wohlgestaltet war dieser zweite. Es war ein Mensch, der in der vollen Blüte seiner Kraft gestanden hatte. Der zur Hälfte rasierte Kopf entstellte ihn zwar, doch die nicht sehr hohe, gewölbte Stirn mit den leichten Vorsprüngen über den schwarzen, jetzt leblos starrenden Augen war ebenso schön, wie die nicht große, leicht gebogene Nase über dem feinen, schwarzen Schnurrbart. Die jetzt ins Bläuliche schimmernden Lippen waren zu einem Lächeln verzogen; das kleine Bärtchen rahmte die untere Partie des Gesichtes nur eben ein, und an der rasierten Seite des Kopfes war ein zierliches Ohr zu sehen. Der Ausdruck des Gesichtes war ruhig, streng und gut. Man sah es diesem Gesichte an, welche Möglichkeiten geistiger Entwicklung in diesem Menschen vernichtet waren. Man sah es an den feinen Knochen der Hände und der zusammengeschiedenen Beine wie an den gutentwickelten Muskeln der wohlproportionierten Glieder, was für ein schönes, kraftvolles, gewandtes Menschentier man hier vor sich hatte — ein Tier, in seiner Art weit

edler und vollkommener als jener falbe Hengst, über dessen Lahmheit der Brandmajor so arg in Zorn geraten war. Und doch hatte man diesen hier zu Tode gequält, und es fand sich nicht nur niemand, der ihn auch nur als ruiniertes Arbeitstier, geschweige denn als Menschen bedauert hätte. Das einzige Gefühl, das sein Tod bei allen Beteiligten hervorrief, war der Ärger über die Schereien, mit denen die Wegräumung dieses Körpers, der bald in Verwesung übergehen würde, verbunden war.

Im Einlieferungszimmer erschienen der Arzt mit dem Feldscher und der Reviervorsteher. Der Arzt war ein kräftiger, untersetzter Mann in einem Jackett aus leichtem Sommerstoff und ebensolchen engen Beinkleidern, die seine Schenkel prall hervortreten ließen. Der Reviervorsteher war ein kleiner, dicker Mensch mit kugelrundem, rotem Gesichte, das infolge seiner Gewohnheit, die Backen aufzublasen und dann die Luft langsam auszustoßen, noch runder erschien. Der Arzt setzte sich auf das Bett zu dem Toten, wie es der Feldscher bei dem ersten Arrestanten gemacht hatte, betastete dann die Hände, behorchte das Herz und erhob sich, seine Beinkleider zurechtziehend.

„Mehr tot als dieser da kann man nicht sein,“ sagte er.

Der Reviervorsteher nahm den Mund voll Luft und stieß sie langsam aus.

„Aus welchem Gefängnis?“ wandte er sich an den Eskortesoldaten.

Der Soldat gab ihm Antwort und wies dann nach den Fußfesseln, die der Tote noch trug.

„Ich werde sie ihm abnehmen lassen; es gibt ja dafür, Gott sei Dank, Schmiede genug,“ sagte der Reviervorsteher, blies wieder die Backen auf und ging, langsam die Luft ausstoßend, nach der Tür.

„Woher kommt das nur?“ wandte sich Nechljudow an den Arzt.

„Was denn? Daß die Leute an Hitzschlag sterben? Kein Wunder — den ganzen Winter sitzen sie ohne Bewegung, ohne Licht im Loch, und mit einem Mal kommen sie dann in die Sonne, noch dazu an einem Tage wie heute, und marschieren im Haufen drauf los. Die Luftzufuhr fehlt — na, und da gibt's eben einen Hitzschlag.“

„Warum läßt man sie dann aber hinaus?“

„Da müssen Sie schon an zuständiger Stelle fragen. Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich? Ein Privatmann . . .“

„So—o! Empfehle mich, habe leider keine Zeit,“ sagte der Arzt, zog seine Beinkleider zurecht und begab sich zu den Betten der Kranken.

„Na, wie geht es dir?“ wandte er sich an den blassen Mann mit dem schiefen Munde und dem umwickelten Halse.

Der Irrsinnige saß inzwischen auf seinem Bett; er hatte aufgehört zu rauchen und spuckte in der Richtung nach dem Arzte aus.

Nechljudow ging auf den Hof hinunter und schritt an den Feuerwehrrpferden und der Schild-

wache in dem Messinghelm vorüber durch den Torweg. Er weckte seinen wieder eingeschlafenen Kutscher und fuhr nach dem Bahnhof.

36.

Als Nechljudow auf dem Bahnhof anlangte, saßen bereits sämtliche Arrestanten in den Waggons mit den vergitterten Fenstern. Auf dem Perron stand eine Anzahl von Leuten, die ihnen das Geleit gegeben hatten und in die Waggons nicht hineingelassen wurden. Die eskortierenden Soldaten schienen in einer auffallend gedrückten Stimmung. Auf dem Wege vom Gefängnis nach dem Bahnhof waren außer den beiden Arrestanten, die Nechljudow gesehen hatte, noch drei weitere am Hitzschlag gestorben*): einer war ebenso wie jene beiden nach der nächsten Wache gebracht worden, und zwei waren hier, auf dem Bahnhof, zusammengebrochen. Was die eskortierenden Soldaten beunruhigte, war nicht die Tatsache, daß diese fünf Menschen, die jetzt noch hätten am Leben sein können, überhaupt gestorben waren. Das bekümmerte sie nur sehr wenig — wohl aber bekümmerte es sie, daß das Gesetz ihnen für einen solchen Fall die Erfüllung von allerhand Formalitäten vorschrieb. Da hieß es die Toten samt ihren Papieren und Sachen da und da abliefern und sie aus der Liste derjenigen

*) Im Anfang der achtziger Jahre starben an einem einzigen Tage während der Ueberführung vom Butyrskischen Gefängnis in Moskau nach dem Nischnijnowgoder Bahnhof fünf Arrestanten am Hitzschlag.

streichen, die nach Nischnij gebracht werden sollten — und das war, zumal bei dieser Hitze, keineswegs sehr einfach.

Das war es, was die Leute von der Eskorte beschäftigte, und darum ließen sie, bevor das alles erledigt war, weder Nechljudow noch all die andern, die darum baten, in die Waggonen hinein. Nechljudow erreichte es schließlich doch noch, daß er hindurchgelassen wurde, und zwar dadurch, daß er dem Unteroffizier von der Eskorte Geld gab, wobei dieser ihn freilich bat, sich möglichst zu beeilen, damit sein Vorgesetzter ihn nicht sähe. Es waren im ganzen achtzehn Waggonen, und alle diese Waggonen, bis auf den für die Vorgesetzten bestimmten, waren über und über mit Arrestanten vollgestopft. Als Nechljudow an den Fenstern der Waggonen vorüberging, horchte er auf das, was in ihnen vorging. Aus allen Waggonen ließ sich Kettenklirren, wirres Getöse und lautes Reden, das mit zotigen Worten gespickt war, vernehmen — nirgends jedoch wurde, wie Nechljudow es eigentlich erwartet hatte, von den unterwegs zusammengebrochenen Kameraden gesprochen. Die Reden drehten sich zumeist um die Säcke, das Trinkwasser und die Auswahl der Plätze. Als Nechljudow durch die Fenster eines der Waggonen blickte, sah er in der Mitte, im Durchgang, ein paar Eskortesoldaten, die den Arrestanten die Handschellen abnahmen. Die Arrestanten streckten die Arme vor, und einer der Soldaten öffnete mit einem Schlüssel das Schloß an den Handschellen und zog sie ab, während ein zweiter Soldat sie sammelte.

Als Nechljudow an sämtlichen Waggonen der Männerabteilung vorbeigeschritten war, kam er zu den Waggonen der Frauen. Aus dem zweiten derselben ließ sich das eintönige Stöhnen einer weiblichen Stimme, untermischt mit den Ausrufen: „O—o—o! Gott, o Gott! O—o—o! Gott, o Gott!“ vernehmen.

Nechljudow ging weiter und trat, nachdem er einen der Eskortesoldaten nach der Maslowa gefragt hatte, an das Fenster des dritten Waggonen. Ein heißer, von dem dumpfen Geruche menschlicher Ausdünstungen gesättigter Luftstrom schlug ihm aus dem Fenster entgegen, und kreischende weibliche Stimmen tönten an sein Ohr. Auf allen Bänken saßen Frauen in Schlafröcken oder Jacken, ganz rot und in Schweiß gebadet, und sprachen laut miteinander. Sie bemerkten sogleich Nechljudows Gesicht am Gitter des Waggonfensters, und die Zunächstsitzenden verstummten und rückten noch näher nach dem Fenster hin. Die Maslowa saß, nur in der Jacke und ohne Kopftuch, am gegenüberliegenden Fenster. Näher zu ihm hin saß die blonde, lächelnde Fedoßja. Als sie Nechljudow erkannte, stieß sie die Maslowa an und zeigte mit der Hand nach dem Fenster. Die Maslowa stand eilig auf, warf das Kopftuch über das schwarze Haar, trat mit lebhaftem Ausdruck in dem roten, schwitzenden Gesichte an das Fenster und faßte nach dem Gitter.

„Ist das eine Hitzel!“ sagte sie mit freudigem Lächeln.

„Haben Sie die Sachen bekommen?“

„Ja, ich danke.“

„Brauchen Sie nicht noch etwas?“ fragte Nechljudow, dem die Hitze aus dem glühend heißen Waggon wie aus dem Ofen einer Badstube entgegenströmte.

„Ich brauche nichts weiter, ich danke.“

„Nur etwas zu trinken,“ sagte Fedoßja.

„Ja, etwas zu trinken,“ wiederholte die Maslowa.

„Haben Sie denn kein Wasser?“

„Man hat uns welches gebracht, doch ist es längst ausgetrunken.“

„Sofort,“ sagte Nechljudow. „Ich werde die Leute von der Eskorte darum bitten. Bis Nischnij bekommen wir uns jetzt nicht mehr zu sehen.“

„Fahren Sie denn mit?“ fragte die Maslowa, als ob sie von nichts wüßte, und sah dabei Nechljudow mit freudigem Blicke an.

„Ich komme mit dem folgenden Zuge nach.“

Die Maslowa sagte nichts, und erst nach einem Weilchen seufzte sie tief auf.

„Ist's denn wahr, Herr, daß zwölf Mann von den Gefangenen unterwegs zu Tode gekommen sind?“ fragte eine alte, finster dreinschauende Gefangene mit bäurisch-grober Stimme.

Es war die Korablewa.

„Zwölf Mann? Davon habe ich nichts gehört. Ich habe nur zwei gesehen,“ sagte Nechljudow.

„Es sollen aber zwölf sein. Soll ihnen das wirklich so hingehen? Diese Mörder!“

„Ist keine von den Frauen erkrankt?“ fragte Nechljudow.

„Die Weiber sind zäher,“ sagte lachend eine

zweite Gefangene, ein ganz winziges Persönchen. „Nur einer ist's eingefallen, ein Kind zu bekommen: da, wie sie schreit!“ sagte sie und zeigte nach dem Nachbarwaggon, aus dem sich immer noch das laute Stöhnen vernehmen ließ.

„Sie fragten, ob wir etwas brauchten?“ sagte die Maslowa, während sie sich bemühte, das freudige Lächeln um ihre Lippen zurückzudrängen. „Könnte man nicht vielleicht diese Frau hier lassen, sie muß sich sonst so quälen. Vielleicht sagen Sie es der Obrigkeit?“

„Ja, ich will es sagen.“

„Und könnte sie“ — sie wies mit den Augen nach der lächelnden Fedoßja — „nicht vielleicht den Taras, ihren Mann, sehen? Er fährt doch mit Ihnen, nicht wahr?“

„Heda, Herr — das Sprechen ist verboten!“ ertönte plötzlich die Stimme eines Unteroffiziers — nicht desselben, der Nechljudow zugelassen hatte.

Nechljudow trat von den Waggonen hinweg und suchte den Eskorteoffizier auf, um ihm sein Anliegen betreffs der in Geburtswehen liegenden Frau und des Bauern Taras vorzutragen. Er konnte den Gesuchten jedoch lange nicht finden noch auch von den Soldaten seinen Aufenthalt erfahren. Sie hatten alle Hände voll zu tun: die einen führten einen Arrestanten irgendwohin ab, die andern liefen fort, um sich mit Proviant für die Reise zu versehen, oder brachten ihre Sachen in den Waggonen unter, noch andere bemühten sich um eine Dame, die den Eskorteoffizier auf der Fahrt begleitete, und nur

ungern und widerwillig gaben sie Nechljudow auf seine Fragen Antwort.

Erst nach dem zweiten Läuten erblickte Nechljudow den Eskorteoffizier. Er strich sich eben, den kurzen Arm emporhebend, den über seinen Mund herabhängenden Schnurrbart und gab, die Schultern hoch emporziehend, dem Feldwebel wegen irgend etwas einen Verweis.

„Was wollen Sie denn?“ fragte er Nechljudow.

„In einem der Waggon ist eine Frau, die ihrer Niederkunft entgegensieht — ich meine, man sollte sie . . .“

„So lassen Sie sie doch, es wird sich schon alles finden,“ sagte der Offizier und begab sich, die kurzen Arme rasch hin und her schwenkend, nach seinem Waggon.

In diesem Augenblick ging der Zugführer mit der Pfeife in der Hand vorüber: das letzte Läuten ertönte, dann folgte ein Pfiff, und unter den auf dem Perron Zurückbleibenden wie in den Waggon der Frauen ließ sich lautes Weinen und Klagen vernehmen. Nechljudow stand mit Taras auf dem Perron und sah zu, wie die Wagen mit den vergitterten Fenstern und den dahinter sichtbaren rasierten Männerköpfen langsam einer nach dem andern vorüberglitten. Dann kam der erste Frauenwaggon, aus dessen Fenstern eine Anzahl von Köpfen, teils bloß, teils von Tüchern umhüllt, hervorschauten; dann folgte der zweite Waggon, aus dem noch immer das Stöhnen der Gebärenden sich vernehmen ließ, und hierauf kam

der Waggon, in dem sich die Maslowa befand. Sie stand mit andern zugleich am Fenster, blickte nach Nechljudow hin und lächelte ihm schmerzlich zu.

37.

Bis zur Abfahrt des Personenzuges, mit dem Nechljudow fahren wollte, blieben noch zwei Stunden. Nechljudow hatte in dieser Zeit noch zu seiner Schwester fahren wollen, nach den Eindrücken dieses Morgens jedoch fühlte er sich in höchstem Maße erregt und zugleich erschöpft, und so nahm er im Wartezimmer der ersten Klasse auf einem kleinen Diwan Platz, wo er plötzlich von einer solchen Müdigkeit befallen wurde, daß er sich auf die Seite legte, die Hand unter die Backe schob und sogleich einschlief.

Ein Kellner im Frack, mit einem Abzeichen und einer Serviette, weckte ihn.

„Mein Herr — he, mein Herr, sind Sie nicht der Fürst Nechljudow? Eine Dame sucht Sie.“

Nechljudow sprang auf, rieb sich die Augen und besann sich darauf, wo er war, und was er alles an diesem Morgen erlebt hatte.

Er erinnerte sich des Marsches der Gefangenen, der Toten, der Waggonen mit den Gitterfenstern und der darin eingesperrten Frauen, von denen die eine hilflos in Geburtswehen lag und die andere ihm hinter dem Eisengitter schmerzlich zugelächelt hatte. Das Bild, das seine Umgebung ihm darbot, war ein

ganz anderes: da sah er einen Tisch mit Flaschen, Vasen, Kandelabern und Gedecken, und gewandte Kellner, die um den Tisch hin und her flitzten, und im Hintergrunde des Saales, vor einem Schrank, hinter den Flaschen und Schalen mit Früchten, den Büfettier, und die Rückseiten der Abreisenden, die ans Büfett getreten waren.

Während Nechljudow sich aus seiner liegenden Stellung aufrichtete und nach und nach zur Besinnung kam, bemerkte er, daß alle im Zimmer Anwesenden mit Neugier einen Vorgang verfolgten, der sich in der Tür abspielte. Er blickte nach der gleichen Richtung und sah einen Zug von Menschen, die eine Dame mit luftigem Schleier um den Kopf in einem Sessel trugen. Der vordere Träger war ein Lakai, der Nechljudow bekannt vorkam. Auch der hintere Träger, ein Schweizer in betäubter Mütze, war ihm bekannt. Hinter dem Tragsessel ging eine elegante Zofe in einer Schürze, mit Löckchen um die Stirn, die ein kleines Bündel, ein Lederfutteral mit irgendeinem runden Gegenstand darin und ein paar Schirme trug. Noch weiter hinten folgte, die Brust weit herausdrückend, Fürst Kortschagin in einer Reisemütze, mit der hängenden Unterlippe und dem kurzen, dicken Halse, der jeden Augenblick einen Schlaganfall befürchten ließ. Dann kamen Missi, Vetter Mischa und der Nechljudow bekannte Diplomat Osten mit dem langen Halse, dem vorspringenden Adamsapfel und der allezeit lustigen Miene und Stimmung. Er ging neben der lächelnden Missi, der er anscheinend irgendeine spaßige Geschichte mit eindringlichen Worten zu Ende er-

zählte. Ganz hinten kam der Doktor, der mit grimmigem Gesicht an seiner Zigarette rauchte.

Die Kortschagins reisten von ihrem in der Nähe der Stadt gelegenen Gute zu einer Schwester der Fürstin, deren Gut an der Nischnijnowgoroder Eisenbahn lag.

Der Zug der Träger samt dem Zimmermädchen und dem Arzte wandte sich, bei allen Anwesenden Neugier und Respekt hervorrufend, dem Damenzimmer zu. Der alte Fürst dagegen setzte sich an den Tisch, rief sogleich einen Kellner heran und bestellte etwas zu essen und zu trinken. Auch Missi und Osten waren im Speisesaal geblieben und wollten sich eben setzen, als sie in der Tür eine Bekannte erblickten und ihr entgegengingen. Diese Bekannte war Natalia Iwanowna, die, von Agrafena Petrowna begleitet, eben in den Saal trat und sich nach allen Seiten umblickte. Sie hatte fast zu gleicher Zeit Missi und den Bruder bemerkt und ging zuerst auf Missi zu, während sie Nechljudow nur zunickte. Nachdem sie jedoch Missi durch einen Kuß begrüßt hatte, wandte sie sich sogleich zu ihm.

„Endlich habe ich dich gefunden,“ sagte sie.

Nechljudow erhob sich, begrüßte Missi, Mischa und Osten und blieb dann im Gespräch stehen. Missi erzählte ihm von einem Feuer, das in ihrem Hause auf dem Gute ausgebrochen sei und sie gezwungen habe, jetzt zur Tante zu ziehen. Osten gab eine komische Geschichte zum besten, die bei dem Feuer passiert war. Nechljudow achtete nicht weiter auf das, was Osten erzählte, sondern wandte sich zu seiner Schwester:

„Wie froh bin ich, daß du gekommen bist,“ sprach er.

„Ich bin schon eine ganze Weile hier,“ sagte sie. „Ich bin mit Agrafena Petrowna gekommen“ — sie zeigte nach Agrafena Petrowna hin, die in einem Hute und einem wasserdichten Mantel in einiger Entfernung stand und Nechljudow, den sie nicht stören wollte, ein wenig schüchtern, doch dabei mit freundlicher Würde ihre Verbeugung machte. „Wir haben dich überall gesucht.“

„Und ich war hier eingeschlafen. Ich freue mich wirklich, daß du gekommen bist,“ wiederholte Nechljudow. „Ich hatte schon einen Brief an dich angefangen,“ sagte er.

„Wirklich?“ sagte sie erschrocken. „Worüber denn?“

Als Missi bemerkte, daß das Gespräch zwischen den Geschwistern intim wurde, ging sie mit ihren Kavaliern auf die Seite. Nechljudow setzte sich mit der Schwester auf einen kleinen Sammetdiwan am Fenster, neben das Handgepäck — ein Plaid und einen Karton — irgendeines Reisenden.

„Ich wollte gestern, nachdem ich euch verlassen hatte, wieder zurückkehren und ihm gute Worte geben, doch wußte ich nicht, wie er das aufnehmen würde,“ sagte Nechljudow. „Ich habe deinem Manne böse Dinge gesagt, und das bedrückte mich,“ sagte er.

„Ich wußte das, ich war überzeugt davon,“ sagte die Schwester, „daß du es nicht in böser Absicht getan hast. Du weißt doch . . .“

Die Tränen traten ihr in die Augen, und sie

berührte seine Hand. Es lag in ihrem letzten, un-
beendeten Satze ein zärtlicher Sinn, den er sogleich
verstand, und der ihn tief rührte. Sie wollte ihm
sagen, daß außer der Liebe zu ihrem Manne, die
ihre Seele ganz beherrschte, doch auch die Liebe
zu ihm, dem Bruder, ihr wert und teuer sei, und
daß jeder Zwist mit ihm ihr bitteres Leid bereite

„Ich danke, ich danke dir . . . Oh, was ich
heute gesehen habe,“ sagte er, als ihm plötzlich das
Bild des zweiten, am Hitzschlag verstorbenen Ar-
restanten vor die Seele trat. „Zwei Menschen hat
man heute getötet — zwei Gefangene . . .“

„Wieso getötet?“

„Einfach getötet. Man führte sie in diese Hitze
hinaus, und da starben die beiden am Hitzschlag.“

„Nicht möglich! Wie ging denn das zu? Heute?
Jetzt eben?“

„Ja, jetzt eben, ich habe die Leichen gesehen.“

„Aber wieso denn getötet? Wer hat sie getötet?“
fragte Natalia Iwanowna.

„Jene, die sie mit Gewalt hinausführten,“ sagte
Nechljudow gereizt — er fühlte, daß die Schwester
auch diese Sache mit den Augen ihres Mannes ansah.

„Ach, mein Gott,“ sagte Agrafena Petrowna,
während sie näher an die Geschwister herantrat.

„Ja, wir haben nicht die geringste Vorstellung
davon, was mit diesen Unglücklichen geschieht, und
doch ist es notwendig, daß das bekannt wird,“ ver-
setzte Nechljudow, während er nach dem alten
Fürsten hinsah, der mit vorgebundener Serviette am
Tische vor einem leckeren Gericht saß und sich in

diesem Augenblick zufällig gleichfalls nach Nechljudow umsaß.

„Nechljudow!“ rief er laut. „Wollen Sie nicht eine Erfrischung nehmen? Das tut sehr gut, wenn man eine Reise macht.“

Nechljudow lehnte ab und wandte sich um.

„Was willst du denn aber dabei tun?“ fuhr Natalia Iwanowna fort.

„Was ich vermag. Ich weiß nicht, was — aber ich fühle, daß ich irgend etwas tun muß. Jedenfalls werde ich tun, was ich kann.“

„Ja, ja, ich verstehe. Nun, und was ist mit ihnen“ — sie blinzelte lächelnd nach den Kortschagins hinüber — „ist dort wirklich alles zu Ende?“

„Ja — und ich glaube: beiderseits ohne Bedauern.“

„Schade. Mir tut es leid. Ich habe sie gern. Doch nehmen wir an, das sei erledigt — warum willst du dich dann anderweitig binden?“ fügte sie schüchtern hinzu. „Welchen Zweck hat eigentlich deine Reise?“

„Ich reise, weil ich reisen muß,“ sagte Nechljudow in trockenem, ernstem Tone, als wollte er das Gespräch abbrechen. Doch bedauerte er sogleich wieder sein kühles Verhalten gegen die Schwester. „Warum soll ich ihr nicht alles sagen, was ich denke? Mag auch Agrafena Petrowna es hören,“ sagte er sich, mit einem Blick auf die alte Kammerfrau, deren Anwesenheit ihm sogar ein Anreiz war, der Schwester seinen Entschluß noch einmal mitzuteilen.

„Du spielst auf meine Absicht an, Katjuscha zu heiraten. Nun ja, ich bin entschlossen, es zu tun — aber sie weigert sich ganz bestimmt und fest, darauf einzugehen,“ sagte er, und seine Stimme zitterte, wie sie stets zu zittern pflegte, wenn er davon sprach. „Sie will mein Opfer nicht annehmen, und sie bringt doch damit selbst ein Opfer, das für sie, in ihrer Lage, sehr groß ist, und das ich nicht annehmen kann, da es vielleicht nur auf einer augenblicklichen Laune beruht. Und so folge ich ihr denn und werde stets dort sein, wo sie sein wird, und werde ihr nach Möglichkeit beistehen und ihr Schicksal erleichtern.“

Natalia Iwanowna erwiderte nichts. Agraphena Petrowna blickte fragend auf Natalia Iwanowna und schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick kam aus dem Damenzimmer wieder der Zug heraus. Der schöne Lakai Philipp und der Schweizer trugen den Sessel mit der Fürstin. Sie ließ die Träger halten, winkte Nechljudow zu sich heran und reichte ihm mit kläglicher Duldermiene, mit Schrecken seinen kräftigen Händedruck erwartend, die ringgeschmückte weiße Hand.

„Diese Hitze — entsetzlich!“ sagte sie. „Ich ertrage das nicht. Dieses Klima tötet mich,“ fuhr sie fort, ließ sich noch des weiteren über die Schattenseiten des russischen Klimas aus, lud dann Nechljudow ein, sie zu besuchen, und gab den Trägern ein Zeichen.

„Besuchen Sie uns also ganz bestimmt,“ fügte sie, bereits wieder in den Lüften schwebend und

ihr langes Gesicht nach Nechljudow umwendend, hinzu.

Nechljudow ging auf den Perron hinaus. Der Zug mit der Fürstin bog nach rechts, zur ersten Wagenklasse hin, ab, während Nechljudow mit einem Träger, der seine Sachen trug, und mit Taras, der seine eigenen Säcke auf den Rücken geladen hatte, nach links ging.

„Das ist mein Reisebegleiter,“ sagte Nechljudow zur Schwester und zeigte dabei auf Taras, dessen Geschichte er ihr bereits früher erzählt hatte.

„Fährst du wirklich dritter Klasse?“ fragte Natalia Iwanowna, als Nechljudow vor einem Waggon dritter Klasse stehen blieb und sein Gepäckträger mit Taras in den Waggon stieg.

„Ja, es paßt mir besser so, ich fahre mit Taras zusammen,“ sagte er. „Noch eins wollte ich dir sagen,“ fuhr er dann fort — „ich habe in Kusminskoje das Land noch nicht den Bauern übergeben, so daß für den Fall meines Todes deine Kinder das Gut erben.“

„Dmitrij, hör' auf . . .“ sagte Natalia Iwanowna.

„Und wenn ich es auch den Bauern übergeben sollte, so will ich doch dafür sorgen, daß alles andere deinen Kindern bleibt, da ich kaum jemals heiraten werde. Und sollte ich selbst heiraten, so würde ich doch keine Kinder haben . . . so daß also . . .“

„Dmitrij, ich bitte dich, sprich nicht so,“ sagte Natalia Iwanowna, während Nechljudow es ihr ansah, daß sie über das, was er sagte, recht erfreut war.

Ganz vorn, vor der ersten Klasse, stand ein

kleines Häufchen von Menschen, die immer noch auf den Waggon sahen, in den die Fürstin Kortschagin hineingetragen worden war. Alle übrigen hatten bereits ihre Plätze eingenommen. Die verspäteten Passagiere trabten hastig, mit klappernden Schritten, über die Bretter des Perrons, die Schaffner schlugen die Coupétüren zu und forderten die Reisenden auf, ihre Plätze einzunehmen, die Begleitenden aber, hinauszugehen.

Nechljudow betrat den von der Sonne durchglühten, heißen, von übelriechendem Dunst erfüllten Waggon und ging sogleich wieder auf die Plattform hinaus. Natalia Iwanowna stand in ihrem eleganten kleinen Hut und ihrem Umhang mit Agrafena Petrowna draußen vor dem Waggon und bemühte sich offenbar vergeblich, ein Gesprächsthema zu finden. Sie konnte ihm nicht gut sagen: „Vergiß nicht zu schreiben“ — denn über diese Phrase, die beim Abschiednehmen so oft wiederkehrt, hatten sie sich beide früher manches Mal lustig gemacht. Die Unterhaltung über die Geldangelegenheiten und die Erbschaft hatten die zärtlichen Beziehungen, die zwischen Bruder und Schwester bestanden, mit einem Mal unterbrochen. Es war, als sei etwas Fremdes zwischen sie getreten, so daß Natalia Iwanowna froh war, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte und sie ihm, mit dem Kopfe nickend, die letzten traurig-freundlichen Worte: „Leb' wohl, Dmitrij — nun, leb' wohl!“ — zurufen konnte. Kaum aber war der Waggon außer Sicht gekommen, als sie nur noch der Gedanke beschäftigte, wie sie ihrem Manne das Gespräch mit dem Bruder mitteilen sollte,

wobei ihr Gesicht einen ernsten, besorgten Ausdruck annahm.

Auch Nechljudow hatte sich, obschon er der Schwester gegenüber stets nur die herzlichsten Gefühle hegte und nichts vor ihr verbarg, jetzt in ihrer Gegenwart bedrückt und unbehaglich gefühlt und suchte so rasch wie möglich von ihr loszukommen. Er hatte die Empfindung, daß jene Natascha, die ihm einstmals so nahe gestanden, nicht mehr existierte, daß von ihr nur noch die Sklavin jenes ihm fremden und widerwärtigen, schwarzen, starkbehaarten Menschen übriggeblieben war. Er hatte das deutlich gesehen, denn ihr Gesicht war plötzlich ganz lebendig geworden und förmlich erstrahlt, als er das Thema, für das ihr Gatte so viel Interesse hatte, nämlich die Landangelegenheit und die Erbschaft, aufs Tapet brachte. Und das hatte ihm bitter wehgetan.

38.

Die Hitze in dem großen Waggon dritter Klasse, der den ganzen Tag von der Sonne durchglüht und nun mit Menschen vollgepackt worden war, war so erstickend, daß Nechljudow es vorzog, draußen auf der Plattform des Waggons zu bleiben. Doch auch hier war das Atmen sehr erschwert, und Nechljudow atmete erst aus voller Brust auf, als der Zug das Häusermeer verlassen hatte und der Zugwind ihm entgegenwehte.

„Man hat sie getötet,“ sprach er für sich, die

Worte wiederholend, die er zu der Schwester gesagt hatte. Und in seiner Vorstellung trat, alle andern Eindrücke des heutigen Tages zurückdrängend, mit greifbarer Deutlichkeit das schöne Gesicht des zweiten der beiden vom Hitzschlag getroffenen Arrestanten mit dem lächelnden Ausdruck der Lippen, der ernsten Stirn und dem kleinen, kräftig geformten Ohr unter dem glattrasierten, bläulichen Schädel hervor. „Und das Schrecklichste dabei ist, daß man ihn zwar getötet hat, daß aber kein Mensch weiß, wer ihn getötet hat. Getötet aber wurde er auf jeden Fall. Man führte ihn, wie alle übrigen Gefangenen, auf Maslennikows Befehl hinaus. Maslennikow hat den Befehl vermutlich ganz in der gewohnten Weise erteilt, hat das Schriftstück mit dem vorgedruckten Kopfe unterschrieben und mit seinem albernen Schnörkel versehen und wird jetzt auf keinen Fall zugeben, daß ihn irgendeine Schuld trifft. Noch weniger braucht sich der Gefängnisarzt, der die Gefangenen untersucht hat, für schuldig zu halten. Er hat seine Pflicht pünktlich erfüllt, hat die Schwachen ausgesondert und konnte keinesfalls diese furchtbare Hitze vorausahnen noch auch annehmen, daß man sie so spät und in einem so dichten Haufen zusammengedrängt abführen würde. Und der Inspektor? Der hat doch nur den Befehl ausgeführt, daß an dem und dem Tage so und so viele zu Zwangsarbeit Verurteilte, so und so viele Verschickte, so und so viele Männer und Frauen wegtransportiert werden sollen. Ebenso wenig kann der Eskorteoffizier für schuldig erachtet werden, dessen Pflicht doch einzig darin bestand, da und da so und so viele Sträflinge

zu übernehmen und sie dort und dort abzuliefern. Er führte die Abteilung ganz vorschriftsmäßig, wie immer, auf den Bahnhof, und konnte keineswegs voraussehen, daß so kräftige Männer wie die beiden, die Nechljudow gesehen hatte, den Marsch nicht aushalten und zusammenbrechen würden. Niemand ist schuldig — und doch sind Menschen getötet worden, und zwar unter Beihilfe eben jener Leute, denen keine Schuld beigemessen werden kann.

„Alles kommt daher,“ dachte Nechljudow, „daß alle diese Leute — die Gouverneure, Inspektoren, Revieraufseher, Polizisten — vor sich nicht Menschen zu sehen glaubten, denen gegenüber sie zu einem menschlichen Verhalten verpflichtet waren, sondern daß sie nur ihren Dienst und die Erfüllung dessen, was dieser Dienst erfordert, im Auge hatten, und daß sie die Forderungen des Dienstes über die Forderungen der Menschlichkeit stellten. Das allein vermag die Sache zu erklären,“ dachte Nechljudow.

Nechljudow war so tief in seine Gedanken versunken, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie das Wetter plötzlich umgeschlagen war. Die Sonne hatte sich hinter einer niedrig ziehenden, zerrissenen Wolke versteckt, während vom westlichen Horizont her eine dichte, hellgraue Gewitterwolke näherrückte, die sich bereits dort irgendwo in der Ferne über den Feldern und Wäldern in reichlichem, schräg fallendem Regen ergoß. Von Zeit zu Zeit zerriß ein Blitz die Wolke, und in das Gerassel der Waggons dröhnte immer häufiger das Rollen des Donners hinein. Die Wolke zog näher und näher, und die schräg fallenden Regentropfen gingen, vom Winde gejagt, als dunkle Flecke

auf Nechljudows Rock und auf die Plattform nieder. Er ging auf die andere Seite, atmete die feuchtfrische Luft und den Brotduft der regendurstigen Erde ein und blickte auf die vorüberjagenden Gärten und Wälder, auf die gelbschimmernden Roggenfelder, die hellgrünen Haferstreifen und die schwarzen Furchen der dunkelgrünen, blühenden Kartoffelfelder. Alles erschien wie frisch lackiert: was grün war, erschien noch grüner, was gelb gewesen, noch gelber, was schwarz — noch schwärzer.

„Noch mehr, noch mehr davon!“ sprach Nechljudow zu sich selbst und sah freudigen Blickes auf die Felder und Gärten, die unter dem Segen des erquickenden Regens aufzuleben schienen.

Der heftige Regen hielt nicht lange an. Die Wolke war weitergezogen, und auf die nasse Erde fielen bereits die letzten geraden, dichten, kleinen Tropfen. Die Sonne blickte wieder hervor, alles strahlte und glänzte, und im Osten wölbte sich über dem Horizont ein nicht hoher, doch sehr heller Regenbogen, in dem das Violett ganz besonders hervortrat.

„Ja, woran dachte ich doch gleich?“ fragte sich Nechljudow, als alle diese Wandlungen in der Natur vorüber waren und der Zug eben in einen Bahndurchstich mit hohen Böschungen einlenkte. „Ganz recht, ich dachte daran, daß alle diese Menschen, der Inspektor, der Eskorteoffizier, kurz alle diese dienenden Leute — sonst zumeist recht sanftmütige, gutherzige Menschen — nur durch den Dienst so böse geworden sind.“

Er erinnerte sich an die Gleichgültigkeit, mit der Maslennikow alles das aufgenommen hatte, was er ihm von den Vorgängen im Gefängnis erzählt hatte, erinnerte sich der Strenge des Inspektors und des hartherzigen Verhaltens des Eskorteoffiziers, der die Leute nicht nach dem Bahnhof fahren ließ und nichts davon wissen wollte, daß der gebärenden Frau in dem Waggon Hilfe geleistet würde. Alle diese Menschen waren anscheinend gegen das Gefühl der Menschenliebe gefeit, waren dafür undurchdringlich, wie diese gepflasterte Erde da für den Regen, dachte Nechljudow, während er die mit buntfarbigen Steinen befestigte Böschung des Bahndurchstichs betrachtete, an der das Regenwasser in kleinen Bächen hinabrann, ohne in das Erdreich einzudringen. „Vielleicht war es notwendig, die Böschungen mit Steinen zu befestigen, aber es ist doch ein trauriger Anblick, den diese des Pflanzenwuchses beraubte Erdstreifen bieten, auf denen Getreide, Gras, Sträucher und Bäume wachsen könnten, so wie sie dort weiter oberhalb des Durchstichs wachsen. Ganz ähnlich ist's auch mit den Menschen,“ ging es Nechljudow durch den Kopf. „Vielleicht sind auch diese Inspektoren und Polizisten notwendig, aber es ist furchtbar, Menschen zu sehen, die der wichtigsten menschlichen Eigenschaft, der Liebe und des Mitleids gegen ihresgleichen, ermangeln. Die ganze Sache läuft darauf hinaus, daß die Menschen glauben, es könne Umstände geben, unter denen sie mit ihresgleichen ohne Liebe umgehen dürfen. Solche Umstände gibt es jedoch nicht. Mit Sachen darf man ohne Liebe umgehen: man darf ohne

Liebe Bäume fällen, Ziegelsteine formen, Eisen schmieden; mit Menschen jedoch darf man nicht ohne Liebe umgehen, wie man mit Bienen nicht ohne Sorgfalt umgehen darf. Das liegt einmal im Wesen der Bienenzucht; geht man mit ihnen nicht sorgfältig genug um, dann fügt man ihnen wie sich selbst nur Schaden zu. So ist es auch mit den Menschen, und es kann nicht anders sein, weil die gegenseitige Liebe zwischen den Menschen das Grundgesetz alles menschlichen Lebens ist. Wohl kann der Mensch sich nicht zwingen zu lieben, wie er sich etwa zwingen kann zu arbeiten; daraus folgt jedoch nicht, daß man mit den Menschen ohne Liebe umgehen dürfe, zumal wenn man selbst von ihnen etwas verlangt. Fühlst du keine Liebe zu den Menschen, dann verhalte dich wenigstens ruhig,“ sprach Nechljudow zu sich selbst — „beschäftige dich mit dir selbst, mit toten Sachen, womit du immer willst, nur nicht mit den Menschen. Wie man nur dann ohne Schaden und mit Nutzen essen kann, wenn das Bedürfnis zu essen da ist, so kann man nur dann mit Menschen ohne Schaden und mit Nutzen Verkehr haben, wenn man sie liebt. Sei nur immer lieblos gegen die Menschen, wie du es gestern gegen den Schwager warst, und du findest bald keine Grenze für die Grausamkeit und Hartherzigkeit gegenüber den andern, und findest auch keine Grenze für deine eigenen Leiden. Ja, ja, so ist es,“ dachte Nechljudow. „Und es ist gut so, es ist gut!“ sprach er zu sich selbst und hatte den zwiefachen Genuß, einerseits den kühlen, frischen Luftzug nach der qualvollen Hitze zu verspüren,

und andererseits zu wissen, daß er in einer Frage, die ihn schon lange beschäftigte, zu einer höheren Stufe der Einsicht gelangt sei.

39.

Der Waggon, in dem Nechljudow fuhr, war zur Hälfte von Menschen angefüllt. Dienstboten fuhren darin mit und Handwerksburschen, Fabrikarbeiter, Schlächter, Juden, Kommiss, und ein Soldat, und ein streng dreinschauender Herr mit einer Kokarde an der schwarzen Mütze. Auch Frauen waren da, Arbeiterinnen zumeist, doch auch zwei Damen, eine jüngere und eine ältere, mit Armbändern an den entblößten Armen. Alle diese Leute hatten sich allmählich auf ihren Plätzen häuslich eingerichtet und saßen nun friedlich da — die einen knackten Sonneblumensamen, andere rauchten eine Zigarette, und noch andere unterhielten sich lebhaft mit ihren Nachbarn.

Taras saß mit glücklicher Miene rechts vom Durchgang; er hatte einen Platz für Nechljudow reserviert und war in einer regen Unterhaltung mit einem ihm gegenüberstehenden, muskulösen Manne begriffen, der einen offenstehenden Tuchrock trug und, wie Nechljudow später erfuhr, ein Gärtner war, der eine neue Stelle antreten sollte. Nechljudow begab sich in den Waggon, kam jedoch nicht bis zu Taras heran, sondern blieb im Durchgange, neben einem ehrwürdig aussehenden alten Manne mit weißem Vollbart, in einem Nankingrock, der sich

mit einer jungen Frau in ländlicher Tracht unterhielt. Neben der Frau saß ein siebenjähriges Mädchen in einem neuen Sarafan mit einem Zöpfchen fast ganz weißer Haare, das mit den Beinen bei weitem nicht bis auf den Fußboden reichte und unaufhörlich Sonneblumensamen knackte. Der Alte sah Nechljudow an, nahm von der frischlackierten Bank, auf der er ganz allein saß, seinen Rockschoß fort und sagte freundlich:

„Setzen Sie sich, bitte.“

Nechljudow dankte und setzte sich auf den Platz, nach dem der Alte gezeigt hatte. Als er sich gesetzt hatte, fuhr die Frau in der unterbrochenen Erzählung fort. Sie erzählte, wie ihr Mann, von dem sie jetzt nach Hause zurückkehre, sie in der Stadt empfangen habe.

„In der Butterwoche war ich bei ihm, und nun hat es Gott so gefügt, daß ich jetzt wieder hin konnte,“ sagte sie. „Nun wird es wohl Weihnachten werden, bis ich ihn wiedersehe.“

„Recht so,“ sagte der Alte mit einem Blick nach Nechljudow. „Besuch' ihn nur immer, solch ein junger Mensch wird in der Stadt sonst leicht verdorben.“

„Nein, Großväterchen, meiner ist nicht von der Art. Der macht keine dummen Streiche, er ist so rein wie ein junges Mädchen. Alles Geld schickt er nach Hause, bis zur letzten Kopeke. Und wie er sich über sein kleines Mädchen gefreut hat — nein, nicht zu sagen ist's!“ erzählte die Frau lächelnd.

Die Kleine, die in einem fort die Schalen der Sonnenblumenkerne ausspie und dabei der Mutter

zuhörte, blickte wie zur Bestätigung dessen, was diese erzählte, dem Alten und Nechljudow mit ruhigem Lächeln ins Gesicht.

„Um so besser, wenn er hübsch vernünftig ist,“ sagte der Alte. „Und wie steht's denn damit — gibt er sich damit nicht ab?“ fragte er, mit den Augen nach einem Ehepaar auf der andern Seite des Durchgangs blinzelnd. Der Mann, dem Anschein nach Fabrikarbeiter, setzte die Branntweinflasche an den Mund und nahm daraus, den Kopf nach hinten neigend, einen tüchtigen Zug, während seine Frau den Sack, dem die Flasche entnommen war, festhielt und dabei unverwandt auf ihren Mann sah.

„Nein, der meinige trinkt nicht und raucht auch nicht,“ sagte die Frau, die sich mit der Alten unterhielt, indem sie nochmals das Lob ihres Gatten anstimmte. „Solche Menschen wie der sind selten, Großväterchen. Von der Art ist er,“ bestätigte sie nochmals Nechljudow gegenüber.

„Das ist gut, sehr gut,“ sagte der Alte mit einem Blick auf den betrunkenen Fabrikarbeiter.

Dieser reichte die Flasche, nachdem er selbst getrunken, seiner Frau. Sie nahm die Flasche, lachte und setzte sie mit einem Kopfschütteln an den Mund. Als der Fabrikarbeiter bemerkte, daß Nechljudow und der Alte sie ansahen, wandte er sich zu diesen:

„Sie wundern sich wohl, Herr, daß wir trinken? Ja — wie wir arbeiten, das will niemand sehen, aber wenn wir mal trinken, gucken gleich alle hin. Hab' ich ein Stück Geld verdient, dann darf ich auch trinken und meine Frau Gemahlin traktieren, das geht keinen was an.“

„Gewiß, gewiß,“ sagte Nechljudow, der nicht recht wußte, was er antworten sollte.

„Ganz sicher, lieber Herr. Meine Frau Gemahlin ist 'ne Frau, die was aushält. Ich bin mit meiner Frau Gemahlin recht zufrieden, weil sie nämlich Mitleid mit mir hat. Hab' ich recht, Mawra?“

„Da, nimm sie schon, ich mag nicht mehr,“ sagte die Frau und gab ihm die Flasche zurück. „Und schwatz' kein dummes Zeug,“ fügte sie hinzu.

„So liegen die Dinge,“ fuhr der Fabrikarbeiter fort. „Im ganzen ist sie ja recht brav, manchmal aber knarrt sie los wie ein ungeschmierter Karren. Hab' ich recht, Mawra?“

Mawra ließ ein trunkenes Lachen hören und winkte ihm mit der Hand ab.

„Jetzt ist er mal im Zuge . . .“ meinte sie.

„So liegen die Dinge, wie gesagt — ganz brav ist sie, aber eben nur so lange, wie es dauert: sowie ihr die Leine untern Schwanz kommt, wird sie bockbeinig und macht die tollsten Streiche . . . Hab' ich recht, Mawra? Entschuldigen Sie nur, werter Herr, ich hab' einen sitzen — na, was soll man schon machen? . . .“ sagte der Fabrikarbeiter, während er sich anschickte, ein Schläfchen zu machen, und den Kopf auf den Schoß seiner lächelnden Frau legte.

Nechljudow saß ein Weilchen bei dem Alten, der ihm verschiedenes von sich selbst erzählte — er sei ein Ofensetzer, habe dreiundfünfzig Jahre gearbeitet und in seinem Leben so viele Öfen gesetzt, daß sie gar nicht mehr zu zählen seien. Jetzt wolle er ausruhen, finde aber keine Zeit dazu. Er sei

in der Stadt gewesen, habe seine Kinder untergebracht und fahre jetzt ins Dorf, um zu sehen, was die Heimgebliebenen machten. Nachdem Nechljudow seine Erzählung zu Ende gehört hatte, erhob er sich und begab sich nach dem Platze, den Taras für ihn freigehalten hatte.

„Setzen Sie sich nur, lieber Herr — den Sack können wir da hinüber legen,“ sagte in freundlichem Tone der Gärtner, der Taras gegenüber saß, während er zu Nechljudow aufblickte.

„Eng, aber gemütlich!“ meinte Taras lächelnd mit singender Stimme und trug mit seinen kräftigen Armen den zwei Pud schweren Sack, als wäre es eine Feder, zum Fenster hin. „Platz ist genug da, schließlich kann man auch stehen, oder sich unter die Bank legen. Nur hübsch Frieden halten und nicht zanken!“ sagte er, und sein Gesicht strahlte nur so vor Gutmütigkeit und Freundlichkeit.

Taras erzählte allerhand von sich selbst — er komme, wenn er nicht ein Schlückchen trinke, gar nicht mit der Rede fort; nehme er dagegen ein Gläschen Branntwein zu sich, dann flössen ihm die Worte nur so zu, alles könne er sagen. In der Tat schwieg Taras zumeist in nüchternem Zustande, während er, wenn er etwas trank, was bei ihm nur selten und bei ganz besonderen Gelegenheiten vorkam, ein sehr angenehmer Gesellschafter war. Er sprach dann viel und gut — mit großer Einfachheit, Aufrichtigkeit und vor allem Herzlichkeit, die nur so aus seinen gutmütigen blauen Augen und dem freundlichen Lächeln um seine Lippen strahlte.

In solch einem Zustande befand er sich heute.

Als Nechljudow herankam, hielt er ein Weilchen in seiner Rede inne. Sobald er jedoch seinen Sack untergebracht hatte, nahm er wieder seine frühere Haltung ein, legte die kräftigen, abgearbeiteten Hände auf die Knie, blickte dem Gärtner gerade in die Augen und fuhr in seiner Erzählung fort. Er erzählte seinem neuen Bekannten die Geschichte seiner Frau, mit allen Einzelheiten; warum sie verschickt wurde, und warum er ihr jetzt nach Sibirien folge.

Nechljudow hatte diese Erzählung noch nie ausführlich vernommen und hörte darum mit Interesse zu. Er kam gerade zu der Stelle zurecht, als Taras bereits das Gift bekommen hatte und die Familie erfuhr, daß Fedoßja es ihm eingegeben habe.

40.

„Ich erzähle eben von meinem Unglück,“ sagte Taras in freundschaftlich-herzlichem Tone zu Nechljudow. „Ich hab’ da einen so lieben Menschen getroffen, wir sind ins Gespräch gekommen, und ich erzähl’s ihm eben.“

„Ja, ja,“ sagte Nechljudow.

„Na also — siehst du, lieber Bruder, auf diese Weise wurde die Sache bekannt. Mein Mütterchen nahm den Kuchen und meinte: ‚Jetzt geh’ ich damit zum Wachtmeister,‘ meinte sie. Mein Alterchen aber, der ein rechtschaffener Mann ist, sagte: ‚Warte noch, Alte, das junge Weibchen ist noch das reine Kind, die weiß nicht, was sie getan hat, da heißt

es doch Mitleid haben. Vielleicht kommt sie von selbst zur Besinnung.' Aber mein Mütterchen wollte nichts davon wissen: ‚Die vergiftet uns ja alle miteinander wie die Schwaben,‘ sagt sie, ‚wenn wir sie länger behalten.‘ So machte sie sich denn auf den Weg zum Wachtmeister, lieber Bruder. Der schlug sofort Lärm, kam zu uns und brachte auch gleich seine Helfer mit.“

„Na, und was hast du gemacht?“ fragte der Gärtner.

„Ich, lieber Bruder, wälzte mich mit schrecklichen Leibschmerzen herum und erbrach mich. Das ganze Innere kehrte sich mir um, und nicht ein Wort konnte ich sagen. Mein Väterchen spannte gleich den Wagen an und setzte die Fedoßja darauf — vorwärts, zum Bezirksamt, und von da zum Untersuchungsrichter! Sie aber, liebes Brüderchen, hat gleich von Anfang an alles zugegeben und dem Untersuchungsrichter alles so, wie es war, der Reihe nach erzählt — auch, woher sie das Arsenik hatte, und wie sie den Kuchen gebacken. ‚Warum hast du es denn getan?‘ fragte er sie. — ‚Weil er mir zuwider war,‘ antwortete sie. ‚Lieber geh’ ich nach Sibirien,‘ sagte sie, ‚als daß ich mit ihm leben soll‘ — mit mir nämlich, heißt das,“ — erklärte Taras dem Gärtner. „In allem bekannte sie sich schuldig, und natürlich kam sie gleich ins Loch. Mein Väterchen kehrte allein nach Hause zurück. Jetzt nahte aber die Erntezeit heran, Arbeit gab’s in Hülle und Fülle, und die einzige Frau im Hause war mein Mütterchen, und die war auch nicht mehr besonders bei Kräften. Wir denken nach, wie wir es machen

sollen, ob wir sie nicht gegen Sicherheit freibekommen können. Mein Väterchen fährt zum ersten Vorgesetzten: ‚Nein,‘ sagt der, und da fährt er zum zweiten. Auch der will von nichts wissen, und so hat er wohl fünf solche Vorgesetzte aufgesucht. Wir hatten es schon ganz aufgegeben, uns weiter drum zu bemühen, da kam uns aber von ungefähr ein Mensch in den Weg, ein Schreiber oder so was. Ein ganz geschickter Kerl, suchen kann man sich solch einen! ‚Laßt fünf Rubel springen, dann mach’ ich sie euch frei,‘ sagte er. Wir einigten uns auf drei — und ich hab’ nun, Brüderchen, ihre eigene Leinwand versetzen müssen, um ihm das Geld zu zahlen. Kaum hatte er das Papier abgefertigt,“ erzählte Taras mit ganz besonderer Betonung, als wenn er von einem abgefeuerten Schusse spräche — „als auch alles gleich klappte. Ich war damals schon wieder auf den Beinen und fuhr selbst nach der Stadt, um sie abzuholen. Ich komm’ dir, lieber Bruder, in die Stadt, stelle meine Stute in den Ausspann, nehme das Papier und gehe nach dem Gefängnis. ‚Was willst du?‘ — ‚So und so,‘ sag’ ich, ‚meine Hausfrau ist hier bei euch eingesperrt.‘ — ‚Hast du auch das Schriftstück?‘ fragen sie mich. Ich reiche das Schriftstück hin, und einer von ihnen sieht nach. ‚Warte hier,‘ sagt er. Ich setz’ mich auf das Bänkchen. Die Sonne war schon über Mittag hinweg. Mit einem Mal kommt ein Vorgesetzter: ‚Bist du der Warguschow?‘ fragt er. — ‚Ja, der bin ich.‘ — ‚Na, dann nimm sie dir,‘ sagt er. Sofort ging das Tor auf, und sie führten sie zu mir, in ihren eigenen Kleidern, wie sich’s gehört.

— ‚Na, gehen wir,‘ sag’ ich. — ‚Bist du denn zu Fuß gekommen?‘ — ‚Nein, ich hab’ den Wagen da.‘ Wir kamen nach dem Ausspann, ich bezahlte, was ich schuldig war, spannte die Stute an und legte den Rest vom Heu, der noch übrig war, unter den Sitz. Sie setzte sich und wickelte sich in ihr Tuch ein. Wir fuhren los. Sie schweigt, und auch ich schweige. Wie wir nicht mehr weit vom Hause sind, sagt sie: ‚Lebt denn dein Mütterchen noch?‘ ‚Ja, sag’ ich, sie lebt noch.‘ — ‚Und dein Väterchen?‘ — ‚Auch Väterchen lebt noch.‘ — ‚Verzeih mir meine Dummheit, Taras,‘ sagt sie, ‚ich wußte selber nicht, was ich tat.‘ Da sag’ ich zu ihr: ‚Rede nicht erst viel, ich habe dir längst verziehen.‘ Weiter sagte ich nichts. Wie wir nach Hause kommen, fällt sie meinem Mütterchen gleich zu Füßen. Mein Mütterchen sagt: ‚Gott wird dir verzeihen.‘ Und Väterchen begrüßt sie und meint: ‚Lassen wir das Alte ruhen. Leb’ nur jetzt hübsch ordentlich. Jetzt haben wir andere Sorgen,‘ sagt er, ‚jetzt heißt es die Ernte einholen. Hinter den Wiesen, auf dem neugedüngten Ackerstreifen, ist der Roggen, Gott sei Dank, so gut geraten, daß die Sichel nicht durchkann, er liegt ganz zu Boden, so schwer ist er, es ist höchste Zeit, daß er zum Schnitt kommt. Geh also morgen mit Taras hin und schneid ihn.‘ Und was soll ich dir sagen, lieber Bruder: wie sie jetzt an die Arbeit ’ranging — zum Verwundern war’s! Wir hatten damals drei Desjatinen gepachtet, und Gott fügte es so, daß Roggen und Hafer ganz ausgezeichnet standen. Ich mähe, und sie bindet, oder wir schneiden beide mit der Sichel. Ich bin schon

flink mit der Arbeit, nichts fällt mir aus den Händen, sie aber war noch viel flinker, was sie auch anfaßte. Ein zu geschicktes junges Weibchen, so richtig im Saft! So scharf war sie auf die Arbeit, lieber Bruder, daß ich sie mit Gewalt zurückhalten mußte. Wir kommen nach Hause, die Finger dick angelaufen, die Arme rühren sich kaum, man möchte sich hinlegen und ausruhen — aber sie läuft schon wieder, ohne das Abendbrot abzuwarten, in die Scheune, um Strohseile zu morgen zurechtzumachen. Was war nur mit ihr geschehen?“

„Und wie war sie denn sonst gegen dich? Ist sie denn freundlicher geworden?“ fragte der Gärtner.

„Na, und ob — als wenn sie mit Pech an mir festklebte! Ein Herz und eine Seele! Was mir auch in den Sinn kommt, gleich hat sie's verstanden. Auch mein Mütterchen, die doch sonst keine von den Sanften ist — auch die sagt: ‚Unsere Fedoßja ist wie ausgewechselt, ein ganz anderes Weib ist sie geworden.‘ Einmal fahren wir beide mit zwei Wagen nach den Garben aufs Feld, und auf dem vorderen Wagen sitzen wir beide, ich und sie. Da sag' ich zu ihr: ‚Wie bist du eigentlich damals auf die Sache gekommen, Fedoßja?‘ — ‚Wie soll ich drauf gekommen sein? Ich wollte eben nicht mit dir zusammen leben,‘ sagte sie. ‚Lieber will ich sterben, dacht' ich mir, nur nicht mit ihm leben!‘ — ‚Na, und jetzt?‘ fragte ich. — ‚Jetzt,‘ sagt sie, ‚bist du allein in meinem Herzen.‘“ Taras hielt einen Augenblick inne und schüttelte in freudiger Verwunderung den Kopf. — „Wie wir die Ernte vom Felde hatten, brachte ich den Hanf zum Rösten; ich komme nach

Hause“ — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — „sieh da: die Vorladung! Vor Gericht! Und wir hatten schon ganz und gar vergessen, daß es überhaupt noch irgend was zu richten gab.“

„Da hat ganz gewiß der unreine Geist seine Hand im Spiele gehabt,“ sagte der Gärtner — „wie soll denn ein Mensch von selber darauf kommen, einen andern ins Grab zu bringen? So lebte auch bei uns mal ein Mann . . .“ wollte der Gärtner nun seinerseits beginnen, als der Zug zum Halten kam.

„Das scheint hier 'ne Station zu sein,“ sagte er — „ich denke, wir nehmen einen!“

Das Gespräch wurde abgebrochen, und Nechljudow ging hinter dem Gärtner aus dem Waggon, auf die nassen Bretter des Perrons.

41.

Noch hatte Nechljudow den Perron nicht verlassen, als er auf dem Hofe der Station ein paar vornehme Equipagen bemerkte, die teils mit vier, teils mit drei wohlgenährten, schellenklirrenden Pferden bespannt waren. Als er auf den vom Regen dunkel gewordenen nassen Perron hinaustrat, erblickte er vor dem Waggon erster Klasse eine Gruppe von Leuten, unter denen eine hochgewachsene, korpulente Dame in einem teuren Federhute und einem wasserdichten Mantel sowie ein lang aufgeschossener junger Mann mit dünnen Beinen, im Radfahrererkostüm, mit einem mächtigen, wohlgenährten, ein teures Halsband tragenden Hunde

zur Seite, besonders auffielen. Hinter ihnen standen Lakaien mit Mänteln und Schirmen sowie ein Kutscher, die alle erwartungsvoll auf den Zug blickten. Über der ganzen Gruppe, von der korpulenten Dame bis zu dem Kutscher, der mit der Hand die Schöße seines langen Rockes festhielt, lag der Stempel des Überflusses und ruhiger Selbstgewißheit. Sie alle waren so satt und so glatt, und hatten alle neue, saubere Kleider. Ein Kreis von neugierigen, vor dem Reichtum in Demut ersterbenden Menschen hatte sich um diese Gruppe gebildet: da standen der Stationsvorsteher mit der roten Mütze, ein Gendarm, ein mageres Mädchen im russischen Kostüm, mit Glasperlen um den Hals, das im Sommer bei der Ankunft der Züge zu assistieren pflegte, ein Telegraphist und verschiedene männliche und weibliche Passagiere.

In dem jungen Manne mit dem Hunde erkannte Nechludow den Bruder Missis, der das Gymnasium besuchte. Die korpulente Dame war die Schwester der Fürstin, auf deren Gut die Kortschagins eben übersiedelten. Der Zugführer mit den glänzenden Tressen und den blanken hohen Stiefeln öffnete die Tür des Waggons und hielt sie zum Zeichen seiner Ehrerbietung fest, während Philipp und ein Gepäckträger in weißer Schürze behutsam die Fürstin mit dem langen Gesichte auf ihrem zusammenlegbaren Tragstuhl herausbrachten. Die Schwestern begrüßten einander, man hörte eine französische Unterhaltung darüber, ob die Fürstin in der Kutsche oder in der Kalesche fahren solle, und dann bewegte sich der Zug, an dessen Ende, mit

Schirmen und Futteralen beladen, das Zimmermädchen mit den Löckchen daherschritt, nach der Tür des Stationsgebäudes zu.

Nechljudow wollte ihnen nicht begegnen, um nicht noch einmal Abschied nehmen zu müssen, er blieb daher, bevor er noch die Tür des Stationsgebäudes erreicht hatte, stehen, bis der ganze Zug vorüber wäre. Die Fürstin mit ihrem Sohne, Missi, der Arzt und das Zimmermädchen gingen voran, während der alte Fürst mit der Schwägerin ein Weilchen hinten stehen blieb. Von seinem Platze aus hörte Nechljudow, daß sie sich französisch unterhielten, und eine Phrase, die der Fürst mit ganz besonderer Betonung aussprach, blieb ihm im Ohre haften.

„O, er ist durchaus ein Mann von Welt, durchaus Elite,“ sagte der Fürst mit seiner lauten, selbstbewußten Stimme von irgend jemandem und schritt, von den in Ehrfurcht ersterbenden Schaffnern und Gepäckträgern gefolgt, mit seiner Schwägerin nach dem Ausgang des Stationsgebäudes zu.

In diesem Augenblick betrat, um die Ecke des Stationsgebäudes biegend, eine Gruppe von Arbeitern in Bastschuhen und kurzen Pelzen, mit Säcken auf dem Rücken, den Perron. Die Arbeiter gingen mit sicheren, weichen Schritten auf den ersten Waggon zu und wollten dort einsteigen, wurden jedoch durch den Schaffner sogleich fortgejagt. Ohne lange stehen zu bleiben, gingen sie hastig, einander gegenseitig auf die Füße tretend, zum nächsten Waggon weiter und wollten schon, mit den Säcken an den Ecken und der Tür des Waggons anstoßend, in den Waggon

einsteigen, als ein anderer Schaffner von der Tür des Stationsgebäudes her ihre Absicht bemerkte und sie heftig anschrie. Die Arbeiter, die bereits in dem Waggon waren, kamen rasch wieder heraus und eilten mit denselben weichen, sicheren Schritten weiter, zum folgenden Waggon — demselben, in dem Nechljudow saß. Der Schaffner rief sie auch hier zurück, und sie blieben stehen und wollten noch weiter gehen, doch Nechljudow sagte ihnen, daß im Waggon noch Platz sei und sie nur hineingehen sollten. Sie gehorchten ihm, und Nechljudow folgte ihnen. Die Arbeiter waren schon dabei, die leeren Plätze einzunehmen, aber der Herr mit der Kokarde und die beiden Damen sahen in ihrem Versuche, sich in dem Waggon häuslich einzurichten, eine persönliche Beleidigung, widersetzten sich ihrer Absicht ganz entschieden und begannen sie hinauszujagen. Die Arbeiter, wohl an die zwanzig Mann, darunter Greise und ganz junge Burschen, alle mit sonnengebräunten, müden, mageren Gesichtern, fühlten sich offenbar den gegen ihr Eindringen protestierenden Herrschaften gegenüber schuldig. Sie wollten eben wieder ihren Marsch durch den Waggon fortsetzen und wären so bis ans Ende der Welt gepilgert, um sich schließlich auf den ersten besten Platz, den man ihnen anwies, zu setzen, und wenn es auf spitze Nägel gewesen wäre.

„Wohin drängt ihr euch denn, ihr Teufelskerls? So bleibt doch hier und setzt euch!“ rief ihnen plötzlich ein anderer Schaffner, der ihnen im Waggon entgegenkam, zu.

„Wieder was Neues — voilà encore des nou-

velles," sagte die jüngere der beiden Damen, fest überzeugt davon, daß sie durch ihr treffliches Französisch Nechljudows Aufmerksamkeit auf sich lenken würde. Die Dame mit den Armbändern schnubberte nur immer mit der Nase in der Luft, zog die Augenbrauen finster zusammen und machte irgendeine Bemerkung über die Annehmlichkeit, mit stinkendem Bauernvolk zusammen reisen zu müssen.

Die Arbeiter aber blieben in der freudigen, beruhigten Stimmung von Menschen, die einer großen Gefahr entronnen sind, endlich stehen, warfen mit einer Bewegung der Schulter die schweren Säcke vom Rücken, schoben sie unter die Bänke und suchten sich Plätze.

Der Gärtner, der sich mit Taras unterhalten hatte, saß nicht auf seinem Platze und begab sich nun dahin, so daß jetzt neben Taras und ihm gegenüber zusammen drei Plätze frei waren. Drei Arbeiter ließen sich darauf nieder. Als nun aber Nechljudow an sie herankam, brachte der Anblick seiner eleganten Kleidung sie so arg in Verwirrung, daß sie sich erhoben, um wegzugehen. Aber Nechljudow bat sie zu bleiben und setzte sich selbst auf die Seitenlehne der Bank am Durchgang.

42.

Einer der Arbeiter, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, wechselte mit seinem ihm gegenüber sitzenden jüngeren Genossen einen verdutzten, ja fast erschrockenen Blick. Der Umstand, daß Nechljudow,

statt sie nach sonstiger Gewohnheit der Herren zu schelten und wegzujagen, ihnen vielmehr seinen Platz abtrat, versetzte sie geradezu in Verblüffung, ja sie fürchteten sogar, daß die Sache irgendwelche üblen Folgen für sie haben könnte. Als sie jedoch sahen, daß keine heimtückische Absicht dahinter steckte, und daß Nechljudow sich ganz schlicht und unbefangen mit Taras unterhielt, beruhigten sie sich, hießen den jüngsten von ihnen aufstehen und sich auf den Sack setzen und forderten Nechljudow auf, den freigewordenen Platz auf der Bank einzunehmen. Der ältere Arbeiter, der Nechljudow gegenüber saß, war anfangs noch sehr verlegen — er kroch in sich zusammen und zog seine in Bastschuhen steckenden Füße an, um nur ja den feingekleideten Herrn nicht zu berühren, bald aber kam er mit Nechljudow und Taras in ein so freundschaftliches Gespräch, daß er Nechljudow bei den Stellen, auf die er seine besondere Aufmerksamkeit zu lenken wünschte, höchst gemütlich mit dem Handrücken aufs Knie schlug. Er erzählte ihm alle seine Verhältnisse und schilderte ihm die Arbeit in den Torfgründen, von der sie eben heimkehrten, nachdem sie dort zwei und einen halben Monat tätig gewesen waren. Jeder brachte seine wohlverdienten zehn Rubel mit, nachdem ein Teil des Verdienstes bei der Übernahme der Arbeit im voraus gezahlt worden war. Sie hatten ihre Arbeit, wie er erzählte, in der Weise verrichtet, daß sie bis an die Knie im Wasser steckten, und die Arbeitszeit hatte vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, bei zweistündiger Mittagspause, gedauert.

„Wer's nicht gewöhnt ist, dem fällt's natürlich sauer,“ sagte er, „aber sowie man sich erst eingearbeitet hat, macht es gar nichts aus. Wenn nur die Kost gut ist. Anfangs hat sie nicht viel getaugt, aber wir sagten ihnen gründlich die Meinung, und da wurde die Kost gut, und die Arbeit ging leicht vonstatten.“

Dann erzählte er, daß er seit achtundzwanzig Jahren auf Arbeit gehe und allen Verdienst stets nach Hause geschickt habe — zuerst dem Vater, dann dem ältesten Bruder, und jetzt dem Neffen, der die Wirtschaft führe; er selbst verbrauche im Jahre von den fünfzig bis sechzig Rubeln, die er verdiene, höchstens zwei bis drei Rubel für Tabak und Zündhölzchen — das Rauchen sei nämlich seine Schwäche.

„Ja, darin bin ich sündhaft, und vor lauter Ermüdung trinkt man auch mal ein Gläschen Branntwein,“ fügte er mit schuldbewußtem Lächeln hinzu.

Er erzählte noch, wie die Weiber daheim die Wirtschaft führten, wie der Arbeitgeber sie heute vor der Abreise mit einem halben Eimer Branntwein bewirtet habe, wie einer von ihnen gestorben und ein anderer, den sie mit bei sich hätten, krank geworden sei. Der Kranke, von dem er sprach, saß in demselben Waggon in der Ecke. Es war ein junger Bursche mit blaßgrauem Gesichte und blauen Lippen, der offenbar von einem schweren Fieber befallen war. Nechljudow trat an ihn heran, doch der junge Mensch sah ihn mit einem so düsteren, schmerzlichen Blicke an, daß Nechljudow ihn nicht

weiter mit Fragen behelligte und dem Alten nur riet, Chinin für ihn zu kaufen. Er schrieb ihm den Namen des Heilmittels auf einen Zettel und wollte ihm Geld geben, doch der ältere Arbeiter schlug es aus und meinte, er würde es schon selbst bezahlen.

„Das muß ich sagen,“ sprach er, zu Taras gewandt, „so weit ich auch herumgekommen bin, solche Herren hab' ich noch nicht gesehen: statt dich beim Wickel zu nehmen und von der Bank zu werfen, tritt er dir gar noch seinen Platz ab! Zu vielerlei Herren gibt's doch auf Gottes Erdboden,“ meinte er tiefsinnig.

„Ja, das ist eine ganz andere, eine ganz neue Welt,“ dachte Nechljudow, während er diese hageren, muskulösen Gliedmaßen, diese groben, selbstgefertigten Kleider und diese sonnengebräunten, ermüdeten, doch dabei freundlich dreinschauenden Gesichter betrachtete und sich rings von diesen neuen Menschen mit ihren ernsthaften Interessen und all den Leiden und Freuden eines echten, rechten Menschen- und Arbeitslebens umgeben sah.

„Das ist sie, die wahre Elite,“ dachte Nechljudow, dem unwillkürlich die Phrase des Fürsten Kortschagin und die ganze müßige, üppige Welt der Kortschagins mit ihren erbärmlichen Interessen in Erinnerung kam.

Und er hatte das freudige Gefühl eines Reisenden, der eine neue, bisher unbekannte, schöne Welt entdeckt hat.



Drittes Buch.

1.

Die Gefangenenabteilung, mit der die Maslowa ging, hatte gegen fünftausend Werst zurückgelegt. Bis Perm war die Maslowa im Eisenbahnwagen und auf dem Dampfschiff mit den gemeinen Verbrechern zusammen befördert worden, und erst in dieser Stadt war es Nechljudow gelungen, ihre Überführung zu den Politischen zu erreichen, eine Maßregel, zu der ihm die mit derselben Abteilung transportierte Bogoduchowskaja sehr geraten hatte.

Die Fahrt bis Perm war der Maslowa in physischer wie in sittlicher Beziehung sehr beschwerlich gefallen. In physischer Beziehung litt sie unter der Enge, der Unsauberkeit und dem lästigen Ungeziefer, das ihr keine Ruhe ließ, während sie in sittlicher Beziehung von einer nicht weniger lästigen Plage zu leiden hatte, nämlich von den Männern, die sie gleichfalls, ganz nach Art des Ungeziefers, in höchst widerwärtiger und zudringlicher Weise beunruhigten. Zwischen den Arrestantinnen einerseits und den Arrestanten, Aufsehern und Eskortesoldaten andererseits hatte sich eine so zynische und lästerliche Art des Verkehrs ausgebildet, daß jede Frau, zumal wenn sie jung war, stets vor sittlichen Attacken auf der Hut sein mußte, falls sie nicht

etwa aus ihrem Entgegenkommen Nutzen zu ziehen suchte. Dieser beständige Zustand der Angst und der Kampfbereitschaft war der Maslowa in hohem Maße beschwerlich. Sie war den Angriffen ganz besonders ausgesetzt, sowohl ihres anziehenden Äußern wie ihrer allgemein bekannten Vergangenheit wegen. Der entschiedene Widerstand, den sie den sich ihr aufdrängenden Männern entgensetzte, erschien ihnen als eine Beleidigung und rief in ihnen einen besonderen Haß gegen sie hervor. Das Zusammensein mit Fedoßja und Taras hatte ihre Lage in dieser Hinsicht noch einigermaßen erleichtert; der letztere hatte, als er erfuhr, daß auch seine Frau in der gleichen Hinsicht viel zu leiden hatte, sich ebenfalls arretieren lassen, damit er sie beschützen konnte, und war von Nischnij ab mit den Arrestanten zusammen weitergefahren.

Die Überführung der Maslowa zu den Politischen verbesserte ihre Lage in jeder Beziehung. Nicht nur, daß die Politischen besser untergebracht waren, besser ernährt und weniger grob behandelt wurden, hörten für die Maslowa jetzt auch die Belästigungen durch die Männer auf, und sie konnte nun wenigstens leben, ohne daß sie jeden Augenblick an ihre Vergangenheit erinnert wurde, die sie so sehnlich zu vergessen wünschte. Der wesentlichste Vorteil ihrer Versetzung aber bestand darin, daß sie einige Leute kennen lernte, die auf sie einen überaus günstigen, entscheidenden Einfluß ausübten.

Die der Maslowa gewährte Erlaubnis, sich zu den Politischen zu halten, bezog sich nur auf den Aufenthalt an den Etappenplätzen, marschieren

mußte sie, da sie gesund war, zu Fuß, mit den gemeinen Verbrechern. So wurde es die ganze Zeit von Tomsk an gehalten. Mit ihr zusammen gingen noch zwei Politische, Maria Pawlowna Schtschetina — jenes schöne Mädchen mit den großen Augen, das Nechljudow bei der Zusammenkunft mit der Bogoduchowskaja aufgefallen war, und ein gewisser Simonson, der nach der Gegend von Jakutsk verbannt war. Es war dies jener schwarze Mensch mit dem struppigen Haar und den tief unter der Stirn liegenden Augen, den Nechljudow gleichfalls bei der Zusammenkunft mit der Bogoduchowskaja gesehen hatte. Maria Pawlowna ging zu Fuß, sie hatte ihren Platz auf dem Fuhrwerk einer Kriminalverbrecherin, die sich in schwangerem Zustand befand, abgetreten; Simonson aber tat das gleiche, weil er es für unstatthaft hielt, von einem Klassenvorrecht Gebrauch zu machen. Diese drei pflegten sich stets frühzeitig, gesondert von den übrigen Politischen, die später mit den Fuhrwerken aufbrachen, mit den Kriminalverbrechern zugleich auf den Weg zu machen. So war es auch auf der letzten Etappe vor der großen Stadt gewesen, in der ein neuer Offizier das Kommando über die Eskorte und den Transport übernahm.

Es war ein früher, unfreundlicher Morgen im September. Es regnete und schneite abwechselnd, und ein rauher Wind wehte stoßweise daher. Sämtliche Gefangene des Transports, vierhundert Männer und etwa fünfzig Frauen, waren bereits auf dem Hofe des Etappengebäudes versammelt und drängten sich um den Korporal von der Eskorte, der das

Kostgeld für die nächsten zwei Tage unter die Ältesten der einzelnen Gruppen verteilte, oder kauften bei den auf dem Etappenhofe erschienenen Hökerinnen Eßwaren ein. Ein lautes Durcheinander von Stimmen ertönte — die Arrestanten rechneten und feilschten, und die Hökerinnen kreischten dazwischen.

Katjuscha und Maria Pawlowna, beide in hohen Stiefeln und Pelzjacken, mit Tüchern um den Kopf, waren aus dem Etappenhause auf den Hof gekommen und begaben sich zu den Hökerinnen, die, gegen den Wind geschützt, an der nördlichen Wand des den Etappenplatz umschließenden Pfahlwerks saßen und um die Wette ihre Ware feilboten: frisches Weißbrot gab es da, und Pasteten, und Fische, Nudeln, Grütze, Leber, Rindfleisch, und Eier, und Milch, und eine der Händlerinnen hatte sogar ein gebratenes Ferkel mitgebracht.

Auch Simonson stand, den Abmarsch der Abteilung erwartend, auf dem Hofe. Er trug eine Gutta-perchajacke und Gummigaloschen, die über den baumwollenen Strümpfen mit Schnüren befestigt waren; als Vegetarier strengster Richtung gebrauchte er nämlich keinen Gegenstand, der aus dem Fell eines getöteten Tieres gemacht war. Er stand an der Aufgangstreppe und schrieb soeben einen Gedanken, der ihm eingefallen war, in sein Notizbuch ein. „Wenn eine Bakterie,“ schrieb er, „den Menschen beobachten und nach seinem Fingernagel beurteilen würde, müßte sie ihn für ein anorganisches Gebilde halten. Ebenso haben auch wir die Erdkugel, indem wir lediglich die Kruste beobachteten, für

eine anorganische Masse erklärt. Das ist nicht richtig . . .“

Die Maslowa hatte Eier, ein Bund Brezeln, Fische und frisches Weizenbrot eingekauft. Sie brachte das alles in einem Sacke unter, während Maria Pawlowna mit der Hökerin abrechnete. Plötzlich ging eine Bewegung durch die Menge — alles schwieg still, und die Leute begannen, sich in Reihe und Glied zu stellen. Der Offizier kam heraus und traf seine letzten Anordnungen für den Aufbruch.

Alles wickelte sich in der gewohnten Weise ab: die Gefangenen wurden gezählt, die Fußfesseln auf ihre Unversehrtheit untersucht und die Paare der mit Handschellen Gehenden zusammengestellt. Da ertönte plötzlich das zornige Schreien des Offiziers und das Weinen eines Kindes. Alles verstummte für einen Augenblick, dann durchlief ein dumpfes Gemurmel den ganzen Haufen. Die Maslowa und Maria Pawlowna näherten sich der Stelle, von der der Lärm herkam.

2.

Als Maria Pawlowna und Katjuscha dahin gelangten, woher der Lärm ertönte, sahen sie eine höchst aufregende Szene. Der Offizier, ein untergesetzter Mensch mit starkem blondem Schnurrbart, rieb sich stirnrunzelnd mit der linken Hand die Innenfläche seiner Rechten, mit der er soeben einen Schlag gegen das Gesicht eines Arrestanten geführt hatte, und erging sich dabei in einer Flut von

Schimpfworten. Vor ihm stand ein langer, magerer Arrestant mit halbrasiertem Schädel, im kurzen Arrestantenrock und noch kürzeren Beinkleidern. Er wischte sich mit der Hand das Blut vom Gesichte, während er ein in ein Tuch gewickeltes, durchdringend schreiendes kleines Mädchen in dem andern Arme hielt.

„Ich will dich lehren, hier zu widersprechen!“ schrie der Offizier — „das Kind kommt zu den Weibern, und du kriegst die Handschellen an!“

Der Arrestant war ein von Gemeindewegen Verschickter, dessen Frau in Tomsk am Typhus gestorben war, und der nun sein verwaistes kleines Mädchen ganz allein auf den Armen weitergetragen hatte. Der Offizier hatte nun angeordnet, daß er Handschellen bekommen sollte, und die Bemerkung des Arrestanten, daß er mit Handschellen das Kind nicht tragen könne, hatte ihn so gereizt, daß er den Widersprechenden ohne weiteres ins Gesicht schlug.

Vor dem Geschlagenen stand ein Eskortesoldat und ein anderer, stämmiger, schwarzbärtiger Arrestant, dem bereits die Fessel an die Hand gelegt war, und der nun mit einem finsternen Blick auf den Offizier erwartete, daß der Arrestant mit dem Mädchen an ihn angeschmiedet würde. Der Offizier wiederholte seinen Befehl an den Eskortesoldaten, das kleine Mädchen dem Arrestanten wegzunehmen. Immer lauter ertönte das Murren in den Reihen der Gefangenen.

„Von Tomsk an ist er so gegangen, ohne daß man ihm die Eisen anlegte,“ ertönte eine heisere Stimme in den hinteren Reihen.

„Es ist doch ein Kind, und kein junger Hund!“

„Wo soll er denn das kleine Ding lassen?“

„Das ist gegen alles Gesetz,“ sagte noch jemand.

„Wer sagt das?“ schrie der Offizier, wie von einer Wespe gestochen. „Ich will euch das Gesetz beibringen! Wer hat das eben gesagt? Du? Du?“

„Alle sagen es, weil das nämlich . . .“ sagte ein untersetzter Gefangener mit breitem Gesichte.

Er hatte noch nicht Zeit gehabt, den Satz zu Ende zu sprechen, als der Offizier mit beiden Fäusten auf sein Gesicht loszuschlagen begann.

„Was? Meutern wollt ihr? Ich will euch das Meutern lehren! Totschießen lasse ich euch alle wie die Hunde! Da, nimm ihm den Balg ab!“

Die Menge verhielt sich still. Einer der Eskortesoldaten entriß dem Arrestanten das verzweifelt schreiende Mädchen, während ein zweiter ihm, der jetzt gehorsam seine Hand hinhielt, die Fessel anlegte.

„Trag's zu den Weibern hin!“ schrie der Offizier, während er das Portepees seines Säbels in Ordnung brachte.

Das kleine Mädchen suchte die Ärmchen von dem es umhüllenden Tuche zu befreien und schrie dabei unaufhörlich, daß es ganz purpurrot im Gesicht ward.

Maria Pawlowna trat aus der Menge hervor und ging an den Offizier heran.

„Gestatten Sie, Herr Offizier, daß ich das Mädchen trage?“

Der Soldat, der das Mädchen trug, machte Halt.

„Wer bist du?“ fragte der Offizier Maria Pawlowna.

„Ich bin eine Politische.“

Das hübsche Gesicht Maria Pawlownas mit den schönen, großen Augen, das dem Offizier schon bei der Übernahme aufgefallen war, verfehlte anscheinend seine Wirkung nicht. Er sah sie schweigend an und schien irgend etwas zu überlegen.

„Meinetwegen tragen Sie es. Sie haben gut mitleidig sein mit dieser Gesellschaft — wen trifft aber die Verantwortung, wenn solch ein Bursche wegläuft?“

„Wie kann er denn mit dem kleinen Mädchen weglaufen?“ sagte Maria Pawlowna.

„Ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten. Nehmen Sie es, wenn Sie wollen.“

„Soll ich es ihr geben?“ fragte der Eskortesoldat.

„Ja, gib es.“

„Komm zu mir,“ sagte Maria Pawlowna und suchte die Kleine an sich zu locken.

Doch das Kind strebte vom Arme des Soldaten nur zum Vater hin, es schrie und schrie und wollte um keinen Preis zu Maria Pawlowna gehen.

„Warten Sie, Maria Pawlowna, zu mir wird sie gehen,“ sagte die Maslowa und holte eine Brezel aus dem Sacke.

Die Kleine kannte die Maslowa, und als sie jetzt ihr Gesicht und die Brezel sah, ging sie sogleich zu ihr.

Alles wurde still. Das Tor ward geöffnet, die Abteilung trat hinaus und stellte sich in Reihe und

Glied, die Eskortesoldaten zählten alle noch einmal durch, die Säcke wurden gepackt und auf die Wagen gelegt und die Schwachen ebendahin gebracht. Die Maslowa stellte sich mit dem kleinen Mädchen auf dem Arme zu den Frauen, neben Fedoßja. Simonson, der die Vorgänge während der ganzen Zeit aufmerksam verfolgt hatte, trat mit großen, festen Schritten auf den Offizier zu, der eben alle Anordnungen beendet hatte und sich gerade in seinen Wagen setzte.

„Sie haben schlecht gehandelt, Herr Offizier,“ sagte Simonson.

„Scheren Sie sich auf Ihren Platz, das ist nicht Ihre Sache.“

„Meine Sache ist es, Ihnen zu sagen, daß Sie schlecht gehandelt haben — und ich habe Ihnen das jetzt gesagt,“ versetzte Simonson und warf dem Offizier unter seinen dichten Brauen hervor einen durchdringenden Blick zu.

„Alles fertig? Abteilung — marsch!“ schrie der Offizier, ohne weiter auf Simonson zu achten, und stieg, sich auf die Schulter des Kutschers, eines Soldaten, stützend, in den Wagen. Die Abteilung setzte sich in Bewegung, zog sich auseinander und marschierte auf dem zu beiden Seiten mit Gräben versehenen, zerfahrenen Wege mitten durch den dichten Wald.

3.

Nach den sechs Jahren eines lasterhaften, üppigen, verweichlichenden Stadtlebens und dem zwei-monatigen Aufenthalt im Gefängnis, unter den Krimi-

nalverbrechern, erschien das Leben mit den Politischen trotz der Strapazen, die es mit sich brachte, der Maslowa doch sehr angenehm und erfreulich. Der tägliche Marsch von zwanzig bis dreißig Werst, bei guter Kost und einem Rasttage nach je zwei Tagemärschen, hatte sie körperlich sehr gekräftigt, und der Verkehr mit den neuen Kameraden eröffnete ihr neue Lebensinteressen, von denen sie bisher keine Vorstellung gehabt hatte. So „prächtige Leute“, wie sie sich ausdrückte, hatte sie bisher noch nicht kennengelernt. „Da habe ich nun geweint,“ sagte sie, „daß ich verurteilt worden bin, und ich muß ja Gott mein Lebtage dafür danken!“ Sie begriff die Beweggründe, welche diese Leute leiteten, und hatte als Kind des Volkes mit ihnen, die zwar selbst aus der Mitte der Herren stammten, aber doch so tapfer für das Volk eintraten, warme Sympathien.

Sie war von allen ihren neuen Kameraden entzückt. Am meisten aber schwärmte sie für Maria Pawlowna, ja sie schwärmte nicht nur für sie, sondern hegte für sie geradezu eine ehrerbietige, begeisterte Liebe. Es machte auf sie einen tiefen Eindruck, daß dieses schöne, aus einer reichen Generalsfamilie stammende Mädchen, das drei fremde Sprachen beherrschte, sich wie die einfachste Arbeiterin hielt, daß sie alles, was ihr reicher Bruder ihr schickte, an die andern verteilte, daß sie nicht nur einfach, sondern sogar ärmlich gekleidet ging und ihrem Äußeren gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Dieser Zug besonders — die völlige Abwesenheit jeder Koketterie — versetzte die Maslowa

in höchstes Erstaunen und Entzücken. Wohl wußte Maria Pawlowna, daß sie schön sei, und es war ihr auch angenehm, sich schön zu wissen, andererseits jedoch war sie über den Eindruck, den sie auf die Männer machte, nicht nur nicht erfreut, sondern fürchtete sich vielmehr davor und empfand aller Verliebtheit gegenüber geradezu Abscheu und Grauen. Ihre männlichen Kameraden wußten das, und wenn sie sich auch zu ihr hingezogen fühlten, so wagten sie doch nicht, es ihr zu zeigen, und verkehrten mit ihr ganz so wie mit einem männlichen Kameraden. Nicht selten kam es vor, daß unbekannte Männer gegen sie zudringlich wurden — da verließ sie sich aber, wie sie sagte, auf ihre ungewöhnliche Körperkraft, auf die sie nicht wenig stolz war. „Eines Tages,“ erzählte sie Katjuscha lachend, „hängte sich solch ein Herrchen auf der Straße an mich und war auf keine Weise loszuwerden. Da hab' ich ihn aber geschüttelt, daß er einen ganz gehörigen Schreck bekam und sich auf die Strümpfe machte.“

Sie erzählte Katjuscha, sie habe von Kindheit an einen Widerwillen gegen das Herrenleben empfunden und für das Leben der einfachen Leute geschwärmt. Man habe sie stets darum gescholten, daß sie sich immer im Mädchenzimmer, in der Küche oder im Stalle statt im Salon aufhielt.

„Und ich war gerade mit den Köchinnen und Kutschern so recht lustig, während ich mich mit unseren Herren und Damen immer langweilte,“ erzählte sie. „Und wie ich dann die Dinge richtig zu verstehen begann, da sah ich, daß unser Leben ein sehr schlimmes war. Eine Mutter hatte ich nicht

mehr, und den Vater liebte ich nicht; mit neunzehn Jahren verließ ich das Haus und trat mit einer Freundin zusammen als Arbeiterin in eine Fabrik ein.“

Später, nachdem sie die Fabrik verlassen, lebte sie bei den Bauern im Dorfe, zog dann in die Stadt und wurde in einer Wohnung, in der sich eine Geheimdruckerei befand, gelegentlich einer Haus-suchung verhaftet. Maria Pawlowna erzählte selbst nie davon, von den andern jedoch erfuhr Katjuscha, sie sei darum zu Zwangsarbeit verurteilt worden, weil sie die Schuld eines andern, der bei jener Haus-suchung auf die Polizei geschossen hatte, auf sich genommen habe.

Seit Katjuscha Maria Pawlowna kennengelernt hatte, hatte sie gesehen, daß diese in allen Lagen und Verhältnissen nie an sich dachte, sondern immer nur darauf sann, wie sie andern dienen und, ob in großen oder kleinen Dingen, helfen könnte. Einer ihrer jetzigen Genossen namens Nowodworow hatte im Scherz von ihr gesagt, daß sie den „Sport des Wohltuns“ betreibe. Und das entsprach in der Tat der Wahrheit. Wie der Jäger dem Wilde nachspürt, so war ihr ganzes Lebensinteresse darauf gerichtet, immer neue Gelegenheiten auszuspüren, um den Mitmenschen zu dienen. Und dieser Sport war ihr zur Gewohnheit, zur Aufgabe ihres Lebens geworden. Sie widmete sich dieser Aufgabe auf so natürliche Weise, daß alle, die sie kannten, ihre Hilfeleistungen nicht als etwas Besonderes schätzten, sondern sie einfach als selbstverständlich beanspruchten.

Als die Maslowa zu den Politischen kam, empfand Maria Pawlowna ihr gegenüber eine starke Abneigung, ja geradezu einen Widerwillen, der Katjuscha nicht entging. Sehr bald jedoch bemerkte sie, daß Maria Pawlowna diese Empfindung in sich zu bekämpfen suchte und sich ganz besonders gut und freundlich gegen sie verhielt. Und die Güte und Freundlichkeit eines so ungewöhnlichen Wesens rührte die Maslowa so sehr, daß sie sich ihr mit ganzer Seele hingab, sich unbewußt ihre Ansichten aneignete und sie unwillkürlich in allem nachahmte. Diese Ergebenheit und Liebe machte auf Maria Pawlowna einen großen Eindruck, und auch sie gewann Katjuscha aufrichtig lieb.

Ein besonderes Band zwischen diesen beiden Frauen bildete die Abneigung, die sie beide gegen die grob sinnliche Liebe hatten. Die eine haßte diese Liebe darum, weil sie alle ihre Schrecken kennengelernt hatte; die andere darum, weil sie, ohne sie kennengelernt zu haben, in ihr gleichsam instinktiv etwas ihr Unfaßbares, Abstoßendes, die menschliche Würde Beleidigendes erblickte.

4.

Maria Pawlowna war die eine Persönlichkeit, die auf die Maslowa Einfluß gewonnen hatte, und zwar beruhte dieser Einfluß darauf, daß die Maslowa Maria Pawlowna lieb gewonnen hatte. Die zweite Persönlichkeit, die auf sie wirkte, war Simonson — dessen Einfluß aber beruhte umgekehrt darauf, daß

er selbst für die Maslowa eine Neigung gefaßt hatte. — Alle Menschen leben und handeln teils nach ihren eigenen Gedanken, teils nach den Gedanken anderer Menschen. Das Verhältnis, in dem die Menschen nach ihren eigenen Gedanken oder nach den Gedanken anderer Menschen handeln, bildet eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale zwischen ihnen. Die einen bedienen sich ihrer eigenen Gedanken vorwiegend als eines geistigen Spielzeugs, hantieren mit ihrem Verstande wie mit einem Schwungrad, von dem der Treibriemen abgenommen ist, und unterwerfen sich bei ihren Handlungen fremden Gedanken — dem Brauche, der Überlieferung, den Gesetzen. Bei anderen wieder sind ihre eigenen Gedanken die Haupttriebkraft ihrer Tätigkeit, sie hören fast immer auf die Forderungen ihrer Vernunft und unterwerfen sich ihr, und nur selten folgen sie, und dann erst nach sorgfältiger kritischer Erwägung, dem, was andere beschlossen haben. Solch ein Mensch war Simonson — er prüfte und entschied alles nach Maßgabe seiner Vernunft und handelte stets nach seiner eigenen Entscheidung.

Bereits als Gymnasiast hatte er entschieden, daß das von seinem Vater, einem ehemaligen Intendanturbeamten, erworbene Vermögen auf unredliche Art erworben sei, und er erklärte dem Vater, daß er dieses Vermögen dem Volke zurückgeben müsse. Als der Vater ihm nicht nur nicht gehorchte, sondern ihn obendrein gehörig ausschalt, verließ er das Vaterhaus und nahm keine Subsistenzmittel mehr von seinem Vater an. Nachdem er dann später, als Student, entschieden hatte, daß alles bestehende

Übel von der Unbildung des Volkes herrühre, trat er zur revolutionären Partei der „Narodniki“ über, ging als Lehrer aufs Dorf, verkündete voll Kühnheit seinen Schülern und den Bauern alles das, was er für gerecht hielt, und bekämpfte, was er für ungerecht hielt.

Er wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Während der Gerichtsverhandlung entschied er, daß die Richter kein Recht hätten, über ihn zu Gericht zu sitzen, und er sprach das offen in der Verhandlung aus. Als nun die Richter sich nicht zu seiner Auffassung bekehren wollten, sondern in der Verhandlung fortführen, entschied er, daß er nicht mehr antworten werde, und schwieg auf alle ihre Fragen. Er wurde ins Gouvernement Archangel verschickt. Dort bildete er sich seine besondere Religionslehre, nach der er seine gesamte Tätigkeit bestimmte. Diese Religionslehre bestand darin, daß alles in der Welt lebendig sei, daß es nichts Totes gebe, daß alle Dinge, die wir für tot, für anorganisch halten, in Wirklichkeit nur Teile eines ungeheuren organischen Körpers seien, den wir nur nicht fassen können, und daß daher die Aufgabe des Menschen, als eines Teilchens dieses Organismus, in der Erhaltung des Lebens dieses Organismus und aller seiner lebendigen Teile bestehe. Und darum betrachtete er es als ein Verbrechen, Lebendiges zu vernichten: er war gegen den Krieg, gegen die Todesstrafe, gegen jede Art der Tötung nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren. Bezüglich der Ehe hatte er gleichfalls seine eigene Theorie, die darauf hinauslief, daß die Fortpflanzung nur eine niedrige Funktion des

Menschen sei, seine höhere Funktion bestehe darin, dem schon existierenden Lebendigen zu dienen. Eine Bestätigung dieses Gedankens fand er in dem Vorhandensein der Phagocyten, Freßzellen, im Blute. Nach seiner Meinung waren die unverheirateten Menschen ebensolche Phagocyten, deren Bestimmung es war, den schwachen, kranken Teilen des Organismus Hilfe zu leisten. Seit er dies entschieden, lebte er, als Unverheirateter, auch dementsprechend, obschon er früher, als Jüngling, sich dem Laster nicht ferngehalten hatte. Er sah in sich selbst, wie auch in Maria Pawlowna, solche Phagocyten der Gesellschaft.

Seine Liebe zu Katjuscha stand zu dieser Theorie nicht im Widerspruch, da er sie platonisch liebte, ja er meinte sogar, daß eine solche Liebe seine auf die Unterstützung der Schwachen gerichtete Tätigkeit nicht nur nicht behindere, sondern vielmehr ansporne.

Aber nicht nur die sittlichen, sondern auch die meisten praktischen Fragen entschied er auf seine eigene Weise. Er hatte für alle praktischen Angelegenheiten seine eigenen Theorien: er hatte seine Regeln, wie viel Stunden der Mensch arbeiten und wieviel er ruhen müsse, wie er sich nähren und kleiden solle, wie die Öfen zu heizen und die Zimmer zu beleuchten sind.

Bei alledem war Simonson im Verkehr mit andern überaus schüchtern und bescheiden. Hatte er jedoch eine Sache einmal entschieden, dann konnte ihn nichts in seinem Handeln beeinflussen.

Dieser Mensch nun hatte dadurch, daß er die

Maslowa liebte ihn, einen entscheidenden Einfluß auf sie gewonnen. Sie hatte mit weiblichem Instinkt es sehr bald erraten, welche Gefühle er für sie empfand, und das Bewußtsein, daß sie in einem so ungewöhnlichen Menschen Liebe erwecken konnte, hatte sie in ihrer eigenen Meinung sehr gehoben. Nechljudow hatte ihr die Ehe aus Großmut angeboten, und um der Beziehungen willen, die früher zwischen ihnen bestanden hatten; Simonson aber liebte sie so, wie sie jetzt war, liebte sie einfach darum, weil er sie liebte. Sie fühlte überdies, daß Simonson sie für eine ungewöhnliche, über alle andern emporragende Frau von besonders hohen sittlichen Eigenschaften hielt. Sie wußte nicht recht, was für Eigenschaften er ihr zuschrieb, um ihn jedoch nicht zu enttäuschen, war sie aus allen Kräften bemüht, in sich die allerbesten Eigenschaften, die sie nur irgend sich vorstellen konnte, zur Entfaltung zu bringen. Und das war ihr ein Ansporn, so gut zu sein, wie sie nur irgend zu sein vermochte.

Diese Beziehungen zwischen ihnen hatten bereits im Gefängnis begonnen, als sie bei der allgemeinen Zusammenkunft der Politischen bemerkt hatte, wie Simonsons unschuldige, gute, dunkelblaue Augen unter der vorspringenden Stirn und den starkgewölbten Augenbrauen hervor immer wieder mit auffallender Hartnäckigkeit sich ihr zuwandten. Damals bereits war ihr aufgefallen, daß dieser eigentümliche Mensch sie auf ganz besondere Art ansah, und die auffallende Vereinigung der rauhen Strenge, die in dem hoch emporgestäubten Haar und den finstren Brauen zum Ausdruck zu kommen schien,

mit der kindlichen Güte und Unschuld seines Blickes war ihr nicht entgangen. Als sie dann in Tomsk zu den Politischen übergeführt wurde, bekam sie ihn wieder zu sehen. Und obschon sie noch kein Wort miteinander gesprochen hatten, sagte doch der Blick, den sie miteinander wechselten, ihnen beiden, daß sie für einander von Bedeutung seien. Auch fernerhin gab es zwischen ihnen weiter keine ausführlicheren Gespräche, doch merkte die Maslowa, daß, wenn er in ihrer Gegenwart mit jemandem sprach, seine Rede stets an sie gerichtet war, und daß er, um von ihr verstanden zu werden, sich bemühte, alles, was er sagte, so deutlich wie möglich auszudrücken. Ganz besonders nahe aber traten sie einander von dem Augenblick an, da er zu Fuß mit den Kriminalverbrechern ging, vor denen er nichts voraushaben wollte.

5.

Von Nischnij bis Perm war es Nechljudow nur zweimal gelungen, Katjuscha zu sehen: das eine Mal in Nischnij, bevor die Gefangenen auf der mit einem Drahtnetz umspannten Barke eingeschifft wurden, und das zweite Mal in Perm, im Bureau des Gefängnisses. Bei beiden Zusammenkünften hatte er sie verschlossen und unfreundlich gefunden. Auf seine Fragen, ob es ihr gut gehe, und ob sie nicht irgend etwas brauche, hatte sie ausweichend, befangen und in jenem, wie er meinte, vorwurfsvoll-feindseligen Tone geantwortet, der ihm auch früher

schon bei ihr aufgefallen war. Ihre gedrückte Stimmung, die in Wirklichkeit nur in den ewigen Belästigungen durch die Männer ihren Grund hatte, beunruhigte Nechljudow in hohem Maße. Er fürchtete, daß sie unter der Einwirkung all der widerwärtigen, in sittlicher Beziehung verderblich wirkenden Umstände, unter denen sie reiste, leicht wieder in ihren früheren Zustand des Zwiespalts mit sich selbst und der Verzweiflung zurückfallen könnte, in dem sie sich von Zorn gegen ihn hinreißen ließ und, um sich zu betäuben, zu Branntwein und Tabak ihre Zuflucht nahm.

Er konnte ihr nun in dieser Hinsicht auf keine Weise beistehen, da er während dieser ganzen ersten Zeit der Reise keine Möglichkeit fand, sie zu sehen. Erst nachdem sie zu den Politischen übergeführt worden war, konnte er sich nicht nur davon überzeugen, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen, sondern im Gegenteil die Beobachtung machen, daß die innere Wandlung ihres Wesens, die er so lebhaft ersehnte, bei jeder neuen Zusammenkunft weiter und weiter vorgeschritten war. Als er in Tomsk mit ihr zusammentraf, war sie wieder ganz dieselbe geworden, die sie vor der Abreise gewesen. Sie war nicht verschlossen und verlegen, als sie ihn erblickte, sondern empfing ihn vielmehr in freudiger, aufrichtig-heiterer Stimmung und dankte ihm für das, was er für sie getan, namentlich dafür, daß er sie mit den Leuten zusammengebracht hätte, unter denen sie jetzt lebte.

Nach zweimonatiger Dauer des Etappenmarches kam die Umwandlung, die sich in ihr voll-

zogen hatte, auch in ihrem Äußern zum Ausdruck. Sie war magerer geworden, ihr Teint war dunkler, und sie erschien jetzt ein wenig älter; an den Schläfen und um den Mund zeigten sich kleine Falten; sie trug ihr Haar nicht mehr in die Stirn gekämmt, sondern pflegte ein Tuch um den Kopf zu tragen, und in ihrer Kleidung, ihrer Frisur, ihrem Benehmen fehlten die früheren Anzeichen von Koketterie. Und diese Wandlung, die sich in ihr vollzogen, rief in Nechljudow immer wieder ein freudiges Empfinden hervor.

Er hatte jetzt gegen sie ein Gefühl, das er früher nie gekannt hatte. Dieses Gefühl hatte nichts gemein mit jener ersten poetischen Neigung, noch weniger mit der sinnlichen Verliebtheit, die er später empfunden, noch auch mit dem selbstgefälligen Gefühl der Pflichterfüllung, das ihn damals, nach der Verhandlung, beseelte, als er den Entschluß faßte, sie zu heiraten. Es war vielmehr dasselbe schlichte Gefühl des Mitleids und der Rührung, das er zum erstenmal bei der Zusammenkunft mit ihr im Gefängnis gehabt, und das dann mit neuer Kraft nach ihrem Aufenthalt im Krankenhause sich geltend gemacht hatte, als er, seinen Abscheu überwindend, ihr die vermeintliche Verfehlung mit dem Feldscher, über deren Nichtvorhandensein er erst später Aufklärung erhielt, verziehen hatte; es war ganz genau dasselbe Gefühl, nur daß es damals vorübergehend gewesen, während es jetzt einen dauernden Charakter annahm. Woran er jetzt auch denken, was er auch tun mochte, seine allgemeine Stimmung erhielt von diesem Gefühl des Mitleids und der Rührung, nicht

nur für Katjuscha, sondern überhaupt für alle Menschen, ihren Grundton.

Dieses Gefühl hatte in Nechljudows Seele gleichsam jenem Strome der Liebe den Weg gebahnt, der früher keinen Ausweg gefunden hatte, jetzt aber sich allen Menschen zuwandte, denen er begegnete. Während der ganzen Dauer der Reise befand er sich in einem angeregten Zustande, der ihn unbewußt antrieb, gegen alle Menschen, vom Fuhrmann und Eskortesoldaten bis zum Gefängnisinspektor und Gouverneur, kurz gegen alle, mit denen er zu tun hatte, teilnehmend und rücksichtsvoll zu sein.

Infolge der Überführung der Maslowa zu den Politischen hatte Nechljudow in dieser Zeit Gelegenheit gefunden, sich mit verschiedenen Politischen bekannt zu machen, zuerst in Jekaterinburg, wo sie alle zusammen in einer großen Zelle hausten und sehr frei gehalten wurden, und dann unterwegs, wo er mit der aus fünf Männern und vier Frauen bestehenden Gruppe, der die Maslowa beigesellt war, in näheren Verkehr trat.

Diese nähere Bekanntschaft änderte die Ansicht Nechljudows über die politischen Verbannten von Grund auf.

Nechljudow hatte den Revolutionären gegenüber bisher ein wenig wohlwollendes, ja geringschätziges Urteil gehabt. Die Heimlichkeit der Mittel, die sie in ihrem Kampfe anwandten, die grausamen Bluttaten, die sie verübten, und der große Eigendünkel, der bei ihnen zu Tage trat, stießen ihn ab. Bei näherer Bekanntschaft jedoch wurde ihm vieles in ihrem Wesen verständlich. Den Krimi-

nalverbrechern gegenüber wurde doch immer noch ein gewisser Schein der Gesetzmäßigkeit beobachtet, in den Angelegenheiten der Politischen jedoch wurde nicht einmal dieser Schein gewahrt. Man behandelte sie wie die Fische beim Fange mit dem Zugnetz: alles, was hineingeriet, wurde ans Ufer gezogen, und die großen Fische, die man brauchte, wurden herausgesucht, um die kleinen aber kümmerte man sich nicht weiter, man ließ sie einfach verderben. Jahrelang hielt man häufig diese Leute im Gefängnis, sie wurden dort schwindsüchtig, verloren den Verstand oder begingen Selbstmord; ohne besonderen Anlaß hielt man sie im Gefängnis fest, wo sie immer zur Hand waren, wenn man irgendeine Aufklärung oder Auskunft brauchte. Das Schicksal aller dieser Leute hing ganz von der Willkür irgendeines Gendarmerie- oder Polizeioffiziers, eines Geheimagenten, eines Staatsanwalts, Untersuchungsrichters, Gouverneurs oder Ministers ab. In willkürlicher Weise wurden sie in Einzelhaft gebracht oder ans Ende der Welt verschickt, zu Zwangsarbeit oder zum Tode verurteilt — oder auch, wenn sich ein Fürsprecher für sie fand, in Freiheit gesetzt.

Sie wurden wie der Feind im Kriege behandelt, und sie wandten dieselben Mittel an, die gegen sie gebraucht wurden. Und wie die Krieger stets in einer Atmosphäre leben, in der die von ihnen begangenen Handlungen nicht nur nicht als frevelhaft, sondern sogar als kühn und tapfer gelten, so waren auch die Politischen innerhalb ihrer Kreise von solch einer Atmosphäre umgeben, in der die von ihnen begangenen Grausamkeiten nicht nur nicht als böse,

sondern als Heldentaten angesehen wurden. Leute vom sanftesten Charakter, die niemandem sonst ein Leid zufügten, ja niemanden leiden sehen konnten, bereiteten sich ruhig auf die Tötung von Menschen vor, und betrachteten unter Umständen den Mord als erlaubtes Mittel zur Selbstverteidigung wie zur Erreichung ihrer politischen Ziele. Und wenn sie von ihrer Sache, folglich auch von sich selbst, eine hohe Meinung hatten, so war dies nur eine natürliche Folge der Bedeutung, die ihnen die Regierung beilegte, und der Grausamkeit, mit der sie sie verfolgte.

Als Nechljudow jetzt diese Leute näher kennenlernte, überzeugte er sich davon, daß es durchaus nicht lauter Bösewichte waren, wie man sich sie vielfach vorstellte, aber auch nicht lauter Helden, wofür verschiedene ihre Parteigenossen sie hielten, sondern daß es einfach Menschen waren wie alle andern, unter denen sich gute, böse und uninteressante Durchschnittsmenschen befanden. Es waren unter ihnen solche, die revolutionär gesinnt waren, weil sie es für ihre Pflicht hielten, die bestehenden Übelstände zu bekämpfen, doch waren auch solche darunter, die bei der Sache von egoistischen, ehrgeizigen Motiven bestimmt wurden; die Mehrzahl aber war in dieses Lager durch Gefühle hineingetrieben worden, die auch Nechljudow von seiner Teilnahme am Kriege her kannte: von dem Drange nach Gefahren, nach kecken Wagnissen, und der Lust, das eigne Leben aufs Spiel zu setzen — von Gefühlen also, wie sie überall und zu allen Zeiten dem Tatendrange der Jugend entsprechen. Die For-

derungen der Moral waren bei diesen Leuten zumeist höher, als sie sonst zu sein pflegen. Enthaltbarkeit, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit und vor allem die stete Bereitschaft, sich für die allgemeine Sache zu opfern, galten bei ihnen als Pflicht. Darum standen auch diejenigen unter ihnen, die über das sittliche Durchschnittsniveau der Gesellschaft emporragten, weit höher als dieses, während diejenigen, die unter dem Durchschnittsniveau waren, angesichts der hohen Forderungen, die an sie gestellt wurden, tief unter diesem Niveau zu stehen schienen und sich als unaufrichtige, verheuchelte, zugleich aber selbstbewußte und hochmütige Menschen darstellten. Und während Nechljudow verschiedenen seiner neuen Bekannten gegenüber mehr als gleichgültig blieb, faßte er zu ändern eine aufrichtige, herzliche Zuneigung.

Ganz besonders hatte Nechljudow einen zu Zwangsarbeit verurteilten jungen Mann namens Krylow lieb gewonnen, der zu derselben Gruppe gehörte, der auch Katjuscha zugeteilt worden war. Nechljudow hatte ihn noch in Jekaterinburg kennengelernt, ihn dann unterwegs mehrmals gesehen und sich mit ihm eingehend unterhalten. Einmal, noch im Sommer, hatte Nechljudow auf einer Etappe einen ganzen Rasttag mit ihm zugebracht, und Krylow hatte ihm seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Bis zu seiner Verhaftung war diese Geschichte sehr kurz gewesen. Sein Vater, ein reicher Gutsbesitzer in einem südlichen Gouvernement, war gestorben, als Krylow noch ein Kind war. Er war der einzige Sohn und wurde von seiner Mutter erzogen. Er war

im Gymnasium wie auf der Universität sehr rasch fortgekommen und hatte als erster Kandidat der mathematischen Fakultät den Kursus absolviert. Man hatte ihm den Vorschlag gemacht, sich der Universitätslaufbahn zu widmen und zur weiteren Ausbildung ins Ausland zu reisen. Er zögerte jedoch — er hatte ein Mädchen liebgewonnen und dachte daran, sich zu verheiraten und sich in der ländlichen Selbstverwaltung ein Tätigkeitsgebiet zu suchen. Er hegte alle möglichen Pläne und konnte keinen rechten Entschluß fassen. Gerade um jene Zeit baten seine Universitätsfreunde ihn um Geld für einen „allgemeinen Zweck“. Er wußte, daß dieser allgemeine Zweck die revolutionäre Sache war, für die er sich damals gar nicht interessierte, doch aus reinem Kameradschaftsgefühl, und damit man ihn nicht etwa für einen Feigling halte, gab er das Geld her. Diejenigen, die es bekommen hatten, fielen der Polizei in die Hände; man fand einen Zettel, auf dem Krylow als der Spender des Geldes angegeben war, und er wurde verhaftet und ins Gefängnis gesperrt.

„In dem Gefängnis, in das man mich eingesperrt hatte,“ erzählte Krylow dem ihm zuhörenden Nechljudow, „ging es nicht sehr streng zu, wir konnten uns durch Klopfen verständigen, konnten miteinander sprechen und sogar des Abends im Chor singen. Meine Zellennachbarn waren ein Pole namens Losinskij und ein Jude Rosowskij. Sie hatten polnische Proklamationen verbreitet und saßen in Untersuchung, weil sie versucht hatten, ihren Transporteuren zu entfliehen, als sie nach dem Bahnhof

geführt wurden. Rosowskij war noch fast ein Knabe — er sagte zwar, er sei siebzehn Jahre alt, sah jedoch so aus, als sei er erst fünfzehn. Er war mager und klein, hatte glänzende schwarze Augen und war, wie alle Juden, sehr musikalisch. Beide wurden damals, während meiner Anwesenheit im Gefängnis, vor Gericht gestellt. Am Morgen wurden sie hingeführt, und am Abend kehrten sie zurück und erzählten, sie seien zum Tode verurteilt. Niemand hatte das erwartet, so gering war ihr Vergehen gewesen — und dann war ja Rosowskij noch fast ein Kind. es schien ganz unnatürlich, daß er hingerichtet werden sollte. Wir waren alle der Meinung, es sei nur ein Schreckschuß, das Urteil würde nicht bestätigt werden. Wir waren eine Zeitlang aufgereggt über die Sache, beruhigten uns aber bald und dachten kaum noch daran. Da kam eines Abends der Aufseher an meine Tür und erzählte mir geheimnisvoll, es seien Zimmerleute gekommen, die einen Galgen aufrichteten. Ich verstand erst nicht, um was es sich handelte. „Was für ein Galgen?“ fragte ich. Aber der Aufseher, ein alter Mann, war so aufgereggt, daß ich bei seinem Anblick sogleich begriff, der Galgen sei für meine beiden Zellennachbarn bestimmt. Ich wollte mich durch Klopfen mit den Kameraden verständigen und die Sache besprechen, doch fürchtete ich, daß die beiden uns hören könnten. Auch die Kameraden schwiegen — anscheinend wußten alle, was vorging. Im Korridor und in den Zellen war es an diesem Abend totenstill, wir klopfen und sangen nicht, wie sonst.

„Gegen zehn Uhr kam der Aufseher wieder zu

mir und erzählte, der Henker sei aus Moskau angekommen. Ohne ein Wort weiter zu sagen, ging er weg. Ich rief ihm nach, er möchte zurückkommen — da hörte ich plötzlich, wie Rosowskij mir aus seiner Zelle über den Korridor hinweg zurief: „Was ist denn los? Warum rufen Sie ihn?“ Ich sagte, er habe mir Tabak gebracht, doch er schien etwas zu ahnen und fragte mich, warum wir den ganzen Abend weder gesungen noch geklopft hätten. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagte, doch suchte ich eilig fortzukommen, um nicht mit ihm sprechen zu müssen. Es war eine schreckliche Nacht, ich lag schlaflos da und horchte auf alle Laute, die sich regten. Gegen Morgen hörte ich plötzlich, wie die Korridortür geöffnet wurde und eine Anzahl Menschen eintrat. Ich trat an das Guckloch in der Tür: als erster ging, wie ich beim Scheine der Korridorlampe sah, der Gefängnisinspektor vorüber. Er, der sonst so selbstbewußt und bestimmt auftrat, ging bleich, mit gesenktem Kopfe, wie sprachlos vom Schreck, daher. Hinter ihm kam der Hilfsinspektor, mit finsterner, verbissener Miene; dann folgten die Wachtmannschaften. Sie gingen an meiner Tür vorüber und machten vor der Nachbarzelle Halt. Der Hilfsinspektor ruft laut, mit seltsam klingender Stimme: „Losinskij, stehen Sie auf! Ziehen Sie reine Wäsche an!“ Dann hörte ich, wie die Tür kreischte, und wie Losinskij aus seiner Zelle trat. Ich konnte nur den Inspektor sehen. Er stand ganz blaß da und knöpfte einen Knopf an seiner Uniform immer wieder auf und zu. Und plötzlich erschrak er und trat zur Seite: Losinskij ging an ihm

vorüber und kam an meine Tür. Er war ein schöner Jüngling, von jenem sympathischen polnischen Typus — mit breiter, hoher Stirn, vollem, lockigem, blondem Haar und schönen blauen Augen. So recht ein frischer, blühender Jüngling war er. Er blieb vor dem Guckloch in meinem Fenster stehen, so daß ich sein Gesicht deutlich sehen konnte. Er sah entsetzlich aus — ganz aschgrau und eingefallen. ‚Krylzew,‘ sagte er — ‚haben Sie eine Zigarette?‘ Ich wollte sie ihm hinausreichen, aber der Hilfsinspektor zog rasch, als ob er sich zu verspäten fürchtete, seine eigene Zigarettendose heraus und reichte sie ihm. Losinskij nahm eine Zigarette heraus, und der Hilfsinspektor gab ihm Feuer. Er begann zu rauchen und versank in Nachdenken. Dann schien er sich an etwas zu erinnern und sagte: ‚Es ist grausam, ungerecht . . . Ich habe nichts verbrochen, ich . . .‘ In seinem weißen Halse, von dem ich meinen Blick nicht abwenden konnte, begann etwas zu kluckern, und er konnte nicht weiterprechen. In diesem Augenblick hörte ich, wie Rosowskij mit seiner hohen, brüchigen Knabenstimme irgend etwas rief. Losinskij warf den Zigarettenstummel weg und trat von dem Fensterchen in meiner Tür zurück, in dem nun Rosowskij sichtbar wurde. Sein jugendliches Gesicht mit den feuchten schwarzen Augen war ganz rot, und der Schweiß war ihm aus den Poren getreten. Auch er hatte reines Zeug angezogen; die Beinkleider waren ihm zu weit, und er mußte sie immer wieder mit beiden Händen hinaufziehen, wobei er an allen Gliedern zitterte. Er näherte sein klägliches Gesicht meinem

Fensterchen und sagte: „Anatolij Petrowitsch — nicht wahr, der Arzt hat mir doch Brusttee verschrieben? Ich bin krank, ich möchte noch einmal Brusttee trinken!“ Niemand antwortete ihm, und er sah fragend bald auf mich, bald auf den Inspektor. Bis jetzt weiß ich nicht, was seine Worte bedeuteten. Der Hilfsinspektor setzte plötzlich ein strenges Gesicht auf und rief mit schriller Stimme: „Was sind das für Scherze? Vorwärts!“ Rosowskij begriff offenbar nicht, was ihn erwartete — er ging, fast im Laufschrift, den Korridor entlang, allen voran, als ob er es eilig hätte. Dann aber widersetzte er sich plötzlich — ich hörte seine kreischende Stimme und sein Weinen, dazwischen ein Lärmen und Stampfen. Immer weiter und weiter entfernte sich das Lärmen, dann rasselte die Korridortür, und es wurde still. Man hat sie wirklich beide gehängt. Ein Aufseher, der es mit angesehen, erzählte mir, daß Losinskij gar keinen Widerstand geleistet habe, während Rosowskij lange Zeit um sich schlug, so daß er schließlich zum Galgen geschleppt und sein Kopf mit Gewalt in die Schlinge gesteckt wurde. „Und da sagt man immer, es sei so schrecklich,“ meinte dieser Aufseher, ein ausgemachter Dummkopf — „aber das ist es gar nicht: wie sie erst hingen, machten sie nur zweimal mit den Schultern so“ — er zeigte, wie die Schultern krampfhaft auf und nieder gingen — „und dann zog der Henker einmal an, damit die Schlingen sich mehr zusammenzögen, und fertig war die Sache, sie zuckten nicht mehr.“

„Gar nicht schrecklich war's!“ wiederholte Kryl-

zow die Worte des Aufsehers und versuchte zu lächeln, brach aber statt dessen in ein Schluchzen aus. „Seit jener Zeit wurde ich Revolutionär,“ sagte er, als er sich wieder beruhigt hatte. Er schloß sich, als er aus dem Gefängnis entkommen war, der Gruppe der Terroristen an und machte in deren Interesse große Reisen nach Petersburg, Kiew, Odessa und nach dem Ausland — bis er, durch einen Verräter aus den eigenen Reihen der Polizei überliefert, von neuem ins Gefängnis gesperrt und zum Tode verurteilt wurde. Er wurde nachträglich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt, doch hatte er im Gefängnis die Schwindsucht bekommen, und es blieben ihm augenscheinlich unter den Verhältnissen, in denen er jetzt lebte, nur noch wenige Monate zu leben übrig. Krylzew kannte seinen Zustand und war über das, was ihm bevorstand, nicht im Zweifel. Die Bekanntschaft mit ihm vermittelte Nechljudow manche Aufklärung über verschiedene Fragen, die ihm früher unverständlich gewesen waren.

6.

An jenem Tage, als der Zusammenstoß des Eskorteeoffiziers mit dem Vater des kleinen Mädchens erfolgte, hatte Nechljudow, der in einer Fuhrmannsherberge übernachtet hatte, sich erst spät erhoben und noch eine Anzahl Briefe geschrieben, die er von der Gouvernementsstadt aus absenden wollte. So war es gekommen, daß er die Herberge später verließ, als er es sonst gewöhnt war, und daß er

den Gefangenentransport nicht unterwegs überholte, wie es sonst zumeist geschehen war, sondern erst in der Dämmerung das Dorf erreichte, in dessen Nähe sich die Zwischenetappe befand. In dem Dorfe stieg Nechljudow gleichfalls in einer Herberge ab, die von einer älteren dicken Frau mit ungewöhnlich starkem weißem Halse, einer Witwe, gehalten wurde. Hier trocknete er zunächst seine Kleider, trank in dem sauberen, mit zahlreichen frommen und weltlichen Bildern geschmückten Zimmer den Tee und begab sich dann eilig nach dem Etappenhofe, um von dem kommandierenden Offizier die Erlaubnis zu einer Zusammenkunft mit der Maslowa zu erbitten.

Auf den sechs vorhergehenden Etappen hatten die Offiziere der Eskorte, so oft sie auch wechselten, einmütig Nechljudow den Zutritt zu den Etappenräumen verweigert, so daß er Katjuscha über eine Woche nicht gesehen hatte. Diese Strenge hatte darin ihren Grund, daß irgendein hoher Gefängnisbeamter die Gegend passieren und unter anderem auch die Etappe revidieren sollte. Der hohe Beamte war jedoch weitergereist, ohne die Etappe zu besichtigen, und so hoffte Nechljudow, daß der Offizier, der den Gefangenentransport an diesem Morgen übernommen hatte, ihm ebenso wie die früheren Eskorteoffiziere die Zusammenkunft mit Katjuscha gestatten würde.

Die Herbergswirtin bot Nechljudow einen Wagen an, der ihn bis zu der am Ende des Dorfes befindlichen Zwischenetappe bringen sollte, aber Nechljudow zog es vor, zu Fuß zu gehen. Ein

junger Knecht, ein breitschultriger, hünenhafter Bursche in ungeheuren, mit stark duftendem Teer geschmierten Stiefeln übernahm es, ihn zu führen. Vom Himmel fiel ein Nebel, und es war so dunkel, daß Nechljudow seinen Führer nicht mehr sah, wenn er sich auch nur drei Schritte von ihm entfernte und nicht zufällig aus den Fenstern eines Hauses ein Licht auf die Straße fiel. Nur das Schlurren der großen Stiefel in dem klebrigen, tiefen Straßenkot vernahm er dann und mußte sich danach richten. Über den Kirchplatz hinweg gelangte Nechljudow an den erleuchteten Häusern vorüber, hinter seinem Führer herschreitend, bis ans Ende des Dorfes, wo ihn völlige Finsternis umfing. Bald jedoch ließen sich in dieser Finsternis die gleichsam im Nebel zerfließenden Flammen der rings um den Etappenplatz brennenden Laternen unterscheiden. Die rötlichen Flecke dieser Flammen wurden immer größer und heller; bald sah man die Pfähle der Palisade, die schwarze Gestalt einer auf und ab gehenden Schildwache, den gestreiften Pfosten und das Schilderhaus.

„Wer da?“ rief der auf Posten stehende Soldat den Ankömmlingen entgegen, und als es sich herausstellte, daß sie nicht zur Etappe gehörten, erwies er sich so streng, daß er ihnen nicht einmal erlauben wollte, in der Nähe des Pfahlwerks zu warten. Doch Nechljudows Führer ließ sich durch die Strenge des Wachthabenden nicht einschüchtern.

„Nun seht doch, wie böse der ist!“ sagte er. „Trommle mal den Korporal heraus, wir wollen hier warten.“

Der Posten gab keine Antwort, sondern rief nur irgend etwas laut durch die Pforte in den Hof hinein. Dann stand er da und beobachtete aufmerksam, wie der breitschultrige Bursche beim Licht der Laterne Nechljudows Stiefel mit einem Span von dem anhaftenden Schmutze säuberte. Hinter dem Pfahlwerk ließ sich der Lärm von männlichen und weiblichen Stimmen vernehmen. Drei Minuten später hörte man das Klirren des eisernen Schlosses, das Pförtchen öffnete sich, und aus dem Dunkel trat der Korporal, den Mantel leicht um die Schultern gehängt, in das Licht der Laterne und fragte, was los sei. Nechljudow übergab ihm seine Karte, auf der er bereits vorher sein Anliegen niedergeschrieben hatte, und ersuchte ihn, sie dem Eskorteoffizier einzuhandigen. Der Korporal war zwar weniger streng als der Posten, dafür aber ungewöhnlich neugierig. Er wollte unbedingt wissen, weshalb Nechljudow den Offizier sprechen wolle, und wer er sei. Er witterte augenscheinlich eine Beute, die er sich nicht entgehen lassen wollte. Nechljudow sagte, es handle sich um eine ganz besondere Sache, er würde sich ihm schon erkenntlich zeigen, und bat ihn nochmals, die Karte zu übergeben. Der Korporal nahm die Karte, nickte mit dem Kopfe und ging fort. Bald darauf klirrte das Schloß an dem Pförtchen von neuem, und aus diesem trat eine Anzahl von Frauen mit Körben, Rindengefäßen, irdenen Töpfen und Säcken heraus. In ihrer eigentümlichen sibirischen Mundart plaudernd, kamen sie über die Schwelle des Pförtchens. Sie waren alle in städtischer Tracht, in Paletots und Pelzen; die Röcke hatten sie hoch

aufgeschürzt und die Köpfe mit Tüchern umbunden. Neugierig betrachteten sie Nechljudow und seinen Führer beim Scheine der Laterne. Eine von ihnen war augenscheinlich sehr erfreut über die Begegnung mit dem breitschultrigen Burschen und begrüßte ihn sogleich mit einem kräftigen sibirischen Schimpfwort.

„Heda, du Waldteufel, daß dich die Pest hole — was machst du denn hier?“ wandte sie sich an ihn.

„Einen Reisenden hab' ich herbegleitet,“ antwortete der Bursche. „Und was hast du denn hergebracht?“

„Allerhand Fleischware, morgen früh wollen sie noch mehr haben.“

„Und zur Nacht wollten sie dich nicht behalten?“ fragte der Bursche.

„Ich werde dich gleich lehren, du Schändmaul!“ schrie sie lachend. „Komm mit ins Dorf, begleit' uns!“

Der Führer sagte noch irgend etwas, was nicht nur die Frauen, sondern auch den Posten zu lautem Lachen reizte, und wandte sich dann an Nechljudow:

„Wie ist's, werden Sie allein zurückfinden? Werden Sie sich nicht verlaufen?“

„Nein, nein, ich finde schon zurück.“

„Sobald Sie an der Kirche vorüber sind, ist's gleich rechts das zweite Haus, hinter dem zwei-stöckigen. Da, nehmen Sie den Stecken hier,“ sagte er und übergab Nechljudow seinen langen Stock, der ihm bis über den Kopf reichte. Dann verschwand er, mit den riesigen Stiefeln mitten in den Kot hinein-patschend, samt den Weibern im Dunkel. Seine

Stimme, wie auch das Geschwätz der Frauen, war noch aus dem Nebel zu vernehmen, als das Schloß an dem Pförtchen schon wieder rasselte und der Korporal herauskam, um Nechljudow zu dem Offizier zu geleiten.

7.

Die Zwischenetappe war ebenso angelegt wie alle andern Etappen und Zwischenetappen an der sibirischen Heerstraße: der Hof war von einer aus zugespitzten Pfählen hergestellten Einfriedigung umgeben, und es standen darauf drei einstöckige Häuser, von denen das mit vergitterten Fenstern versehene größte für die Gefangenen bestimmt war, während in dem zweiten die Mannschaften der Eskorte und im dritten der kommandierende Offizier nebst der Kanzlei untergebracht waren. Alle drei Gebäude waren jetzt erleuchtet, und das Licht in den Fenstern schien, wie überall, so auch an diesem Orte etwas Gutes, Behagliches zu versprechen. Leider war dies hier eine Täuschung. Vor den Eingängen der Häuser brannten Laternen, und weitere Laternen brannten an den Mauern der Häuser und beleuchteten den Hof. Der Unteroffizier führte Nechljudow über ein schmales Brett nach dem Eingang des kleinsten der drei Häuser. Nachdem er die drei Stufen zur Haustür emporgestiegen war, ließ er Nechljudow in ein durch ein Lämpchen erhelltes, von Ofendunst angefülltes Vorzimmer treten. Neben dem Ofen stand in grobem Hemd nebst Halsbinde und schwar-

zen Hosen ein Soldat in einem gelbschaftigen Stiefel — mit dem Schaft des andern Stiefels blies er, über einen Samowar gebeugt, die Kohlen an. Als der Soldat Nechljudow erblickte, ließ er den Samowar stehen, nahm Nechljudow den Lederrock ab und rief in das anstoßende Zimmer hinein:

„Er ist da, Ew. Wohlgeboren!“

„Na, dann laß ihn herein,“ ließ von dort eine grimmige Stimme sich vernehmen

„Gehen Sie durch die Tür da,“ sagte der Soldat und machte sich sogleich wieder an den Samowar.

In dem zweiten, von einer Hängelampe erhellten Zimmer saß an dem gedeckten Tische, auf dem noch die Reste der Mahlzeit und zwei Flaschen standen, ein Offizier mit einem großen blonden Schnurrbart und sehr rotem Gesichte, dessen breite Brust mit den kräftigen Schultern in der knappen Joppe prall hervortrat. In dem warmen Zimmer roch es außer nach Tabakrauch auch noch nach einem sehr starken, schlechten Parfüm. Als der Offizier Nechljudow erblickte, erhob er sich ein wenig und musterte ihn mit einem zugleich spöttischen und mißtrauischen Blick.

„Womit kann ich dienen?“ sagte er, und ohne die Antwort abzuwarten, schrie er durch die Tür: „Bernow, den Samowar! Na, wird's bald?“

„Sofort!“

„Ich will dir dein ‚sofort‘ anstreichen, daß du für lange Zeit genug hast!“ schrie der Offizier, und seine Augen funkelten dabei.

„Ich bring' ihn schon!“ rief der Soldat und kam auch schon mit dem Samowar herein.

Nechljudow wartete, bis der Soldat den Samowar aufgestellt hatte. Der Offizier musterte den Burschen mit seinen bösen kleinen Augen, als suche er eine Stelle, wohin er ihn schlagen könnte. Als der Samowar aufgestellt war, bereitete der Offizier den Tee. Dann holte er aus einem Behältnis eine kleine viereckige Karaffe mit Kognak und eine Büchse mit Albertbiskuits hervor. Er stellte alles auf die Tischplatte und wandte sich wieder zu Nechljudow.

„Womit kann ich also dienen?“

„Ich möchte um eine Zusammenkunft mit einer Gefangenen bitten,“ sagte Nechljudow, ohne sich zu setzen.

„Mit einer Politischen? Das ist vom Gesetz verboten,“ sagte der Offizier.

„Es ist keine Politische,“ versetzte Nechljudow.

„So — wollen Sie gefälligst Platz nehmen,“ lud der Offizier ihn ein.

Nechljudow setzte sich.

„Sie ist, wie gesagt, keine Politische,“ fuhr er fort — „aber auf meine Bitte ist ihr von höherer Stelle gestattet worden, mit den Politischen zusammen zu gehen.“

„Ah, ich weiß,“ unterbrach ihn der Offizier. „So eine Kleine, Brünette? Gewiß, das läßt sich machen. Rauchen Sie?“

Er schob Nechljudow eine Schachtel mit Zigaretten hin und füllte vorsichtig zwei Gläser mit Tee, von denen er eins Nechljudow hinschob.

„Darf ich bitten?“ sagte er.

„Ich danke Ihnen. Ich möchte sie bald sehen . . .“

„Die Nacht ist lang. Sie haben noch viel Zeit. Ich lasse sie Ihnen herausschicken.“

„Ginge es nicht vielleicht, daß ich sie dort, im Hause sehe, ohne daß sie erst herausschicken wird?“

„Sie wollen zu den Politischen hinein? Das ist nicht erlaubt.“

„Man hat mich schon mehrfach hineingelassen. Fürchten Sie nicht, daß ich etwas hineinschmuggle — ich könnte es ja ebensogut durch sie tun.“

„Nun, doch nicht — denn sie wird untersucht,“ sagte der Offizier und ließ ein unangenehmes Lachen hören.

„Dann lassen Sie mich doch durchsuchen!“

„Es wird wohl auch ohne das gehen,“ sagte der Offizier, während er die Karaffe, aus der er den Stöpsel genommen, Nechljudows Glase näherte. „Gestatten Sie? Nein? Nun, wie Sie wollen. Man ist hier in Sibirien, da ist man froh, wenn man einmal einen gebildeten Menschen sieht. Sie wissen ja selbst, wie traurig unser Dienst ist. Und wenn man an etwas anderes gewöhnt ist, empfindet man es doppelt schwer. Es heißt immer von unsreinem: ein Eskorteoffizier, das ist ein roher, ungebildeter Mensch. Man vergißt eben, daß dieser Mensch vielleicht für etwas ganz anderes geboren ist.“

Das rote Gesicht des Offiziers, sein Parfüm und namentlich sein unangenehmes Lachen waren Nechljudow in hohem Maße zuwider. Er befand sich jedoch heute ebenso wie während seiner ganzen Reise in einer ernsten, zurückhaltenden Gemütsver-

fassung, in der er sich nicht erlaubte, irgend jemanden, wer es auch sei, nichtachtend oder gar verächtlich zu behandeln — er hielt es vielmehr für notwendig, mit jedem Menschen „treu und ehrlich“ zu reden, wie er selbst es bezeichnete. Nachdem er den Offizier angehört und seinen Seelenzustand erfaßt hatte, sagte er ernst:

„Ich meine, Sie können bei Ihrem Dienste doch darin leicht einen Trost finden, daß Sie die Leiden der Menschen erleichtern,“ sagte er.

„Was für Leiden? Das ist ja so ein Volk...“

„Was für ein besonderes Volk? Sie sind nicht anders als alle andern,“ sagte Nechljudow. „Es gibt auch Unschuldige darunter.“

„Gewiß, es gibt alle möglichen Sorten. Und man bedauert sie ja auch, natürlich. Andere mögen ihnen vielleicht nichts durchlassen — ich aber bin jedenfalls bemüht, ihnen Erleichterungen zu schaffen, wo ich kann. Lieber will ich selbst leiden, ehe ihnen etwas abgeht. Andere gehen gleich streng nach dem Gesetze vor, oder schießen gar, ich aber habe Mitleid mit ihnen. Darf ich? Bitte, trinken Sie noch ein Glas,“ sagte er und füllte von neuem Nechljudows Glas. „Wer ist sie eigentlich — die Frau, die Sie sehen wollen?“ fragte er.

„Es ist eine Unglückliche — sie war in einem öffentlichen Hause und wurde wegen Giftmordes verurteilt, ist jedoch unschuldig,“ sagte Nechljudow. „Sie ist eine sehr brave Person.“

Der Offizier nickte mit dem Kopfe.

„Ja, das kommt vor. In Kasan, kann ich Ihnen sagen, war auch so eine — Emma hieß sie. Eine

geborene Ungarin, aber die Augen — echt persisch!“ fuhr er fort, und ein Lächeln erschien bei dieser Erinnerung auf seinem Gesichte. „Einen Schick hatte sie — wie eine Gräfin . . .“

Nechljudow unterbrach den Offizier und kehrte zu dem früheren Gespräch zurück.

„Ich glaube, Sie können die Lage dieser Leute wohl erleichtern, solange sie sich in Ihrer Gewalt befinden. Und ich bin überzeugt, Sie würden eine große Freude empfinden, wenn Sie so handelten,“ sagte Nechljudow, indem er sich bemühte, möglichst klar und verständlich zu sprechen, wie man etwa mit Ausländern oder mit Kindern spricht.

Der Offizier sah Nechljudow mit blitzenden Augen an und wartete offenbar mit Ungeduld, wann er zu Ende sein würde, damit er in seiner Erzählung von der Ungarin mit den persischen Augen fortfahren könnte, die anscheinend lebendig vor seiner Phantasie stand und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Ja, das stimmt — ganz richtig, ich gebe es zu,“ sagte er. „Und ich habe auch alles Mitleid mit ihnen. Doch ich wollte Ihnen von dieser Emma erzählen, was die getan hat . . .“

„Das interessiert mich nicht,“ entgegnete Nechljudow — „und ich muß Ihnen offen sagen, daß ich, obschon ich früher selbst ein anderer war, jetzt diese Beziehungen zu den Frauen verabscheue.“

Der Offizier blickte Nechljudow ganz erschrocken an.

„Ist Ihnen vielleicht noch Tee gefällig?“ sagte er.

„Nein, ich danke.“

„Bernow!“ rief der Offizier laut durchs Zimmer — „führe den Herrn zu Wakulow. Sag', er solle ihn in die Sonderzelle zu den Politischen führen, der Herr darf dort bis zur Kontrolle bleiben.“

8.

Von der Ordonnanz begleitet, ging Nechljudow wieder auf den dunklen, vom rötlichen Lichte der Laterne trüb beleuchteten Hof hinaus.

„Wohin?“ fragte ein Soldat von der Eskorte, der ihnen entgegenkam, den Begleiter Nechljudows.

„Nach der Sonderzelle, Nr. 5.“

„Hier kommst du nicht durch, es ist geschlossen — du mußt durch jenen Eingang gehen.“

„Warum ist denn geschlossen?“

„Der Korporal hat die Tür verschlossen und ist ins Dorf gegangen.“

„Na, dann wollen wir dort hindurchgehen.“

Der Soldat führte Nechljudow, auf den Brettern den schmutzigen Hof durchschreitend, nach dem andern Eingang. Schon im Hofe hörte man das Summen der Stimmen und die lebhafte Bewegung da drinnen — wie in einem gut besetzten, sich zum Schwärmen anschickenden Bienenstock rumorte es da drinnen. Als Nechljudow näherkam und die Tür aufging, wurde das Summen noch lauter und ging in ein Durcheinander von schreienden, schimpfenden und lachenden Stimmen über. Man hörte das Klirren und Rasseln der Ketten, und der ihm be-

kannte, beklemmende Geruch schlug Nechljudow entgegen.

Diese beiden Eindrücke — das mit dem Kettenklirren untermischte Getöse der Stimmen und der entsetzliche Geruch — flossen für Nechljudow jedesmal zu einer einzigen quälenden Empfindung zusammen: einer Art moralischer Übelkeit, die fast in physische Übelkeit umschlug. Beide Eindrücke gingen ineinander über und verstärkten einander.

Im Flur des Gebäudes stand eine mächtige, einen Pestgestank ausströmende Kufe, die sogenannte Parascha. Vom Flur ging ein Korridor aus, auf den die Zellentüren mündeten. Zuerst kam die Zelle der Verheirateten, dann eine große Zelle für die Ledigen, und am Ende des Korridors befanden sich zwei kleine Zellen, die den Politischen zugewiesen waren. Das Etappengebäude war für einhundertundfünfzig Gefangene bestimmt, hatte jedoch diesmal vierhundertundfünfzig aufnehmen müssen, und es war so eng darin, daß die Arrestanten in den Zellen keinen Platz fanden und den Korridor anfüllten. Die einen saßen oder lagen auf dem Boden, die andern liefen mit Teekannen hin und her, die teils leer, teils mit kochendem Wasser gefüllt waren. Auch Taras war mit unter den Arrestanten, er kam hinter Nechljudow her und begrüßte ihn freundlich. Sein gutmütiges Gesicht wies auf der Nase und unter den Augen ein paar blaurote, blutunterlaufene Stellen auf.

„Was ist denn mit dir?“ fragte Nechljudow.

„Ach, eine dumme Geschichte,“ sagte Taras lächelnd.

„Die müssen sich immer prügeln,“ sagte der Eskortesoldat verächtlich.

„Wegen seines Weibes,“ bemerkte ein Gefangener, der hinter ihnen ging. „Mit dem blinden Fedjka ist er zusammengeraten.“

„Und wie geht es Fedoßja?“ fragte Nechljudow.

„Ganz gut, sie ist gesund, eben bring' ich ihr kochendes Wasser zum Tee,“ sagte Taras und ging in die Zelle der Verheirateten hinein.

Nechljudow blickte durch die Tür in die Zelle. Der ganze Raum war von Frauen und Männern angefüllt, sie lagen auf den Pritschen und unter den Pritschen. Die Zelle stand voll Dampf, von den trocknenden nassen Kleidern, und ein ununterbrochenes Geschrei von Weiberstimmen tönte daraus hervor. Die folgende Tür führte zur Zelle der Ledigen. Diese war noch mehr überfüllt, bis in die Türöffnung und in den Korridor hinaus stand die lärmende Menge der Arrestanten, die noch ihre unterwegs durchnässten Kleider anhatten und eben irgendeine Teilung vornahmen oder über irgend etwas berieten. Der Eskortesoldat erklärte Nechljudow, daß der Älteste der Gefangenen gerade im Begriff sei, das Kostgeld unter die Leute zu verteilen — die meisten hätten ihren Anteil aber schon auf Vorschuß entnommen oder verspielt. Die Hauptperson bei der Abrechnung sei der „Majdanschik“, ein geriebener Gauner, der unter den Arrestanten eine Art Bankierrolle spiele.

Als die Arrestanten den Unteroffizier mit dem gutgekleideten Herrn erblickten, schwiegen die Zunächststehenden und warfen den Vorübergehenden

einen feindseligen Blick zu. Unter den mit der Geldverteilung Beschäftigten bemerkte Nechljudow den ihm bekannten, zu Zwangsarbeit verurteilten Fjodorow, der stets einen kläglich dreinschauenden, weißhaarigen, aufgeschwemmten jungen Menschen mit hochgezogenen Brauen und einen widerwärtigen, pockennarbigen, nasenlosen Landstreicher bei sich hatte. Von dem letzteren erzählte man sich, daß er auf der Flucht im sibirischen Urwald einen Kameraden getötet und sich von dessen Fleisch ernährt haben solle. Den nassen Schlafrock über eine Schulter gehängt, stand der Landstreicher im Korridor und sah Nechljudow frech und höhnisch an, ohne ihm den Weg freizugeben, so daß jener um ihn herumgehen mußte.

So bekannt auch Nechljudow dieses Schauspiel war, so oft er auch im Verlauf der letzten drei Monate diese vierhundert Kriminalgefangenen in den verschiedensten Lagen gesehen hatte — in der Hitze, in den Staubwolken, die sie mit den kettenbeschwerten Füßen emporwirbelten, an den Rastplätzen unterwegs, auf den Etappenhöfen, wo ganz offen die widerwärtigsten Unzuchtszenen stattfanden — so hatte er doch jedesmal, wenn er in ihre Mitte trat und, wie jetzt wieder, ihre Aufmerksamkeit auf sich gerichtet fühlte, ihnen gegenüber ein quälendes Gefühl der Beschämung und ein Schuldbewußtsein. Ganz besonders aber quälte ihn, daß sich zu diesem Gefühl der Beschämung und der Schuld noch eine unüberwindliche Empfindung des Abscheus und Grauens gesellte. Er wußte, daß sie in der Lage, in der sie sich befanden, nicht anders

sein konnten, als sie waren, und dennoch war er nicht imstande, seinen Abscheu vor ihnen zu überwinden.

„Die haben es gut, die Nichtstuer,“ hörte Nechljudow jemanden in seinem Rücken sagen, als er sich bereits der Zelle der Politischen näherte. Es war eine heisere Stimme, die es sagte und ein unanständiges Schimpfwort darauf folgen ließ, dem ein feindseliges, höhnisches Lachen aus der Menge Antwort gab.

9.

Der Unteroffizier war mit Nechljudow bis hinter die Zelle der Ledigen gegangen; er sagte ihm, er würde ihn vor der Kontrolle abholen, und kehrte dann um. Kaum war der Unteroffizier fort, als ein Gefangener, die Fußfesseln festhaltend, rasch auf den nackten Füßen hinter Nechljudow herkam, ganz dicht an ihn herantrat, daß Nechljudow den unangenehmen, säuerlichen Schweißgeruch verspürte, und ihm geheimnisvoll flüsternd zuraunte:

„Retten Sie ihn, Herr! Sie haben dem Kleinen ganz den Kopf verdreht, haben schon darauf getrunken. Heut' bei der Übernahme hat er sich schon Karmanow genannt. Helfen Sie ihm, ich kann's nicht tun, sie schlagen mich sonst tot,“ sagte der Arrestant, während er sich scheu umsah, und entfernte sich sogleich wieder von Nechljudow.

Es handelte sich darum, daß ein zu Zwangsarbeit verurteilter Arrestant namens Karmanow einen ihm

von Angesicht sehr ähnlichen Burschen, der nur zur Zwangsansiedelung verurteilt war, zu einem Rollentausch überredet hatte, so daß der zu Zwangsarbeit Verurteilte zur Ansiedelung, der andere aber in die Zwangsarbeit gehen sollte.

Nechljudow kannte die Angelegenheit bereits, derselbe Arrestant hatte ihm nämlich schon vor acht Tagen von diesem Tausch erzählt, von dem er den zur Ansiedelung Verurteilten, seinen Landsmann, zurückhalten wollte. Nechljudow nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er verstanden habe und alles tun wolle, was er könne, und ging dann, ohne sich umzusehen, weiter.

Nechljudow kannte diesen Arrestanten von Jekaterinburg her, wo er ihn um seine Verwendung gebeten hatte, damit man seiner Frau gestatte, ihm zu folgen. Das Verbrechen, das er begangen hatte, war Nechljudow höchst seltsam erschienen. Der etwa dreißigjährige, mittelgroße Mensch, der ein ganz gewöhnliches bäuerliches Aussehen hatte, war wegen eines Raub- und Mordversuchs zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Er hieß Makar Djewkin. Sein Verbrechen war, wie er selbst Nechljudow erzählte, nicht sein eigenes Werk, sondern ein Werk „jenes“, des „Unreinen“. Bei seinem Vater, so erzählte dieser Makar, war einmal ein Reisender eingekehrt und hatte bei ihm einen Wagen nach einem vierzig Werst entfernten Dorfe gemietet. Der Vater hieß ihn den Reisenden fahren, und Makar spannte das Pferd an, zog sich an und trank mit dem Reisenden Tee. Beim Tee erzählte dieser, daß er im Begriff sei, sich zu verheiraten, und fünfhundert

Rubel bei sich habe, die er sich in Moskau gespart habe. Als Makar das hörte, ging er auf den Hof und legte eine Axt in den Schlitten unter das Stroh.

„Und ich weiß selber nicht, wozu ich die Axt nur mitgenommen habe,“ erzählte er. — „Nimm sie nur, die Axt,“ sagte er, und ich nahm sie. Wir setzten uns in den Schlitten und fuhren los. Alles ging gut, und ich hatte die Axt ganz vergessen. Da kamen wir in die Nähe des Dorfes, vielleicht sechs Werst waren noch übrig. Vom Seitenweg nach der Landstraße ging es bergauf. Ich stieg ab und ging hinter dem Schlitten, und er flüstert: ‚Was denkst du dir denn? Wenn du erst übern Berg bist und auf die Landstraße einlenkst, kommt ihr unter Leute, und dann ist auch gleich das Dorf da. Er wird mit dem Geld abziehen; willst du es tun, dann tu es jetzt und warte nicht länger!‘ Ich neige mich über den Schlitten, als wenn ich das Stroh zurechtrücken wollte, und sieh, da springt mir der Axtstiel von selber in die Hand. Der Reisende sah sich um. ‚Was willst du?‘ spricht er. Ich holte mit der Axt aus, wollte ihm eins versetzen — er aber war ein flinker Mensch, sprang aus dem Schlitten und packte mich bei den Armen: ‚Was fällt dir ein, Halunke?‘ Er warf mich in den Schnee, und ich wehrte mich gar nicht und ergab mich. Er band mir die Hände mit dem Gürtel zusammen und warf mich in den Schlitten. Dann brachte er mich aufs Amt, und ich kam ins Loch und vor Gericht. Die Gemeinde gab mir ein gutes Attest, ich sei ein braver Mensch, und es sei nichts Schlimmes an mir bemerkt worden. Auch die Wirtsleute, bei denen

ich als Knecht gedient hatte, gaben mir ein gutes Attest. Um einen Ablakaten zu nehmen, hatte ich kein Geld," sagte Makar — „und so haben sie mich zu vier Jahren verurteilt.“

Und nun erzählte eben dieser Mensch, um seinen Landsmann, den zur Ansiedelung Verurteilten, zu retten, Nechljudow dieses Geheimnis der Arrestanten und setzte dabei sein Leben aufs Spiel, da diese, wenn sie davon erfuhren, daß er aus der Schule geplaudert, ihn zweifellos erwürgt hätten.

10.

Der Raum für die Politischen bestand aus zwei kleinen Zellen, deren Türen auf einen durch eine Querwand abgesonderten Teil des Korridors hinausgingen. Als Nechljudow den abgesonderten Teil des Korridors betrat, erblickte er Simonson mit einem Scheit Kiefernholz in den Händen — er hockte in seiner Guttaperchajacke auf den Fersen vor dem Ofenschirm aus Eisenblech, den der in voller Glut befindliche Ofen erzittern machte.

Als er Nechljudow bemerkte, reichte er ihm, ohne sich zu erheben, die Hand und blickte ihn unter den überhängenden Brauen hervor treuherzig an.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, ich muß Sie sprechen," sagte er mit bedeutsamer Miene.

„Was gibt es denn?" fragte Nechljudow.

„Später. Jetzt bin ich beschäftigt," sagte Simonson.

Und er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Ofen zu, den er nach seiner eigenen Methode, unter möglichster Einschränkung des Wärmeverlustes, geheizt hatte.

Nechljudow wollte bereits in die erste Tür eintreten, als aus der andern Tür die Maslowa herauskam, den Oberkörper vorgebeugt, mit einem Besen in der Hand, mit dem sie einen großen Haufen Kehricht und Staub nach dem Ofen zu schob. Sie trug eine weiße Jacke, einen Rock, den sie hochgeschürzt hatte, und Strümpfe. Um den Kopf hatte sie, zum Schutze gegen den Staub, ein Tuch gebunden, das ihr Gesicht bis an die Augen hinauf verdeckte. Als sie Nechljudow erblickte, richtete sie sich auf, legte, ganz rot und lebhaft, den Besen beiseite, wischte die Hände an dem Rocke ab und blieb gerade vor ihm stehen.

„Schaffen Sie Ordnung im Hause?“ sagte Nechljudow, ihr die Hand reichend.

„Ja, meine alte Beschäftigung,“ sagte sie lächelnd. „Das ist hier ein Schmutz — nicht zu sagen ist's! Wir haben schon gefegt und gefegt . . . Wie steht's, ist der Plaid schon trocken?“ wandte sie sich an Simonson.

„Beinahe,“ sagte Simonson und sah sie dabei mit einem ganz besonderen Blicke an, der Nechljudow auffiel.

„Gut, ich hole ihn gleich und bringe die Pelze zum Trocknen. Unsere Leute sind vollzählig da,“ sagte sie zu Nechljudow und zeigte auf die Tür der nächsten Zelle, während sie selbst auf die andere Tür zuging.

Nechljudow öffnete die Tür und trat in eine kleine Zelle, die von einer auf einer niedrigen Pritsche stehenden Blechlampe nur schwach beleuchtet wurde. Es war kalt in der Zelle, und es roch darin nach dem aufgewirbelten Staub, der sich noch nicht gesetzt hatte, nach Feuchtigkeit und Tabakqualm. Die Lampe warf auf diejenigen, die sich in ihrer Nähe befanden, ein helles Licht, die Pritschen jedoch lagen im Dunkeln, und an den Wänden huschten schwankende Schatten hin und her.

In dem kleinen Raume waren alle versammelt, bis auf zwei Männer, denen die Proviantbeschaffung oblag, und die sich entfernt hatten, um Eßwaren und kochendes Wasser zum Tee zu besorgen. Nechljudow traf hier seine alte Bekannte Wjera Jefremowa, die noch magerer und noch gelber geworden war; die geschwollene Ader auf ihrer Stirn und die auffallend großen, erschrockenen Augen waren noch immer dieselben, das Haar trug sie ganz kurz geschoren, und den schwächtigen Oberkörper umschloß eine graue Jacke. Sie saß vor einem Zeitungsblatt, auf dem ein Häufchen Tabak lag, und war eben dabei, den Tabak mit stoßweisen Bewegungen in die daneben liegenden Zigarettenhülsen zu füllen.

Da war ferner eine Frau, die Nechljudow besonders sympathisch war — Emilia Ranzewa, die sich um die Wirtschaft bekümmerte und ihr trotz aller erschwerenden Umstände stets einen Anstrich von frauenhafter Häuslichkeit und Behaglichkeit zu geben wußte. Sie saß neben der Lampe, hatte die Ärmel an den wettergebräunten, wohlgeformten Ar-

men aufgestreift und wischte mit den flinken Händen die Tassen und Gläser aus, die sie dann auf das über die Pritsche gebreitete Tischtuch stellte. Die Ranzewa war eine junge verheiratete Frau, nicht hübsch, doch mit einem klugen, sanften Ausdruck im Gesichte, das sich, wenn sie lächelte, plötzlich verklärte und dann von einer bezaubernden Frische und Munterkeit war. Mit einem solchen Lächeln empfing sie jetzt Nechljudow.

„Wir dachten schon, Sie seien fort, seien für immer nach Rußland zurückgekehrt,“ sagte sie.

Auch Maria Pawlowna war da, weiter im Schatten, in einer entfernten Ecke, wo sie sich mit dem weißhaarigen kleinen Mädchen, dessen Vater von dem Offizier geprügelt worden war, und das mit seinem lieben Kinderstimmchen unaufhörlich plapperte, zu schaffen machte.

„Wie gut, daß Sie gekommen sind. Haben Sie Katjuscha gesehen?“ fragte sie Nechljudow. „Sehen Sie doch, was für einen Gast wir haben!“ — Sie zeigte nach dem kleinen Mädchen.

Auch Anatolij Krylzew befand sich in der Zelle. Zitternd, bleich und abgemagert, mit gekrümmtem Rücken, die Hände in die Ärmel des kurzen Pelzes gesteckt, hockte er mit untergeschlagenen Beinen weit hinten, ganz in einer Ecke der Pritsche, und blickte mit seinen fieberglänzenden Augen auf Nechljudow. Dieser wollte auf ihn zutreten, doch saß rechts von der Tür, in seinem Sacke kramend und mit der hübschen, ewig lächelnden Grabez plaudernd, ein Mann in einer Guttaperchajacke, mit krausem, rötlichem Haar und einer Brille. Es war der be-

rühmte Revolutionär Nowodworow. Nechljudow beeilte sich, ihn zu begrüßen, und er beeilte sich um so mehr, dies zu tun, weil von allen Politischen des Transports dieser Mensch der einzige ihm unsympathische war. Nowodworow blitzte ihn über die Brille hinweg mit seinen blauen Augen an und reichte ihm stirnrunzelnd seine schmale Hand.

„Nun, wie verläuft Ihre Reise? Recht amüsant, wie?“ fragte er mit offenbarer Ironie.

„Ja, ich erlebe viel Interessantes,“ antwortete Nechljudow, indem er so tat, als merke er die Ironie nicht und nehme die Frage als eine Liebenswürdigkeit. Dann ging er auf Krylzow zu, äußerlich zwar gleichgültig, innerlich jedoch peinlich berührt durch Nowodworows Worte, die ganz offensichtlich darauf berechnet waren, ihn zu verletzen. Die gute, freudige Stimmung, in der er die Zelle betreten hatte, war fort, und er war verstimmt und traurig.

„Wie geht's mit der Gesundheit?“ fragte er, während er Krylzows kalte, zitternde Hand drückte.

„Es macht sich, nur kann ich nicht recht warm werden,“ sagte Krylzow und beeilte sich, seine Hand rasch wieder in die Ärmelöffnung des Pelzes zu stecken. „Ich bin unterwegs ganz durchnäßt worden, und hier drinnen ist eine Hundekälte. Die Fenster sind entzwei.“ Er zeigte auf die an zwei Stellen zerschlagenen Scheiben hinter den eisernen Gittern. „Warum waren Sie so lange nicht da?“

„Man hat mich nicht hereingelassen, die Vorgesetzten waren so streng. Heute erst ließ der neue Offizier mich vor, er scheint etwas umgänglicher.“

„Ich danke für die Umgänglichkeit,“ sagte Kryl-

zow. „Fragen Sie Mascha, was er heute früh getan hat.“

Maria Pawlowna erzählte, ohne von ihrem Platz aufzustehen, wie der Offizier sich am Morgen, beim Aufbruch von der Etappe, benommen hatte.

„Nach meiner Meinung sollten wir alle einen gemeinsamen Protest einlegen,“ sagte Wjera Jefremowna in entschiedenem Tone, während sie zugleich wie erschrocken bald diesem, bald jenem ins Gesicht sah. „Wladimir hat zwar protestiert, doch das genügt nicht.“

„Was für einen Protest?“ versetzte Krylzew und runzelte ärgerlich die Stirn. Das Unnatürliche, Gezwungene in Wjera Jefremownas Worten und ihre Nervosität reizten ihn augenscheinlich schon seit langem. „Sie suchen wohl Katjuscha?“ wandte er sich an Nechljudow. „Sie arbeitet und fegt in einem fort. Jetzt ist sie hier mit unserer Männerzelle fertig geworden, und nun kommt die Frauenzelle dran. Nur die Flöhe kann sie nicht wegbringen, die fressen einen bei lebendigem Leibe. Und Mascha — was macht denn die dort?“ fragte er und nickte mit dem Kopfe nach der Ecke, in der Maria Pawlowna saß.

„Sie kämmt ihrer kleinen Pflögetochter das Haar,“ sagte die Ranzewa.

„Wird sie auch keine Insekten auf uns loslassen?“ sagte Krylzew.

„Nein, nein, ich halte die Augen offen. Sie ist jetzt ganz sauber,“ sagte Maria Pawlowna. „Nehmen Sie sie,“ wandte sie sich zur Ranzewa — „ich will mal Katjuscha rufen. Und dann will ich ihm auch den Plaid holen.“

Die Ranzewa nahm die Kleine, drückte mit mütterlicher Zärtlichkeit ihre nackten, vollen Ärmchen an sich, setzte sie auf ihren Schoß und gab ihr ein Stückchen Zucker.

Maria Pawlowna ging hinaus, und gleich darauf traten die beiden Männer, die nach Eßwaren und siedendem Wasser gegangen waren, in die Zelle.

11.

Einer der Eintretenden war ein kleiner, hagerer junger Mann in einem tuchüberzogenen kurzen Pelz und hohen Stiefeln. Er hatte einen leichten, raschen Gang und kam mit zwei großen, dampfenden Teekannen voll heißen Wassers und einem in ein Tuch gewickelten Brote unter dem Arm in die Zelle.

„Ei, da ist ja auch unser Fürst wieder auf der Bildfläche erschienen,“ sagte er, während er die Teekannen zwischen die Tassen auf die Pritsche stellte und das Brot der Ranzewa übergab. „Großartige Einkäufe haben wir gemacht,“ fuhr er fort, zog seinen Pelz aus und warf ihn über die Köpfe hinweg nach dem Pritschenwinkel. „Markel hat Milch und Eier gekauft, wir können einfach einen Ball geben! Und unsere Kirillowna kann nun mal nicht anders, als uns zur Ästhetik erziehen,“ meinte er lächelnd, mit einem Blick auf die Ranzewa. „Na, jetzt mach' uns einmal den Tee zurecht,“ wandte er sich zu ihr.

Das ganze Äußere dieses Menschen, seine Art, sich zu bewegen, der Klang seiner Stimme, sein

Blick — kurz, alles, alles an ihm atmete Frohmuth und Heiterkeit. Der zweite der beiden Neueingetretenen war gleichfalls von kleinem Wuchse, dabei mager, mit stark vorspringenden Backenknochen in dem fahlen Gesichte, das sich jedoch durch ein Paar schöner, weit 'auseinanderstehender Augen von grünlicher Farbe und durch Lippen von feinem Schnitt auszeichnete. Im Gegensatz zu seinem Kameraden machte er einen düsteren, grämlichen Eindruck. Er trug einen alten, wattierten Paletot und Stiefel in Galoschen. Er war mit zwei Töpfen und zwei Körben aus Birkenrinde beladen, die er vor die Ranzewa hinstellte, um Nechljudow zu begrüßen. Er tat dies in der Weise, daß er, ohne die Augen von ihm abzuwenden, den Hals vorneigte und ihm zögernd die schweißige Hand reichte, worauf er langsam die eingekauften Eßwaren aus den Körben nahm und auf den Tisch legte.

Diese beiden politischen Gefangenen waren Leute aus dem Volke: der erste war ein Bauer namens Nabatow, der andere ein Fabrikarbeiter, Markel Kondratjew mit Namen. Markel war bereits als älterer Mann, in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre, in die revolutionäre Bewegung hineingeraten, während Nabatow sich ihr schon als achtzehnjähriger junger Mensch angeschlossen hatte. Aus der Dorfschule war er, dank seiner Begabung, aufs Gymnasium gekommen, wo er sich während der ganzen Zeit durch Stundengeben erhielt. Er hatte beim Abgangsexamen die goldene Medaille erhalten, war jedoch nicht auf die Universität gegangen, da er schon als Schüler der siebenten Klasse

sich entschlossen hatte, ins Volk, aus dem er hervorgegangen, zu gehen, um seine vergessenen Brüder aufzuklären. Diesen Entschluß führte er auch aus: er nahm zuerst eine Stelle als Schreiber in einem großen Dorfe an, wurde jedoch bald arretiert, weil er den Bauern Bücher vorgelesen und einen Konsumverein sowie eine Produktivgenossenschaft unter ihnen ins Leben gerufen hatte. Das erste Mal hielt man ihn acht Monate lang im Gefängnis und entließ ihn dann, stellte ihn jedoch unter geheime Polizeiaufsicht. Kaum war er freigekommen, als er sich sogleich nach einem andern Dorfe in einem andern Gouvernement begab, wo er als Lehrer tätig war und in derselben Weise politisch wirkte. Er wurde wieder festgenommen und saß diesmal vierzehn Monate im Gefängnis, wo seine Überzeugungen noch tiefer in ihm Wurzel schlugen.

Nach diesem zweiten Aufenthalt im Gefängnis wurde er in das Gouvernement Perm verschickt. Von dort entfloh er. Man nahm ihn fest, und nachdem er sieben Monate lang in Haft geblieben, verschickte man ihn ins Gouvernement Archangel. Von da aus schickte man ihn, als er sich weigerte, dem neuen Herrscher den Eid zu leisten, nach der Provinz Jakutsk, so daß er, seit er erwachsen war, die Hälfte seines Lebens im Gefängnis und in der Verbannung zugebracht hatte. Alle diese Erlebnisse hatten ihn keineswegs erbittert und seine Energie nicht nur nicht geschwächt, sondern im Gegenteil noch angefeuert. Er war ein Mensch von großer Beweglichkeit, mit einer vortrefflichen Verdauung, allezeit gleich rüstig, unternehmend und heiter ge-

stimmt. Er empfand nie über irgend etwas Reue, blickte nie erwartungsvoll in eine weite, nebelhafte Zukunft, sondern wirkte mit allen Kräften seines Verstandes, mit seiner ganzen Gewandtheit und seinem praktischen Blick in der Gegenwart. War er in Freiheit, so arbeitete er auf das eine Ziel los, das er sich gesetzt hatte: auf die Aufklärung und den Zusammenschluß des arbeitenden Volkes, vor allem des Bauerntums; und saß er im Gefängnis, dann arbeitete er auf ebenso energische und praktische Weise daran, einen Verkehr mit der Außenwelt herzustellen und, den gegebenen Umständen entsprechend, das Leben nicht nur für sich, sondern auch für seinen ganzen Kreis so gut wie möglich einzurichten. Er war vor allem ein geselliger, altruistisch veranlagter Mensch. Für sich selbst schien er nichts zu brauchen, seine Bedürfnisse beschränkte er auf das denkbar geringste Maß; für die Gemeinschaft dagegen, die Kameraden, forderte er sehr viel und konnte für sie jede physische oder geistige Arbeit verrichten, ohne die Hände ruhen zu lassen, ohne Schlaf, ohne Nahrung. Als geborener Bauer war er arbeitsam, findig, geschickt in allen Verrichtungen, dabei von Natur enthaltsam, ungezwungen höflich und nicht nur den Gefühlen, sondern auch den Meinungen anderer gegenüber tolerant. Seine alte Mutter, die Witwe eines Bauern, die weder schreiben noch lesen konnte und voll Aberglauben steckte, war noch am Leben, und Nabatow unterstützte und besuchte sie, wenn er in Freiheit war. Verweilte er zu Hause, dann ging er ganz auf ihre Interessen ein, half ihr bei den Arbeiten und setzte

auch den Verkehr mit seinen früheren Kameraden, den Bauernburschen, fort. Er rauchte mit ihnen ihren billigen Tabak, beteiligte sich an ihren Faustkämpfen und sonstigen Unterhaltungen und setzte ihnen auseinander, wie sie sich aus der bedrückten Lage, in der sie wären, freimachen könnten. Er hatte dabei stets das lebendige, wirkliche Volk, aus dem er selbst hervorgegangen, vor Augen und stellte es sich fast unter den gleichen Lebensbedingungen vor, jedoch mit Land ausgestattet, ohne die Grundherren und Beamten. Nach seiner Meinung brauchten bei einer Umwälzung die Grundformen des Volkslebens nicht verändert zu werden — er stand in dieser Hinsicht im Gegensatz zu Nowodworow und seinem Anhänger Markel Kondratjew. Nicht das ganze Gebäude galt es zu zertrümmern, sondern vielmehr die inneren Räumlichkeiten dieses schönen, festen, gewaltigen, von ihm heiß geliebten alten Bauwerks anders einzuteilen.

Auch in religiöser Beziehung war er der typische Bauer: niemals zerbrach er sich den Kopf über metaphysische Fragen, über den Anfang aller Anfänge, über das Leben nach dem Tode. Gott war für ihn — wie für den Gelehrten Arago — eine Hypothese, mit der sich zu beschäftigen er bisher kein Bedürfnis empfunden hatte. Es ging ihn nichts an, auf welche Weise die Welt entstanden war, und der Darwinismus, der seinen Kameraden so überaus wichtig erschien, war für ihn ebenso ein bloßes Gedankenspiel wie die Erschaffung der Welt in sechs Tagen.

Die Frage nach dem Ursprunge der Welt be-

schäftigte ihn darum nicht, weil die Frage, wie man in dieser Welt am besten leben könne, immer vor seinem Geiste stand. Und über das Leben nach dem Tode dachte er darum niemals nach, weil er in der Tiefe seiner Seele jene von den Vorfahren ererbte sichere, ruhige, allen Ackersleuten gemeinsame Überzeugung hegte, daß, wie in der Tier- und Pflanzenwelt nichts ein Ende hat, sondern alles fortwährend aus einer Form in die andere übergeht, der Dünger sich in Korn, das Korn in das Huhn, die Kaulquappe in den Frosch, die Raupe in den Schmetterling, die Eichel in die Eiche verwandelt, so auch der Mensch nicht vergeht, sondern nur sich wandelt. Das war sein Glaube, und darum sah er dem Tode stets mutig und sogar heiter ins Auge und ertrug standhaft die Leiden, die zu ihm hinführen, liebte es jedoch nicht und verstand es auch nicht, darüber zu sprechen. Er liebte es, zu arbeiten, war stets mit praktischen Dingen beschäftigt und wies auch die Genossen auf solche praktischen Dinge hin.

12.

Der andere politische Gefangene aus dem Volke, der sich bei dem Transport befand, Markel Kondratjew, war ein Mensch von ganz anderer Art. Von seinem fünfzehnten Jahre an war er auf seiner Hände Arbeit angewiesen gewesen, und um in sich das unklare Bewußtsein, daß er zu den Enterbten gehöre, zu betäuben, hatte er geraucht und getrunken. Dieses Bewußtsein war ihm zum ersten-

mal aufgedämmert, als er einmal, noch als Knabe, mit seinen Kameraden zu einer von der Frau des Fabrikanten veranstalteten Weihnachtsfeier eingeladen wurde, bei der jedem von ihnen eine Fischangel im Werte von einer Kopeke, ein Apfel, eine vergoldete Nuß und eine getrocknete Feige beschert wurde, während die Kinder des Fabrikanten mit Spielsachen beschenkt wurden, die ihm als die Gaben einer Märchenfee erschienen und, wie er später erfuhr, über fünfzig Rubel gekostet hatten.

Er war dreißig Jahre alt, als ein den revolutionären Kreisen angehörendes junges Mädchen in die Fabrik als Arbeiterin eintrat. Sie bemerkte alsbald die hervorragenden Fähigkeiten Kondratjews, gab ihm Bücher und Broschüren zu lesen, unterhielt sich mit ihm und klärte ihn über seine Lage und deren Ursachen, sowie über die Mittel, sie zu verbessern, auf. Immer klarer erkannte er die Möglichkeit, sich selbst und die andern aus der Unterdrückung, in der sie sich befanden, zu befreien. Man hatte ihm gesagt, daß das Wissen diese Befreiung ermögliche, und so verlegte er sich mit Leidenschaft darauf, sich alles mögliche Wissen anzueignen. Unklar blieb ihm freilich, auf welche Weise sich die Verwirklichung der ihm vorschwebenden gesellschaftlichen Ideale durch das Wissen vollziehen sollte, aber er glaubte, daß, wie das Wissen ihm die Ungerechtigkeit der Lage, in der er sich befand, offenbart hatte, es auch diese Ungerechtigkeit beseitigen würde. Und dann erhob ihn dieses Wissen auch in seiner eigenen Vorstellung über die andern Menschen. Er gab das Rauchen und Trinken auf und widmete seine

ganze freie Zeit — er war inzwischen Magazinaufseher geworden und hatte nun mehr Muße als früher — dem Studium.

Die junge Revolutionärin unterrichtete ihn und war erstaunt über den unersättlichen Wissensdurst dieses Menschen, der alle möglichen Kenntnisse förmlich verschlang. Im Verlauf von zwei Jahren eignete er sich die Algebra und die Geometrie an, studierte Geschichte, die er ganz besonders liebte, und arbeitete sich durch die ganze schöngestige und kritische Literatur, hauptsächlich aber durch die Literatur des Sozialismus hindurch.

Seine Lehrerin wurde festgenommen, und mit ihr zugleich Kondratjew, bei dem man verbotene Bücher gefunden hatte. Man sperrte ihn ins Gefängnis und verschickte ihn dann ins Gouvernement Wologda. Dort machte er die Bekanntschaft Nowodworows, las noch viel mehr revolutionäre Bücher, behielt alles im Gedächtnis und wurde in seinen radikalen Ansichten noch mehr befestigt. Nachdem die Frist seiner Verschickung abgelaufen war, übernahm er die Leitung eines großen Streiks, der mit der Zerstörung der Fabrik und der Tötung des Direktors endete. Er wurde festgenommen und neuerdings unter Aberkennung aller Rechte zur Verschickung verurteilt.

Gegen die Religion verhielt er sich ebenso negativ wie gegen die bestehende wirtschaftliche Ordnung. Nicht ohne Mühe, zuerst sogar mit einer gewissen Angst, dann aber mit um so größerer Begeisterung hatte er sich vom Dogmenglauben befreit und entgalt nun die Bevormundung, in der er

und seine Vorfahren so lange gehalten worden waren, mit boshaftem, giftigem Spott. Seinen Gewohnheiten nach war er ein Asket, brauchte nur wenig für seine Bedürfnisse und konnte, wie jeder von Kindheit auf an Arbeit gewöhnte Mensch mit gut entwickelten Muskeln, sehr viel und sehr geschickt arbeiten. Doch wußte er dabei die Muße immer zu schätzen und benutzte jede freie Stunde zu geistiger Beschäftigung, auch im Gefängnis und während der Rast auf den Etappen. Er las augenblicklich den ersten Band von Marx' „Kapital“ und verwahrte dieses Buch mit größter Sorgfalt als einen kostbaren Schatz in seinem Sacke. Gegen die Kameraden verhielt er sich zurückhaltend und gleichgültig, mit Ausnahme Nowodworows, dem er ganz besonders ergeben war, und dessen Urteil ihm in allen Dingen als unwiderlegliche Wahrheit galt.

Gegen die Frauen, die er in allen notwendigen Dingen als ein Hindernis ansah, hegte er eine unüberwindliche Verachtung. Die Maslowa jedoch bedauerte er und war freundlich gegen sie, da er in ihr ein Opfer der Ausbeutung der unteren Klassen seitens der höheren sah. Aus der gleichen Auffassung heraus hegte er gegen Nechljudow eine Abneigung, war ihm gegenüber wortkarg und drückte ihm nicht die Hand, sondern streckte ihm nur, wenn Nechljudow ihn begrüßte, mechanisch seine Hand hin.

13.

Der Ofen war geheizt, die Zelle durchwärmt, der Tee in die Gläser und Trinkbecher eingeschenkt und mit Milch weiß gemacht. Auf dem Tischtuch lagen Brezeln, frisches, helles Roggenbrot, Semmeln, hartgekochte Eier, Butter, ein gekochter Kalbskopf und Kalbsfüße. Alle rückten an die Ecke der Pritsche, die als Tisch diente, heran und aßen, tranken und unterhielten sich. Die Ranzewa saß, den Tee einschenkend, auf einer Kiste. Rings um sie drängten sich alle übrigen außer Krylzew, der seinen nassen Pelz ausgezogen und sich in den trockenen Plaid gewickelt hatte und nun im Gespräch mit Nechljudow auf seinem Platze lag.

Nach der Kälte und Nässe, die sie auf dem Marsche zur Etappe ertragen hatten, nach dem Schmutz und der Unordnung, die sie hier vorgefunden, nach all der Mühe, die es gekostet hatte, alles wieder instand zu bringen, nach dem kräftigen Mahl und dem heißen Tee waren alle in der angenehmsten, freudigsten Stimmung.

Der Umstand, daß hinter der Wand sich das Stampfen, Schreien und Schimpfen der Kriminalgefangenen vernehmen ließ und sie an ihre Umgebung erinnerte, erhöhte noch das Gefühl der Behaglichkeit. Wie auf einer kleinen Insel mitten im Meere saßen diese Menschen da und fühlten sich für ein Weilchen sicher vor den Erniedrigungen und Leiden, die sie umgaben. Sie sprachen von allem möglichen, nur nicht von ihrer Lage, und auch nicht von dem, was sie erwartete. Wie es immer zwischen

jungen Männern und Frauen zu geschehen pflegt, zumal wenn sie, wie diese hier, gewaltsam vereinigt werden, hatten sich zwischen ihnen mannigfach verflochtene Neigungen und Sympathien entwickelt. Sie waren fast alle verliebt. Nowodworow war in die hübsche, ewig lächelnde Grabez verliebt. Diese Grabez war eine junge Studentin, die in ihrem Leben nur sehr wenig gedacht hatte und gegen die Politik völlig gleichgültig war. Sie hatte sich jedoch, dem Zuge der Zeit folgend, bei irgendeiner politischen Affäre kompromittiert und wurde verschickt. Wie sie in der Freiheit das Hauptinteresse ihres Lebens in Erfolgen bei den Männern gesucht hatte, so war sie auf solche Erfolge auch bei den Verhören, im Gefängnis und in der Verbannung bedacht. Jetzt, während des Marsches, war es ihr ein Trost, daß Nowodworow sich für sie interessierte, und sie verliebte sich auch selbst in ihn. Wjera Jefremowna, die eine sehr verliebte Natur war, jedoch nirgends Gegenliebe fand, trotzdem aber die Hoffnung auf solche niemals aufgab, war abwechselnd in Nabatow und in Nowodworow verliebt. Etwas der Liebe Ähnliches empfand Krylzew für Maria Pawlowna. Er liebte sie so, wie auch sonst die Männer die Frauen lieben, da er jedoch ihr Verhalten gegen die Liebe kannte, verbarg er sein Gefühl geschickt unter dem Schein der Freundschaft und Dankbarkeit dafür, daß sie ihn mit besonderer Zärtlichkeit pflegte. Auch Nabatow und die Ranzewa standen in ziemlich verwickelten Herzensbeziehungen. Wie Maria Pawlowna ein vollkommen keusches Mädchen, so war die Ranzewa eine vollkommen keusche Frau und

Gattin. Mit sechzehn Jahren, noch als Gymnasiastin, hatte sie sich in Ranzew, einen Studenten der Petersburger Universität, verliebt, und mit neunzehn Jahren heiratete sie ihn, während sie selbst auf der Universität war. Im vierten Studienjahre war ihr Mann in eine Universitätsgeschichte verwickelt und aus Petersburg verwiesen worden. Er war dann in die Reihen der Revolutionäre getreten. Sie hatte das medizinische Studium, dem sie sich gewidmet, aufgegeben und sich gleichfalls den Revolutionären angeschlossen. Wäre ihr Mann nicht der Mensch gewesen, den sie für den besten und klügsten unter allen Menschen auf der Welt hielt, so würde sie ihn nicht lieb gewonnen haben, und hätte sie ihn nicht lieb gewonnen, so würde sie ihn nicht geheiratet haben. Nachdem sie jedoch einmal den nach ihrer Überzeugung besten und klügsten Menschen auf der Welt lieb gewonnen und geheiratet hatte, faßte sie das Leben und den Zweck des Lebens folgerichtig ganz ebenso auf, wie der beste und klügste Mensch in der Welt es auffasste. Er hatte den Zweck des Lebens zunächst im Studium erblickt, und so erblickte auch sie diesen Zweck darin. Er war Revolutionär geworden, und so wurde sie Revolutionärin. Sie verstand es ausgezeichnet, den Beweis zu führen, daß die bestehende Ordnung der Dinge nichts taue, daß es Pflicht jedes Menschen sei, diese Ordnung zu bekämpfen und eine Ordnung der Dinge herbeizuführen, die es jedem einzelnen ermöglichte, seine Individualität zu entwickeln usw. usw. Und es schien ihr, daß sie tatsächlich so denke und fühle, in Wirklichkeit jedoch

dachte sie nur, daß alles das, was ihr Mann dachte, die lautere Wahrheit sei, und strebte nur nach einem Ziele: in vollkommenem Einvernehmen, völliger Seelengemeinschaft mit ihrem Manne zu leben, was ihr einzig und allein eine sittliche Befriedigung gewährte. Die Trennung von ihrem Gatten und ihrem Kinde, das ihre Mutter zu sich nahm, war ihr sehr schwer gefallen, aber sie ertrug diese Trennung standhaft und ruhig — wußte sie doch, daß sie ihr Schicksal um ihres Mannes und um der Sache willen trug, die unzweifelhaft wahr und gerecht sein mußte, da er, ihr Mann, ihr diene. Sie war in Gedanken stets bei ihrem Manne, und wie sie früher niemanden sonst geliebt hatte, so konnte sie auch jetzt niemanden lieben außer ihrem Manne. Nabatows anhängliche, reine Liebe jedoch rührte und ergriff sie. Er, der sittenreine, charaktervolle Mann, der Freund ihres Gatten, bemühte sich, mit ihr wie mit einer Schwester zu verkehren, doch mischte sich in ihre Beziehungen noch ein gewisses Etwas, das mehr war als geschwisterliche Zuneigung, und dieses Etwas ängstigte sie beide und verlieh gleichzeitig ihrem so schweren gegenwärtigen Leben seinen Reiz.

Ganz frei von aller Verliebtheit waren in diesem Kreise nur Maria Pawlowna und Kondratjew.

14.

Nechljudow hatte während der ganzen Zeit neben Krylzew gesessen und mit ihm geredet, in der Erwartung, daß er, wie es sonst geschehen,

nach dem gemeinsamen Abendbrot mit Katjuscha unter vier Augen würde sprechen können. Er hatte Krylzew unter anderm auch von Makars Anliegen betreffs seines Landsmannes gesprochen und ihm die Geschichte seines Verbrechens erzählt. Krylzew hatte mit Aufmerksamkeit, den leuchtenden Blick fest auf Nechljudow heftend, zugehört.

„Ja,“ sagte er plötzlich. „Ich habe schon oft darüber nachgedacht, daß wir so neben ihnen herschreiten und eigentlich gar nicht wissen, wer sie sind. Wir treten für sie ein und kennen sie nicht nur nicht, sondern wollen sie auch gar nicht kennen. Und, was noch schlimmer ist: sie hassen uns und halten uns für ihre Feinde. Das ist furchtbar.“

„Gar nichts ist daran furchtbar,“ sagte Nowodworow, der die Unterhaltung mit angehört hatte. „Die Massen sind stets roh und unentwickelt,“ sprach er mit seiner knarrenden Stimme.

In diesem Augenblick ließ sich hinter der Wand lautes Schimpfen, Poltern, Kettenrasseln, Kreischen und Schreien vernehmen. Irgendjemand wurde anscheinend geprügelt, und Hilferufe ertönten.

„Da haben Sie sie — die reinen Tiere! Was für ein Verkehr kann zwischen uns und ihnen bestehen?“ sagte Nowodworow ruhig.

„Tiere, sagst du — und soeben hat Nechljudow einen Fall erwähnt, der das Gegenteil beweist,“ versetzte Krylzew gereizt und erzählte, wie Makar sein Leben aufs Spiel setze, um seinen Landsmann zu retten. „Darin liegt schon nichts Tierisches mehr — das finde ich einfach heldenmütig.“

„Eine recht sentimentale Auffassung,“ sagte

Nechljudow von oben herab. „Wir können die Gemütsbewegungen dieser Menschen, die Motive ihrer Handlungen nur schwer begreifen. Du siehst hierin schon Großmut, und vielleicht ist nur der Neid gegen den andern, der sich auf diese Weise von der Zwangsarbeit drückt, im Spiele.“

„Warum willst du durchaus in andern Leuten nichts Gutes sehen?“ warf plötzlich Maria Pawlowna, die mit allen auf dem Dufuße stand, leidenschaftlich ein.

„Man kann doch nicht sehen, was nicht da ist,“ meinte Nowodworow.

„Was nicht da ist? Aber dieser Mensch weiß doch, daß ihn unter Umständen ein grausamer Tod erwartet!“

„Ich glaube,“ sagte Nowodworow, „daß, wenn wir unser Werk durchführen wollen, die erste Bedingung dafür ist, daß wir nicht phantasieren, sondern die Dinge so ansehen, wie sie sind.“ Kondratjew, der, in ein Buch vertieft, vor der Lampe saß, blickte auf und horchte auf die Worte seines Lehrers. „Man muß eben alles für die Volksmassen tun und nichts von ihnen erwarten,“ fuhr Nowodworow in dozierendem Tone fort. „Die Massen bilden das Objekt unserer Tätigkeit, können aber nicht unsere Mitarbeiter sein, solange sie so indifferent sind wie jetzt. Und darum ist es ganz illusorisch, von ihnen irgendein Mitwirken zu erwarten, bevor sich nicht der Entwicklungsprozeß in ihnen vollzogen hat, den wir durch unsere Tätigkeit vorbereiten.“

„Was für ein Entwicklungsprozeß?“ versetzte

Krylzew, der ganz rot geworden war. „Wir sagen immer, daß wir gegen Willkür und Despotismus sind — und ist denn das nicht der furchtbarste Despotismus?“

„Nicht im geringsten,“ antwortete Nowodworow ruhig. „Ich sage nur, daß ich den Weg kenne, den das Volk gehen muß, und daß ich ihm diesen Weg zeigen kann.“

„Wie kommst du aber dazu, den Weg, den du ihm zeigst, für richtig zu halten? Ist das nicht derselbe Despotismus, als dessen Konsequenzen auch die Inquisition und die Massenhinrichtungen der großen Revolution anzusehen sind? Auch jene waren theoretisch überzeugt, daß sie den einzig richtigen Weg gefunden hatten.“

„Wenn sie sich im Irrtum befanden, so beweist das noch nicht, daß auch ich mich irre. Und dann ist doch ein großer Unterschied zwischen den phantastischen Träumen jener Ideologen und den positiven Ergebnissen der ökonomischen Wissenschaft.“

Nowodworows Stimme schallte durch die ganze Zelle. Er sprach ganz allein, alle andern schwiegen.

„Ihr müßt ewig streiten,“ sagte Maria Pawlowna, als er einen Augenblick schwieg.

„Und wie denken Sie selbst denn darüber?“ wandte Nechljudow sich an Maria Pawlowna.

„Ich denke, daß Anatolij Recht hat, wenn er sagt, daß wir dem Volke nicht unsere Ansichten aufdrängen sollen.“

„Eine sonderbare Vorstellung von unserer Aufgabe,“ sagte Nowodworow und rauchte in ärgerlichem Schweigen an seiner Zigarette weiter.

„Ich kann mit ihm nicht reden,“ sagte Krylow im Flüstertone zu Nechljudow.

„Es ist hier auch wirklich besser zu schweigen,“ versetzte Nechljudow.

15.

Obschon Nowodworow sich in seinen Kreisen einer großen Achtung erfreute, obschon er sehr viel gelernt hatte und für sehr klug galt, zählte ihn Nechljudow doch zu denjenigen Revolutionären, die auf Grund ihrer sittlichen Qualitäten unter dem durchschnittlichen Niveau der Gesellschaft standen und dann auch, als Träger der neuen Weltanschauung, gleich ganz tief unter dieses Niveau sanken. Die geistigen Kräfte dieses Menschen — sein Zähler — waren groß; aber seine Meinung von sich selbst — sein Nenner — war im Verhältnis dazu riesengroß und über seine geistigen Kräfte weit emporgewachsen.

Er war ein Mensch, dessen geistiges Leben von ganz entgegengesetzter Struktur war wie dasjenige Simonsons. Simonson war ein Mensch von ausgeprägt männlichem Typus, einer von jenen Leuten, bei denen die Handlungen aus der Denktätigkeit folgen und durch sie bestimmt werden. Nowodworow dagegen gehörte zu den ausgesprochen weibischen Naturen, deren Denktätigkeit teils auf die Erreichung solcher Zwecke gerichtet ist, die sich aus dem Gefühlsleben ergeben, teils auf die

Rechtfertigung der Handlungen, deren Beweggründe im Gefühlsleben wurzeln.

Nowodworows gesamte Tätigkeit schien Nechljudow, obschon er es verstand, sie in sehr schönen Worten und mit überzeugenden Gründen darzulegen, im Grunde genommen doch lediglich auf seiner Eitelkeit und dem Wunsche, unter den Menschen eine führende Rolle zu spielen, zu beruhen. Dank seiner Fähigkeit, sich fremde Gedanken anzueignen und sie richtig wiederzugeben, hatte er als Schüler, auf dem Gymnasium und der Universität, bis zur Erreichung der Magisterwürde in den Kreisen der Lehrenden und Lernenden, in denen jene Fähigkeit besonders geschätzt wird, den Vorrang behauptet und seinen Ehrgeiz befriedigt gesehen. Als er dann aber das Diplom in der Tasche hatte, als das Lernen aufhörte und ihm das Feld fehlte, auf dem er den Vorrang behaupten konnte, da warf er plötzlich, wie Nechljudow von Krylzew, der Nowodworow nicht leiden konnte, erfuhr, alle seine Überzeugungen über Bord und wurde, um sich auf einem neuen Gebiete den Vorrang zu sichern, aus einem Anhänger des gemäßigten Fortschritts ein roter Revolutionär. Und da sein Charakter jener moralischen und ästhetischen Eigenschaften ermangelte, die den Zweifel und das Schwanken hervorrufen, so errang er sehr bald in der Partei des „Volkswillens“, der er sich anschloß, die seinem Ehrgeiz zusagende Stellung eines Führers. Nachdem er einmal seine Richtung gewählt hatte, zweifelte und schwankte er niemals mehr und war daher von seiner Unfehlbarkeit vollkommen überzeugt.

Alles erschien ihm ungewöhnlich einfach, klar und unzweifelhaft. Und bei der Beschränktheit und Einseitigkeit seiner Auffassung war in der Tat alles sehr einfach und klar, und man brauchte nur, wie er zu sagen pflegte, logisch zu sein. Sein Selbstvertrauen war so groß, daß es die Menschen nur abstoßen oder unterjochen konnte. Und da seine Tätigkeit sich hauptsächlich auf sehr junge Leute erstreckte, die sein unbegrenztes Selbstvertrauen als tief sinnige Weisheit nahmen, so unterwarfen sich ihm die meisten, und er hatte in den revolutionären Kreisen einen großen Erfolg. Seine Tätigkeit ging darauf aus, eine Volksempörung vorzubereiten, die Macht an sich zu reißen und auf einer allgemeinen Volksversammlung das Programm, das er abgefaßt hatte, zur Annahme zu bringen. Er zweifelte nicht daran, daß dieses Programm, das nach seiner Meinung alle Fragen erschöpfte, auch wirklich zur Annahme gelangen würde.

Die Kameraden achteten ihn wegen seiner Kühnheit und Entschlossenheit, liebten ihn jedoch nicht. Auch er liebte niemanden und sah in allen hervorragenden Menschen Nebenbuhler. Wenn er gekonnt hätte, wäre er am liebsten mit ihnen so umgegangen, wie die alten Affenmännchen mit den jungen umgehen. Er würde allen andern ihren Verstand und ihre Fähigkeiten entrissen haben, damit sie die Betätigung seiner Fähigkeiten nicht störten. Er war nur gut gegen Leute, die sich vor ihm beugten. Er war es jetzt, auf dem Marsche, nur gegen Kondratjew, gegen Wjera Jefremowna und die hübsche Grabez, die beide in ihn verliebt waren.

Obschon er im Prinzip für die Frauenemanzipation eintrat, hielt er in der Tiefe seiner Seele doch alle Frauen für dumm und eitel, mit Ausnahme derjenigen, für die er zufällig eine sentimentale Neigung hatte, wie dies jetzt mit der Grabez der Fall war. Diese Auserwählten hielt er dann für ungewöhnliche Frauen, deren wahren Wert er allein erkannt habe.

Die Frage nach den gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter erschien ihm, wie alle Fragen, sehr einfach und klar und durch die Anerkennung der freien Liebe endgültig entschieden. Er hatte eine Frau, mit der er nicht getraut war, dann eine zweite, mit der er zwar getraut war, von der er sich jedoch getrennt hatte, weil er sich überzeugt hatte, es sei nicht die echte Liebe, die sie beide verbinde, und jetzt trug er sich mit dem Gedanken, eine neue freie Ehe mit der Grabez einzugehen.

Auf Nechljudow blickte er mit Verachtung, weil er, wie er sich ausdrückte, in der Angelegenheit mit der Maslowa sich selbst zum Narren mache, namentlich aber, weil er es wagte, über die Mängel der bestehenden Ordnung und die Mittel zu ihrer Abhilfe nicht Wort für Wort dieselbe Meinung wie er, Nowodworow, zu haben, und sich sogar herausnahm, darüber auf seine eigene, „fürstliche“, das heißt närrische Art zu denken. Nechljudow kannte diese Gesinnung Nowodworows gegen ihn und fühlte zu seiner Betrübnis, daß er trotz der milden, versöhnlichen Stimmung, in der er sich während der ganzen Reise befand, ihm mit derselben Münze heimzahle und auf keine Weise die heftige

Abneigung, die er gegen diesen Menschen empfand, zu bezwingen vermöge.

16.

In der anstoßenden Zelle ließen sich die Stimmen der Obrigkeit vernehmen. Alles wurde still, und bald darauf trat der Korporal mit zwei Soldaten von der Eskorte in die Zelle der Politischen. Das war die Kontrolle.

Der Korporal nahm eine Zählung vor, wobei er auf jeden einzelnen der Anwesenden mit dem Finger wies. Als er an Nechljudow kam, sagte er in familiärem Tone:

„Jetzt dürfen Sie nicht mehr bleiben, Fürst, die Kontrolle ist vorüber. Sie müssen gehen.“

Nechljudow verstand den Sinn seiner Worte, trat an ihn heran und steckte ihm eine Dreirubelnote, die er bereit hielt, in die Hand.

„Nun, was soll ich schon mit Ihnen machen? Bleiben Sie meinetwegen noch.“

Der Korporal wollte gehen, als ein zweiter Unteroffizier, gefolgt von einem hochaufgeschossenen, mageren Arrestanten mit spärlichem Bartwuchs und blutunterlaufenem Auge, in die Zelle trat.

„Ich komme wegen der Kleinen,“ sagte der Arrestant.

„Da ist ja Väterchen gekommen,“ ließ sich plötzlich ein hellklingendes kindliches Stimmchen vernehmen, und ein blondes Flachsköpfchen tauchte

hinter der Ranzewa auf, die eben in Gemeinschaft mit Maria Pawlowna und Katjuscha für die Kleine aus einem von ihr geschenkten Rocke ein neues Kleid nähte.

„Ich bin es, Töchterchen, ich,“ sagte Busowkin — so hieß der Arrestant — freundlich.

„Sie hat es bei uns gut,“ sagte Maria Pawlowna, während sie voll Mitgefühl Busowkins zerschlagenes Gesicht betrachtete. „Lassen Sie sie hier!“

„Sie nähen mir ein neues Kleid,“ sagte die Kleine und zeigte nach der Ranzewa, die an dem Kleidchen nähte. „So ein schönes, ro—o—tes,“ plapperte sie.

„Willst du bei uns über Nacht bleiben?“ fragte die Ranzewa und streichelte die Kleine.

„Ja. Und auch Väterchen bleibt hier.“

Auf dem Gesichte der Ranzewa erschien ihr herzliches Lächeln.

„Väterchen kann nicht hier bleiben,“ sagte sie. „Aber die Kleine lassen Sie nur da,“ wandte sie sich an den Vater.

„Meinetwegen kann sie dableiben,“ sagte der Korporal, einen Augenblick in der Tür stehenbleibend, und ging dann zugleich mit dem Unteroffizier hinaus.

Kaum waren die Leute von der Eskorte fort, als Nabatow auf Busowkin zutrat und, ihn an der Schulter fassend, fragte:

„Ist es wahr, Bruder, daß euer Karmanow mit einem andern tauschen will?“

Das gutmütige, freundliche Gesicht Busowkins nahm plötzlich einen düstren Ausdruck an, und über seine Augen zog sich gleichsam ein Häutchen.

„Wir haben nichts gehört. Ich glaube — kaum,“ sagte er, und ohne daß das Häutchen von seinen Augen verschwand, fügte er hinzu: „Na, Anjutka, laß dir's gut gehen hier bei den Damen!“

„Er weiß um die Sache, und es stimmt, daß sie getauscht haben,“ sagte Nabatow. „Was werden Sie tun?“

„Ich werde es in der Stadt der Behörde sagen. Ich kenne sie beide von Angesicht,“ antwortete Nechljudow.

Alle schwiegen — offenbar fürchteten sie, daß der Streit von neuem ausbrechen könnte.

Simonson, der die ganze Zeit über schweigend, die Hände unter dem Kopfe, in der Ecke auf der Pritsche gelegen hatte, erhob sich jetzt entschlossen, ging vorsichtig um alle Dasitzenden herum und trat auf Nechljudow zu.

„Können Sie mich jetzt anhören?“ fragte er.

„Gewiß,“ sagte Nechljudow und erhob sich, um ihm zu folgen.

Katjuscha hatte gesehen, wie Nechljudow sich erhob — ihr Blick begegnete dem seinigen, und sie errötete und schüttelte gleichsam bedenklich den Kopf.

„Es handelt sich um folgendes,“ begann Simonson, als er mit Nechljudow auf den Korridor hinausgegangen war. Im Korridor dröhnte das Lärmen und Schreien der Kriminalgefangenen besonders laut, und Nechljudow runzelte die Stirn, aber Si-

monson ließ sich anscheinend durch den Lärm nicht stören.

„Ich kenne Ihre Beziehungen zu Katerina Michajlowna,“ fuhr er eindringlich fort und sah dabei Nechljudow mit seinen treuherzigen Augen offen und gerade an — „und ich halte es für meine Pflicht . . .“

Er mußte innehalten, da soeben dicht an der Tür zwei laut streitende Stimmen auf einmal loschrien.

„Ich sage dir, du Ochse: sie gehört nicht mir!“ schrie die eine Stimme.

„Ersticken sollst du dran, du Satan!“ krächzte die andere.

In diesem Augenblick trat Maria Pawlowna in den Korridor.

„Könnt ihr denn hier sprechen?“ sagte sie. „Geht doch da hinein, in die andere Zelle! Nur Wjerotschka ist drin.“

Sie ging ihnen voran in die kleine, für die weiblichen Politischen bestimmte Zelle, die offenbar sonst als Einzelzelle diente. Auf der Pritsche lag mit verhülltem Kopfe Wjera Jefremowna.

„Sie hat Migräne — sie schläft und hört nichts, und ich gehe hinaus,“ sagte Maria Pawlowna.

„Im Gegenteil: bleib nur,“ sagte Simonson — „ich hab’ vor keinem Menschen Geheimnisse, am wenigsten vor dir.“

„Nun gut,“ sagte Maria Pawlowna, rutschte nach Art der Kinder an der Pritsche herunter, daß sie tiefer zu sitzen kam, und machte sich zum Zuhören

bereit, wobei ihre schönen Augen irgendwohin in die Ferne zu blicken schienen.

„Mein Anliegen ist also dieses,“ wiederholte Simonson, „daß ich, nachdem ich Ihre Beziehungen zu Katerina Michajlowna kenne, mich verpflichtet fühle, Ihnen auch meine Beziehungen zu ihr zu erklären.“

„Ja — also was denn?“ fragte Nechljudow, der an der schlichten, aufrichtigen Art, wie Simonson mit ihm sprach, unwillkürlich Wohlgefallen fand.

„Daß ich nämlich Katerina Michajlowna heiraten möchte . . .“

„Sonderbar!“ sagte Maria Pawlowna, ihre Augen auf Simonson richtend.

„Ich habe mich entschlossen, sie zu bitten, daß sie meine Frau werden möchte.“

„Was kann ich da tun? Das hängt doch ganz von ihr ab,“ sagte Nechljudow.

„Ja, aber sie wird diese Frage nicht ohne Sie entscheiden.“

„Warum nicht?“

„Weil sie keine Wahl treffen kann, bevor nicht Ihre Beziehungen zu ihr endgültig entschieden sind.“

„Von meiner Seite ist die Frage endgültig entschieden. Ich wünschte nur das zu tun, was ich für meine Pflicht hielt, und außerdem ihr ihre Lage zu erleichtern, auf keinen Fall jedoch wünsche ich ihr in irgendeiner Beziehung Zwang anzutun.“

„Ja — aber sie will Ihr Opfer nicht annehmen.“

„Es ist von gar keinem Opfer die Rede.“

„Ich weiß auch, daß dieser ihr Entschluß unwiderruflich ist.“

„Nun, was ist dann noch mit mir groß zu reden?“ sagte Nechljudow.

„Sie möchte aber, daß auch Sie das anerkennen.“

„Wie soll ich denn anerkennen, daß ich etwas nicht tun soll, wozu ich mich verpflichtet fühle? Das einzige, was ich sagen kann, ist, daß ich nicht frei bin, sie aber frei ist.“

Simonson schwieg ein Weilchen, in Nachdenken versunken.

„Gut, ich will ihr das sagen. Glauben Sie nicht etwa, daß ich in sie verliebt bin,“ fuhr er fort. „Ich liebe sie als einen edlen, seltenen Menschen, der viel gelitten hat. Ich verlange von ihr nichts, ich möchte ihr jedoch herzlich gern helfen, ihre Lage erleichtern . . .“ In seiner Stimme ließ sich, zu Nechljudows Verwunderung, ein Zittern vernehmen. „Wenn sie Ihre Hilfe nicht annehmen will, dann mag sie die meinige annehmen. Falls sie einwilligt, würde ich darum einkommen, daß man mich dahin verschickt, wo sie ihre Strafe absitzen muß. Vier Jahre sind keine Ewigkeit. Ich würde neben ihr hinleben und könnte ihr vielleicht ihr Schicksal erleichtern . . .“ Er blieb vor Aufregung in seiner Rede stecken.

„Was kann ich dazu sagen?“ sprach Nechljudow. „Ich freue mich, daß sie einen solchen Beschützer wie Sie gefunden hat . . .“

„Das war es, was ich wissen wollte,“ fuhr Simonson fort. „Ich wünschte zu wissen, ob Sie, der Sie sie lieben und ihr doch alles Gute wünschen,

es für gut halten würden, daß sie die Ehe mit mir eingeht?“

„O ja,“ sagte Nechljudow bestimmt.

„Alles liegt an ihr, ich möchte nur, daß diese Seele, die so schwer gelitten hat, zur Ruhe kommt,“ sagte Simonson und sah dabei Nechljudow mit einer so kindlichen Sanftmut an, wie man sie bei einem Menschen mit so düsterem Aussehen nicht erwartet hätte.

Simonson erhob sich und ergriff Nechljudows Hand — dann näherte er sich ihm mit dem Gesichte, lächelte verlegen und küßte ihn.

„Ich will es ihr also sagen,“ sprach er und ging hinaus.

17.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ sagte Maria Pawlowna. „Verliebt ist er, bis über die Ohren verliebt! Das hätte ich nie erwartet, daß Wladimir Simonson sich auf so törichte, kindische Weise verlieben könnte. Das ist ja ganz sonderbar und, die Wahrheit zu sagen, geradezu traurig,“ schloß sie mit einem Seufzer.

„Und sie, Katja? Wie stellt sie sich nach Ihrer Meinung zu ihm?“ fragte Nechljudow.

„Sie?“ sagte Maria Pawlowna und zögerte ein Weilchen, da sie die Frage offenbar möglichst erschöpfend beantworten wollte. „Sie? Sehen Sie — sie ist, trotz ihrer Vergangenheit, ihrer Anlage nach eine der sittlichsten Naturen . . . und so feinfühlig . . .

Sie liebt Sie — liebt Sie auf eine schöne Art und ist glücklich, daß sie Ihnen wenigstens auf diese negative Weise, indem sie Ihr Schicksal nicht mit dem ihrigen verstrickt, etwas Gutes antun kann. Für sie wäre eine Ehe mit Ihnen ein furchtbarer Fehltritt, schlimmer als alle früheren, und darum wird sie nie darauf eingehen. Und zugleich beunruhigt sie Ihre Anwesenheit.“

„Wie denn — dann soll ich verschwinden?“ sagte Nechljudow.

Auf Maria Pawlownas Gesichte erschien ein anmutiges, kindliches Lächeln.

„Ja, zum Teil.“

„Wie ist denn das — zum Teil verschwinden?“

„Ich rede ja Unsinn; ich wollte Ihnen nur noch von ihr etwas sagen — daß sie nämlich wahrscheinlich die Torheit seiner schwärmerischen Liebe — von der er ihr gar nichts gesagt hat — erkennt und sich dadurch wohl sehr geschmeichelt fühlt, aber sich auch davor fürchtet. Sie wissen, ich bin in diesen Dingen nicht kompetent, aber ich glaube, daß auf seiner Seite das ganz gewöhnliche sinnliche Gefühl des Mannes, wenn auch maskiert, vorliegt. Er sagt, daß diese Liebe in ihm die Energie steigert, und daß diese Liebe platonisch sei. Aber ich weiß, daß, wenn es auch eine außergewöhnliche Liebe ist, ihr doch ganz gewiß etwas Häßliches zugrunde liegt . . . Es ist genau so, wie zwischen Nowodworow und der Grabez.

Maria Pawlowna war ganz in ihr Lieblingsthema hineingeraten und hatte Nechljudows Frage vergessen.

„Was soll ich also tun?“ fragte Nechljudow.

„Ich denke, Sie müssen mit ihr sprechen. Es ist immer besser, daß alles geklärt ist. Reden Sie mit ihr, ich werde sie rufen. Soll ich?“ sagte Maria Pawlowna.

„Bitte sehr,“ sagte Nechljudow, und Maria Pawlowna ging hinaus.

Eine seltsame Empfindung bemächtigte sich Nechljudows, als er allein in der kleinen Zelle zurückblieb und auf das leise, zuweilen durch einen Seufzer unterbrochene Atmen Wjera Jefremownas und das trotz der beiden dazwischenliegenden Türen laut vernehmliche Lärmen der Kriminalgefangenen hörte.

Das, was Simonson ihm da gesagt hatte, befreite ihn von der Verpflichtung, die er auf sich genommen hatte, und die ihm in Augenblicken der Schwäche schwer und unheimlich erschien. Und doch war ihm das, was jener gesagt, nicht nur unangenehm, sondern auch schmerzlich. Es spielte dabei der Umstand mit, daß Simonsons Vorschlag das Besondere, das in seinem eigenen Verhalten gegen Katjuscha lag, aufhob und in den Augen der andern den Wert des von ihm gebrachten Opfers verringerte. Wenn ein Mann, und noch dazu ein so wackerer Mann, der ihr gegenüber keine Verpflichtungen hatte, sein Schicksal an das ihrige zu knüpfen wünschte, dann war sein, Nechljudows, Opfer nicht mehr so bedeutend. Vielleicht war auch das einfache Gefühl der Eifersucht mit im Spiele: er hatte sich so an den Gedanken gewöhnt, daß sie ihn liebe, daß er sich nicht vorstellen konnte, sie könnte einen andern

liebgewinnen. Auch die Zerstörung seines einmal gefaßten Planes, in ihrer Nähe zu leben, solange sie ihre Strafe abbüßte, kam in Betracht. Wenn Simonson ihr Mann wurde, erübrigte sich seine, Nechljudows, Anwesenheit, und er mußte einen neuen Lebensplan entwerfen.

Er hatte noch nicht Zeit gefunden, sich in seinem Gefühle zurechtzufinden, als durch die geöffnete Tür der Lärm der Kriminalgefangenen, die heute etwas Besonderes vorzuhaben schienen, plötzlich lauter in die Zelle drang und Katjuscha diese betrat.

Sie näherte sich ihm mit raschen Schritten.

„Maria Pawlowna schickt mich her,“ sagte sie und blieb dicht vor ihm stehen.

„Ja, ich muß mit Ihnen sprechen. Aber setzen Sie sich. Wladimir Iwanowitsch hat mit mir gesprochen.“

Sie hatte sich gesetzt und die Hände in den Schoß gelegt, und sie erschien vollkommen ruhig. Kaum hatte jedoch Nechljudow Simonsons Namen ausgesprochen, als sie purpurrot wurde.

„Was hat er denn mit Ihnen gesprochen?“ fragte sie.

„Er sagte, daß er Sie heiraten wolle.“

Ihr Gesicht verdüsterte sich plötzlich und nahm einen schmerzlichen Ausdruck an, doch sagte sie nichts und senkte nur die Augen.

„Er bat mich um mein Einverständnis, oder um meinen Rat. Ich sagte ihm, daß alles von Ihnen abhängt, daß Sie zu entscheiden haben.“

„Ach, was ist denn das? Was soll das?“ sprach sie und sah ihm mit ihrem schielenden Blick, der

auf ihn immer so seltsam und so besonders stark einwirkte, in die Augen. Einige Sekunden schauten sie einander so Aug' in Auge an, und dieser Blick sagte ihnen beiden sehr viel.

„Sie haben zu entscheiden,“ wiederholte Nechljudow.

„Was soll ich entscheiden?“ sagte sie. „Alles ist schon längst entschieden.“

„Nein, Sie sollen entscheiden, ob Sie Wladimir Iwanowitschs Antrag annehmen,“ sagte Nechljudow.

„Was für eine Gattin kann ich ihm denn sein — in der Zwangsarbeit! Warum soll ich auch Wladimir noch unglücklich machen?“ sagte sie stirnrunzelnd.

„Ja — aber wenn die Begnadigung erfolgt?“ sagte Nechljudow.

„Ach, lassen Sie mich. Da ist nichts weiter zu reden,“ sagte sie, erhob sich und verließ die Zelle.

18.

Als Nechljudow gleich hinter Katjuscha in die Zelle der Männer kam, befanden sich dort alle in großer Erregung. Nabatow, der überall hinging, mit allen in Verkehr trat, alles beobachtete, hatte eine Nachricht gebracht, die alle überraschte. Die Nachricht bestand darin, daß er an der Wand einen Zettel gefunden habe, der von dem zu Zwangsarbeit verurteilten politischen Gefangenen Petlin geschrieben war. Alle hatten angenommen, daß Petlin längst

seine Strafe angetreten habe, und nun stellte sich plötzlich heraus, daß er erst kürzlich auf demselben Etappenwege, ganz allein mit den Kriminalverbrechern, hier durchgekommen war.

„Am 17. August,“ stand auf dem Zettel, „bin ich allein mit den Kriminalgefangenen abgeschickt worden. Newjerow war mit mir und hat sich in Kasan im Irrenhause erhängt. Ich bin gesund und munter und erhoffe alles Gute.“ Alle äußerten ihre Ansicht über die Lage Petlins und die Ursachen von Newjerows Selbstmord. Nur Krylzew schwieg, in Gedanken versunken, und sah mit den starren, glänzenden Augen vor sich hin.

„Mein Mann sagte mir, daß Newjerow schon in der Peter-Pauls-Festung Erscheinungen gehabt hat,“ sagte die Ranzewa.

„Ja, er war ein Poet, ein Phantast, solche Leute halten die Einzelhaft nicht aus,“ sagte Nowodworow. „Wenn ich einmal in Einzelhaft war, hemmte ich die Arbeit meiner Einbildungskraft und teilte meine Zeit ganz systematisch ein. Daher habe ich sie auch immer gut überstanden.“

„Warum soll man es nicht überstehen? Ich war oft geradezu froh, wenn man mich in eine Einzelzelle steckte,“ sagte Nabatow in munterem Tone, offenbar, um die düstere Stimmung zu verscheuchen. „Sonst schwebt man in ewiger Angst — daß man selbst hineinfällt, daß man die andern hineinreitet, daß man die Sache verdirbt. Ist man erst eingesperrt, dann hat die Verantwortung ein Ende, man kann ausruhen. Man sitzt da und raucht.“

„Du hast doch Newjerow näher gekannt?“

wandte sich Maria Pawlowna an Krylzew, dessen Gesicht, wie sie mit Unruhe bemerkte, plötzlich einen ganz verzerrten Ausdruck angenommen hatte.

„Newjerow — soll ein Phantast gewesen sein?“ platzte er unerwartet mit heiserer, gleichsam erstickender Stimme heraus. „Newjerow war ein Mensch, wie die Erde nur wenige trägt. So ganz kristallhell, ganz durchsichtig . . . Der konnte nicht nur nicht lügen, sondern sich nicht einmal verstellen! Und so feinfühlig war er . . . alle Nerven lagen bei ihm bloß . . . Eine so vielseitige, so reiche Natur, nicht solch ein . . . ach, was rede ich erst!“ Er schwieg ein Weilchen. Wir disputieren darüber, was besser ist,“ fuhr er dann fort, während seine Stirn sich runzelte — „ob man zuerst das Volk aufklären und dann die Lebensformen ändern, oder ob man zuerst diese ändern soll . . . ob der Kampf durch friedliche Propaganda oder durch terroristische Mittel zu führen ist . . . Wir disputieren — ja, solche Leute aber wie Newjerow . . . die disputieren nicht, die sind ihrer Sache sicher . . . Denen ist es gleich, ob Dutzende, ob Hunderte dabei zugrunde gehen . . . im Gegenteil . . .“

Seine Stimme versagte, und er mußte husten. Dann bat er um eine Zigarette.

„Es ist für dich nicht gut, Anatolij,“ sagte Maria Pawlowna. „Bitte, rauche nicht!“

„Ach, laß mich doch,“ sagte er ärgerlich und rauchte sich die Zigarette an, die ihm jemand gereicht hatte. Aber er begann noch heftiger zu husten, und es würgte ihn förmlich, als sollte er sich erbrechen.

Als er ausgehustet hatte, fuhr er fort zu sprechen: „Wir haben nicht getan, was wir sollten... Nein!.. Nicht rasonnieren sollten wir... sondern uns fest zusammenschließen... und handeln... und jene vernichten... ja!..“

„Aber sie sind doch auch Menschen,“ sagte Nechljudow.

„Nein, das sind keine Menschen... die das tun können, was sie tun!.. Ausrotten sollte man sie... wie die Wanzen... ja, weil sie...“

Ganz rot im Gesicht, begann er plötzlich noch stärker zu husten, und Blut entquoll seinem Munde. Nabatow lief hinaus, um Schnee zu holen. Maria Pawlowna brachte ein Fläschchen mit Baldriantropfen und bot sie ihm an, doch er stieß sie, die Augen schließend, mit seiner weißen, abgemagerten Hand fort und atmete schwer und rasch. Als der Schnee und das kalte Wasser, das man ihm gebracht, ihn ein wenig beruhigt hatten und er für die Nacht hingelegt worden war, verabschiedete sich Nechljudow von allen und ging mit dem Unteroffizier, der ihn abgeholt hatte und schon lange wartete, dem Ausgang zu.

Die Kriminalgefangenen waren jetzt still geworden, die meisten schliefen. Dicht nebeneinander lagen sie in den Zellen auf den Pritschen, unter den Pritschen, in den Durchgängen, und hatten doch nicht alle Platz gefunden. Ein Teil lag im Korridor auf dem Boden, die Köpfe auf den Säcken, mit den nassen Arrestantenröcken zugedeckt. Aus den Türen der Zellen und im Korridor hörte man Schnarchen, Stöhnen und Phantasieren. Überall sah

man dicke Haufen von menschlichen Leibern, die mit Arrestantenröcken zugedeckt waren. Nur in der Zelle der Ledigen schliefen einige noch nicht, sondern saßen in einer Ecke um einen Lichtstumpf, den sie auslöschten, als sie den Soldaten sahen, und im Korridor saß ein Greis unter der Lampe, ganz nackt, und suchte das Ungeziefer von seinem Hemd ab. Die verpestete Luft in der Zelle der Politischen erschien rein im Vergleich mit der penetranten, dumpfen Atmosphäre, die hier herrschte. Die schwelende Lampe war wie durch einen Nebel sichtbar, und das Atmen fiel schwer. Wollte man durch den Korridor gelangen, ohne auf einen der Schlafenden zu treten, so mußte man jedesmal vorher ein freies Plätzchen erspähen, auf das der Fuß treten konnte. Drei Mann, die offenbar selbst im Korridor nicht untergekommen waren, hatten sich im Flur dicht neben der übelriechenden großen Kufe, deren Inhalt an den Fugen hervorsickerte, niedergelegt. Einer der hier Nächtigen war ein schwachsinniger Alter, den Nechljudow öfters auf dem Marsche gesehen hatte. Ein zweiter war ein zehnjähriger Knabe — er lag zwischen den beiden andern und schlief, die Hand unter der Wange, auf dem Beine des einen.

Als Nechljudow aus dem Tor heraus war, blieb er stehen und atmete, die Brust weit dehnend, lange und tief mit voller Lunge die kalte, frische Luft ein.

19.

Draußen war es sternhell. Über den festgefrorenen, nur hier und da noch nachgebenden Straßenkot hinschreitend, gelangte Nechljudow nach seiner Ausspannung zurück und klopfte an das dunkle Fenster. Der breitschultrige Knecht kam barfuß heraus, schloß die Tür auf und ließ ihn in den Flur. Rechts im Flur ließ sich aus der „schwarzen“ Stube das laute Schnarchen der Fuhrleute vernehmen; vom Hofe her hörte man das Geräusch einer großen Anzahl von Pferden, die ihren Hafer kauten. Nach links hin führte eine Tür nach der guten Stube. In der guten Stube roch es nach Beifuß und Schweiß; hinter einem Verschlage ertönte ein gleichmäßiges, schlucksendes Schnarchen, das offenbar aus einem mächtigen Lungenpaar kam; vor den Heiligenbildern brannte ein Lämpchen in einem roten Glase. Nechljudow zog sich aus, legte auf dem mit Wachstuch überzogenen Diwan seinen Plaid und sein Lederkissen zurecht, streckte sich zur Ruhe hin und ließ noch einmal alles, was er an diesem Tage gehört und gesehen, an seinem Geiste vorüberziehen. Von all den Bildern, die ihm heute entgegengetreten, erschien ihm als das schrecklichste der Knabe, der, mit dem Kopfe auf dem Beine seines Nachbarn liegend, in der aus dem Unratkübel heraussickernden Jauche lag.

Obschon das Gespräch mit Simonson und Katjuscha ihm unerwartet gekommen war und wichtig genug erschien, verweilte er doch nicht weiter bei diesem Ereignis: die Frage, wie er sich in dieser

Angelegenheit zu verhalten habe, war allzu verwickelt und zugleich unbestimmt, und darum suchte er sich die Erinnerung daran fernzuhalten. Um so lebhafter vergegenwärtigte er sich die Szene im Flur, wo jene Unglücklichen, darunter der Knabe mit dem unschuldigen Gesichte, auf dem schmutzigen Fußboden ihre Nachtruhe hielten. Drei Monate lang hatte Nechljudow nun diese Quälerei, die hier von Menschen gegen Menschen verübt wurde, mit angesehen. Er hatte sich während dieser drei Monate mehr als einmal gefragt, ob er denn von Sinnen sei und Dinge sehe, welche die andern nicht sehen, oder ob jene von Sinnen seien, die das ausübten, was er sah. Aber sie übten dieses Grauenhafte so voll ruhiger Überzeugung aus, als ob es nicht nur so sein müsse, sondern sogar sehr wichtig und richtig sei, und so schien es schwer, ihnen den klaren Verstand abzusprechen. Und da er sich der Folgerichtigkeit seines eignen Denkens bewußt war, konnte er auch sich selbst den klaren Verstand nicht absprechen, und so befand er sich beständig in einem Zustande des Schwankens und Zweifels.

Was er in diesen drei Monaten gesehen, stellte sich ihm schließlich in folgender Weise dar. Durch das Gericht und die Administration wurden die nervösesten, leidenschaftlichsten, vielfach begabtesten und kraftvollsten, dabei jedoch an Schlaueit und Vorsicht hinter den andern zurückstehenden Individuen ausgelesen und, obschon sie durchaus nicht schuldiger oder für die Gesellschaft gefährlicher waren als die in der Freiheit Zurückbleibenden, nach den Gefängnissen, Etappenplätzen und Zwangs-

arbeitshäusern gebracht, um dort Monate und Jahre lang in Müßiggängerei festgehalten zu werden. Materiell gesichert, aber von der Natur, der Familie und der Arbeit ferngehalten und somit außerhalb aller Bedingungen des natürlichen und sittlichen Lebens der Menschen gestellt, wurden sie in jenen Anstalten allerhand überflüssigen Erniedrigungen ausgesetzt. Man legte ihnen Ketten an, rasierte ihnen die Köpfe, zwang sie, eine entehrende Kleidung zu tragen, und ertötete so in ihnen die Motive, welche Menschen mit schwachem Charakter veranlassen können, sich eines guten Lebenswandels zu befleißigen: die Sorge um die Meinung der andern, das Schamgefühl, das Bewußtsein der menschlichen Würde. Man setzte sie allen möglichen Lebensgefahren aus — der Ansteckung an den Orten der Einsperrung, der Erschöpfung, der körperlichen Mißhandlung und allerhand schlimmen Zufälligkeiten. Man brachte sie mit den verdorbensten Elementen, mit Mördern, Wüstlingen und Bösewichtern aller Art zusammen, die auf alle noch nicht ganz Verdorbenen wie die Hefe auf den Teig wirken mußten. Und durch all die unmenschlichen Handlungen endlich, die man gegen sie beging — durch die Mißhandlung von Kindern, Frauen und Greisen, durch das Prügeln mit Ruten und Peitschen, durch das Aussetzen von Belohnungen für die Einbringung von entlaufenen Gefangenen, ob sie lebendig oder tot eingebracht wurden, durch die Trennung der Männer von den Frauen und die Gestattung des Zusammenlebens fremder Frauen mit fremden Männern, durch das Erschießen, das Aufhängen —

brachte man ihnen die Überzeugung bei, daß alle diese Gewalttaten und Grausamkeiten nicht nur nicht verboten, sondern geradezu erlaubt sind, wenn sie dem, der sie ausübt, Vorteil bringen, und daß sie zumal denjenigen gegenüber erlaubt sind, die sich in Gefangenschaft, in Not und Elend befinden.

Alle diese Einrichtungen schienen Nechljudow vorsätzlich ausgedacht, um auf die beste und sicherste Weise möglichst viele Menschen zu verderben. Hunderttausende wurden jährlich so bis zum tiefsten Grade moralischer Verkommenheit heruntergebracht, und wenn sie dann durch und durch verdorben waren, wurden sie freigelassen, damit sie die in den Gefängnissen erworbene Verderbtheit im Volke weiter verbreiteten. In den Gefängnissen von Tjumen, Jekaterinbürg, Tomsk und auf den Etappenplätzen hatte Nechljudow beobachtet, wie vollkommen dieses anscheinend planmäßig aufgestellte Ziel erreicht wurde. Diese schlichten Menschen, die in der russischen, christlichen, bäuerlichen Moral aufgewachsen waren, sagten sich von dieser letzteren los und nahmen die neuen, den Gefängnissen eigentümlichen Anschauungen an, die in der Hauptsache darin bestanden, daß jede Erniedrigung, jede Vergewaltigung und selbst Vernichtung der menschlichen Persönlichkeit erlaubt ist, wenn sie dem eigenen Vorteil entspricht. Hatten sie eine gewisse Zeit im Gefängnis zugebracht, dann wußten sie, daß die von den Kirchen- und Morallehrern aufgestellten Gesetze, welche die Achtung vor dem Menschen und das Mitleid mit ihm predigen, ihnen gegenüber tatsächlich aufgehoben waren, und

folgerten daraus, daß diese Gesetze auch von ihnen nicht befolgt zu werden brauchten. An allen ihm bekannten Gefangenen konnte Nechljudow das beobachten — an Fjodorow, an Makar, ja selbst an Taras, der nach zweimonatigem Verkehr mit den Gefangenen seine Anschauungen so geändert hatte, daß Nechljudow durch die Sittenlosigkeit seiner Äußerungen oft betroffen war. Man hatte Nechljudow unterwegs von den Landstreichern erzählt, die, sobald sie in die Tajga *) entfliehen, irgendeinen Kameraden zur Mitflucht bereden, um ihn dann zu töten und sein Fleisch zu verzehren. Er hatte selbst einen Menschen gesehen, der dieses Verbrechens beschuldigt wurde und es auch zugab. Und das Entsetzlichste war, daß solche Fälle von Menschenfresserei nicht vereinzelt waren, sondern immer wieder vorkamen. Die Ausrottung des Verbrechens, die Abschreckung, die Besserung und die gesetzliche Vergeltung sollten, wie in den Büchern geschrieben stand, der Zweck aller dieser Einrichtungen sein. In Wirklichkeit jedoch wurde das Verbrechen, statt abgeschafft zu werden, nur weiterverbreitet; statt abgeschreckt zu werden, wurden die Verbrecher nur aufgemuntert, so daß viele, wie die Vagabunden, freiwillig in die Gefängnisse gingen; statt der Besserung trat eine planmäßige Ansteckung mit allen Lastern ein, und der Drang nach Vergeltung, nach Rache wurde durch die Bestrafung nicht nur nicht gemildert, sondern dort, wo er im Volke nicht existierte, ihm geradezu anerkundet.

„Warum geschieht das nun?“ fragte sich Nechljudow, und er fand keine Antwort auf diese Frage.

*) Der sibirische Urwald.

Was ihn am meisten in Erstaunen setzte, war, daß alles dies nicht etwa bloß gelegentlich, gleichsam unbewußt, oder aus Mißverständnis verübt wurde, sondern daß es schon immer im Laufe der Jahrhunderte verübt worden war, nur daß früher statt der heutigen Strafen das Aufreißen der Nasen, das Abschneiden der Ohren, das Brandmarken eingeführt war.

Man hatte Nechljudow gesagt, daß die Unvollkommenheiten, die ihm im Gefängnis- und Verschickungswesen aufgefallen waren, durch eine bessere Einrichtung der Einsperrungsorte beseitigt werden könnten. Diese Erklärung befriedigte ihn jedoch nicht. Er hatte von modernen Gefängnissen mit elektrischen Klingeln, von Hinrichtungen durch Elektrizität und ähnlichem gelesen, diese Vervollkommnung der Gewalttätigkeiten hatte ihn jedoch nur noch mehr empört. Vor allem aber war Nechljudow über das Verhalten gewisser Leute, die in den Gerichten und Ministerien saßen, empört: diese Leute bezogen auf Kosten des Volkes ein großes Gehalt dafür, daß sie, gestützt auf gewisse Bücher, die von ebensolchen Leuten wie sie selbst geschrieben waren, andere Leute, die gegen die von ihnen geschriebenen Gesetze verstoßen hatten, bestrafte, indem sie ihre Handlungen unter die Artikel dieser Gesetze brachten und die Täter diesen Artikeln gemäß an gewisse Orte schickten, wo sie sie nicht mehr zu sehen bekamen, und wo jene, der Willkür von verrohten Inspektoren, Aufsehern und Eskorteoffizieren überlassen, zu Millionen geistig und körperlich zugrunde gingen.

Nachdem Nechljudow die Gefängnisse und Etappenplätze genauer kennengelernt hatte, war er überzeugt, daß all die unter den Gefangenen verbreiteten Laster, die Trunksucht, die Spielwut, die Grausamkeit, all die schrecklichen Verbrechen, selbst die Menschenfresserei, keine zufälligen Erscheinungen, keine Zeichen der Degeneration oder Äußerungen eines bestimmten Verbrechertyps waren, wie gefällige Gelehrte es den Regierungen zuliebe ausgelegt haben, sondern daß alle diese Erscheinungen eine unvermeidliche Folge der falschen Auffassung der Menschen sind, daß ein Mensch den andern überhaupt richten und strafen dürfe. Er war der Überzeugung, daß die Menschenfresserei nicht in der Tajga beginne, sondern in den Ministerien, den Komitees und Departements, und daß sie in der Tajga nur ihren Abschluß finde.

„Sollte es wirklich möglich sein,“ dachte Nechljudow, „daß alles dies nur aus Mißverständnis geschieht? Sollte man es nicht so einrichten können, daß allen diesen Beamten ihr Gehalt gezahlt, ja daß ihnen noch besondere Gratifikationen dafür bewilligt würden, daß sie alles das, was sie jetzt tun, unterließen?“ Mit diesem Gedanken schief er, erst nach dem zweiten Hahnenschrei, ein, und schief so fest, daß er von den Flöhen, die bei der geringsten Bewegung, die er machte, wie die Tröpfchen einer Fontäne um ihn herumsprühten, gar nichts merkte.

Als Nechljudow erwachte, waren die Fuhrleute schon lange abgefahren, und die Wirtin hatte bereits Tee getrunken. Eben kam sie, sich mit einem

Tuche den Schweiß von dem dicken Halse wischend, ins Zimmer, um Nechljudow zu sagen, daß ein Soldat von der Eskorte einen Zettel für ihn gebracht habe. Der Zettel war von Maria Pawlowna. Sie schrieb, der Anfall Krylzew's sei ernsthafter, als sie alle gedacht hätten. „Wir wollten ihn erst zurücklassen und bei ihm bleiben, doch wurde uns das nicht gestattet, und wir nehmen ihn mit, fürchten aber das Schlimmste. Sehen Sie doch zu, ob Sie es in der Stadt vielleicht so einrichten können, daß er zurückbehalten wird und jemand von uns bei ihm bleibt. Wenn es dazu nötig sein sollte, daß ich mich mit ihm trauen lasse, bin ich natürlich auch dazu bereit.“

Nechljudow schickte den Knecht zur Poststation nach einem Wagen und begann rasch seine Sachen zu packen. Er hatte noch nicht das zweite Glas Tee getrunken, als das mit drei Pferden bespannte Postfuhrwerk unter Schellengeläut, über den hartgefrorenen Straßenkot wie über ein Steinpflaster daherrasselnd, am Hauseingang vorfuhr. Nechljudow rechnete mit der dickhalsigen Wirtin ab, trat rasch hinaus, setzte sich auf den geflochtenen Wagensitz und hieß den Kutscher so rasch wie möglich fahren, da er den Gefangenentransport einholen wollte. In kurzer Entfernung vom Dorfe traf er in der Tat schon auf die mit den Säcken und den Kranken beladenen Fuhrwerke. Der Offizier war nicht beim Zuge, er war vorausgefahren. Die Soldaten hatten anscheinend ein wenig getrunken und schritten munter plaudernd hinter dem Zuge und zu beiden Seiten der Straße daher. Der Wagenzug

war sehr lang. Auf den vorderen Wagen saßen ganz eng zusammen je sechs von den maroden Kriminalgefangenen, auf den letzten Wagen fuhren die Politischen, je drei auf einer Fuhre. Den allerletzten Wagen nahmen Nowodworow, die Grabez und Kondratjew ein; auf dem vorletzten Wagen saßen die Ranzewa, Nabatow und jene schwangere Frau, der Maria Pawlowna ihren Platz abgetreten hatte. Auf dem drittletzten Wagen lag, zwischen Kissen und Heu gebettet, Krylzew, während Maria Pawlowna neben ihm auf dem Wagenrand saß. Nechljudow ließ seinen Postillon neben Krylzows Wagen halten und ging an diesen heran. Der angeheiterte Eskortesoldat winkte Nechljudow mit der Hand, dieser achtete jedoch nicht weiter auf ihn und ging, sich an der Seitenstange des Wagens festhaltend, neben diesem her. Krylzew, im Schafpelz und einer Lammfellmütze, mit dem um den Mund gebundenen Tuche, erschien ihm noch magerer und blasser als sonst. Seine schönen Augen schienen heute besonders groß und glänzend. Das Rütteln des Wagens warf ihn hin und her; er sah Nechljudow unverwandt an, und als dieser ihn nach seiner Gesundheit fragte, schloß er nur die Augen und schüttelte ärgerlich den Kopf. Seine ganze Energie war anscheinend darauf gerichtet, die Stöße des Wagens zu ertragen. Maria Pawlowna saß auf der andern Seite des Wagens. Sie wechselte mit Nechljudow einen viel-sagenden Blick, der ihre ganze Angst um Krylzew zum Ausdruck brachte, und begann dann zugleich in heiterem Tone zu sprechen.

„Der Offizier schämt sich offenbar,“ rief sie

ganz laut, damit Nechljudow sie durch das Wagengerassel hindurch verstehen könnte. „Dem Busowkin hat er die Handschellen abnehmen lassen, er trägt seine Kleine jetzt selbst. Katja und Simonson gehen mit ihnen, und statt meiner geht Wjerotschka mit.“

Krylzew sagte irgend etwas Unverständliches und zeigte dabei auf Maria Pawlowna. Er zog die Augenbrauen zusammen, offenbar, um den Husten zurückzuhalten, und schüttelte den Kopf. Nechljudow neigte seinen Kopf vor, um ihn zu verstehen. Da steckte Krylzew den Mund aus dem Tuche heraus und flüsterte:

„Es ist jetzt viel besser. Wenn ich mich nur nicht erkälte . . .“

Nechljudow nickte bejahend und wechselte einen Blick mit Maria Pawlowna.

„Was macht denn das Problem der drei Himmelskörper?“ flüsterte Krylzew weiter und lächelte mühsam. „Die Lösung ist nicht leicht, wie?“

Nechljudow verstand ihn nicht, Maria Pawlowna erklärte ihm jedoch, daß Krylzew auf die Beziehungen zwischen Nechljudow, Katjuscha und Simonson anspiele, die er mit Sonne, Mond und Erde verglichen habe. Krylzew nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß Maria Pawlowna seinen Scherz richtig gedeutet habe.

„Die Lösung ist nicht meine Sache,“ sagte Nechljudow.

„Haben Sie meinen Zettel bekommen? Wollen Sie es tun?..“ fragte Maria Pawlowna.

„Unbedingt,“ sagte Nechljudow, und als er auf Krylzew's Gesicht ein Mißbehagen bemerkte, ging

er nach seinem Wagen zurück, stieg auf und fuhr, sich an den Wagenrändern festhaltend, an dem sich über eine ganze Werst erstreckenden Zuge der teils mit grauen Arrestantenröcken, teils mit kurzen Pelzen bekleideten, durch Fuß- oder Handschellen gefesselten Gefangenen vorüber. Auf der andern Seite der Straße erkannte Nechljudow das blaue Kopftuch Katjuschas, den schwarzen Paletot Wjera Jefremownas und die gehäkelte Mütze sowie die weißen, mit Schnüren umwickelten Strümpfe Simonsons. Er ging neben den Frauen her und sprach erregt auf sie ein.

20.

Als die Frauen Nechljudow erblickten, verneigten sie sich vor ihm, während Simonson mit einer gewissen Feierlichkeit die Mütze lüftete. Nechljudow hatte ihnen nichts zu sagen, er ließ daher nicht halten, sondern fuhr weiter. Als er auf den ausgefahrenen Weg hinauskam, fuhr sein Postillon noch schneller, doch mußte er immer wieder die glatten Geleise verlassen, um den auf der Straße nach beiden Richtungen fahrenden Wagen auszuweichen.

Der ganz von tiefen Radspuren durchwühlte Weg ging durch den dunklen Nadelwald, aus dem hier und da zu beiden Seiten das helle, sandfahle Laub der noch nicht entblätternen Birken und das hellere Grün der Lärchen hervorschimerte. In der Hälfte der Strecke hörte der Wald auf, und zu beiden

Seiten dehnten sich weithin die Felder. Goldene Kreuze erschienen, und die Kuppeln eines Klosters wurden sichtbar. Der Tag heiterte sich vollends auf, die Wolken verzogen sich, die Sonne stieg über dem Wald empor, und das feuchte Laub, die Pfützen, die Kuppeln und Kreuze der Kirchen glänzten hell in ihrem Lichte. Vorn, zur Rechten, in der blaugrauen Ferne, schimmerten am Horizont die weißen Berggipfel. Das Dreigespann lenkte in ein nahe der Stadt gelegenes Dorf ein. Die Dorfstraße war voll von Menschen — Russen und Eingeborene in ihren seltsamen Trachten wimmelten durcheinander. Männer und Frauen, teils betrunken, teils nüchtern, tummelten sich lärmend um die Marktbuden, Wirtshäuser und Fuhrwerke — man spürte dunkel die Nähe der Stadt.

Der Postillon trieb das rechte Beipferd mit der Peitsche an, nahm es schärfer in den Zügel, setzte sich ein wenig seitwärts auf den Bock, daß die Zügel rechts von ihm lagen, und fuhr, offenbar in der Absicht, recht keck und unternehmend zu erscheinen, in schneller Gangart die Hauptstraße entlang. Er fuhr nach dem Ufer des Flusses, über den eine Fähre ging. Die Fähre befand sich gerade in der Mitte des raschströmenden Flusses und kam vom jenseitigen Ufer. Diesseits erwarteten sie bereits an die zwei Dutzend Fuhrwerke. Nechljudow brauchte nicht lange zu warten. Die weit stromaufwärts abgetriebene Fähre ließ sich von der raschen Strömung fahren und wurde bald an die Bretter des Landungsplatzes herangetrieben.

Die hochgewachsenen, breitschultrigen, musku-

lösen und schweigsamen Fährleute in den kurzen Pelzen und hohen Stiefeln warfen mit der Geschicklichkeit, welche die Übung verleiht, die Taue aus, befestigten sie an den Pfosten, schoben die Sperrstangen beiseite und ließen die auf der Fähre befindlichen Fuhrleute ans Ufer. Dann wurde die Fähre aufs neue beladen, Wagen an Wagen wurde daraufgestellt, samt den Pferden, die vor dem Wasser scheuten. Der raschströmende, breite Fluß schlug gegen die Wände der Fährboote und spannte die Taue straff. Als die Fähre voll war und Nechljudows Wagen samt den ausgespannten Pferden, von allen Seiten eingezwängt, auf der Fähre untergebracht war, legten die Fährleute, ohne auf die Bitten der Zurückbleibenden zu achten, die Sperrstangen vor, lösten die Haltetaue und stießen ab. Auf der Fähre wurde es still, man hörte nur den schweren Tritt der Fährleute und das Anschlagen der Pferde gegen die Planken der Fähre.

Nechljudow stand am Rande der Fähre und blickte auf den breiten, reißenden Fluß. Zwei Szenen traten ihm abwechselnd vor die Seele: der von den Stößen des Wagens hin und her geworfene Kopf des in Verbitterung sterbenden Krylzew und die Gestalt Katjuschas, die rüstig am Wegrande neben Simonson daherschritt. Der eine dieser beiden Eindrücke — das Bild des sterbenden, auf den Tod nicht vorbereiteten Krylzew — wirkte auf ihn bedrückend und schwer. Der andere Eindruck — die frohgemute Katjuscha, die ein Mann wie Simonson lieb gewonnen hatte, und die nun den festen und sicheren Weg des Guten ging — hätte auf

ihn freudig wirken sollen, doch auch er lag mit schwerem Druck auf seiner Seele, und er vermochte diesen Druck nicht zu überwinden.

Aus der Stadt klang vom Kirchturm her über das Wasser das Dröhnen und Vibrieren der großen, ehernen Glocke. Der neben Nechljudow stehende Postillon und alle Fuhrleute nahmen einer nach dem andern die Mützen ab und bekreuzten sich. Dicht am Geländer stand ein alter Mann mit zerzaustem Haar, nicht groß von Gestalt, den Nechljudow erst gar nicht bemerkt hatte. Der Alte bekreuzte sich nicht, sondern sah, den Kopf emporrichtend, zu Nechljudow auf. Er trug einen geflickten, breiten Bauernrock aus Baumwollzeug, ein Paar Tuchhosen und ausgetretene, geflickte Bauernstiefel. Über seiner Schulter hing ein kleiner Quersack, und auf dem Kopfe trug er eine hohe, abgeschabte Pelzmütze.

„Warum betest du nicht, Alter?“ fragte ihn der Postillon, während er seine Mütze aufsetzte. „Bist wohl ein Ungetaufter?“

„Zu wem soll ich beten?“ sagte der Alte, und es klang aus seiner Stimme wie der Geist des Widerspruchs.

„Das weiß man doch, zu wem: zu Gott!“

„So zeig' mir ihn doch — wo ist dieser Gott?“

„Wo er ist?“ sagte der Fuhrmann. „Das weiß man doch: im Himmel.“

„Bist du dort gewesen?“

„Nein, aber alle wissen doch, daß man zu Gott beten muß.“

„Niemand hat Gott je gesehen, sondern der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoße ist,

der hat es uns verkündet,“ versetzte der Alte mit strengem Stirnrunzeln.

„Du bist, wie mir scheint, ein Heide,“ sagte der Fuhrmann, während er den Peitschenstiel hinter seinen Gürtel steckte.

„Welchen Glauben hast du eigentlich, Großväterchen?“ fragte ein bejahrter Mann, der neben seiner Fuhre am Rande der Fähre stand, den Alten.

„Gar keinen Glauben hab' ich. Weil ich nämlich niemandem glaube außer mir.“

„Wie kann man denn sich selbst glauben?“ mischte Nechljudow sich in das Gespräch. „Man kann sich doch irren!“

„Nein, niemals,“ versetzte der Alte in entschiedenem Tone.

„Warum gibt es denn aber verschiedene Glauben?“ fragte Nechljudow.

„Darum, weil man den Menschen glaubt und nicht sich selber. Auch ich habe den Menschen geglaubt und bin umhergeirrt wie im dunklen Walde. So verirrt hab' ich mich, daß ich nicht mehr hoffte, mich herauszufinden. Was es in der Welt nicht alles für Glauben gibt! Und jeder Glaube rühmt nur immer sich selber. Der Glauben sind wohl viele — aber der Geist ist nur einer, und er ist in mir, und in dir, und in allen. Glaube nur jeder dem Geiste, so werden alle vereinigt. Sei nur jeder für sich da, so werden alle zusammen sein.“

Der Alte sprach laut und sah sich immer dabei um — er wollte augenscheinlich, daß ihn recht viele hörten.

„Bekennen Sie sich schon lange zu diesem Glauben?“ fragte ihn Nechljudow.

„Ich? Ja, schon lange — seit dreiundzwanzig Jahren schon verfolgen sie mich um seinetwillen.“

„Verfolgen? Wieso?“

„Sie verfolgen mich eben — sie packen mich, führen mich vors Gericht, vor die Pharisäer und Schriftgelehrten, sperren mich ins Irrenhaus ein. Aber sie können mir nichts antun, weil ich eben frei bin. ‚Wie heißt du?‘ fragen sie mich, und sie glauben, wohl, ich werde mir irgendeinen Namen beilegen. Aber ich tue es nicht. Allem habe ich entsagt: keinen Namen habe ich, keine Heimat, nichts habe ich. Ganz für mich bin ich. — ‚Wie heißt du?‘ — ‚Mensch.‘ — ‚Wie alt bist du?‘ — ‚Ich hab’s nicht gezählt. Man kann es auch nicht zählen, weil ich immer gewesen bin und immer sein werde.‘ — ‚Wer war dein Vater, wer deine Mutter?‘ — ‚Ich habe keinen Vater und keine Mutter außer Gott und der Erde.‘ — ‚Und den Zaren — erkennst du den an?‘ — ‚Warum soll ich ihn nicht anerkennen? Er ist Zar über sich, und ich bin Zar über mich.‘ — ‚Ach,‘ sagen sie, ‚mit dir ist nicht zu reden.‘ — ‚Ich bitte euch auch nicht,‘ sag’ ich, ‚daß ihr mit mir redet.‘ Und so quälen sie mich in einem fort.“

„Und wohin gehen Sie jetzt?“ fragte ihn Nechljudow.

„Wohin Gott mich führt. Ich arbeite, und finde ich keine Arbeit, so bettle ich,“ schloß der Alte, als er bemerkte, daß die Fähre sich dem jenseitigen Ufer näherte, und blickte dabei seine Zuhörer triumphierend an.

Die Fähre legte am andern Ufer an. Nechljudow zog seine Börse hervor und wollte dem Alten Geld geben, doch er lehnte es ab.

„Das nehme ich nicht. Ich nehme nur Brot,“ sagte er.

„Nun, verzeih!“

„Es ist nichts zu verzeihen — du hast mich nicht beleidigt. Man kann mich überhaupt nicht beleidigen,“ sagte der Alte und nahm seinen Quersack, den er abgelegt hatte, über die Schulter.

Nechljudows Wagen war inzwischen von der Fähre gebracht und bespannt worden.

„Wie können Sie nur mit solch einem Menschen sprechen, Herr?“ sagte der Postillon zu Nechljudow, nachdem dieser die Fährleute mit einem Trinkgelde bedacht hatte und eingestiegen war. „Das ist ja solch ein Landstreicher, solch ein Tagedieb!“

21.

Als der Wagen auf eine Anhöhe gelangt war, wandte der Kutscher sich um.

„In welchem Gasthaus belieben Sie abzusteigen?“

„Welches ist das beste?“

„Keins kann wohl besser sein als der ‚Sibirische Hof‘, doch auch bei Djukow ist's gut.“

„Fahr, wohin du willst.“

Der Postillon nahm wieder die flotte Seitenhaltung ein und trieb die Pferde an. Die Stadt war ganz so wie alle andern Städte: die gleichen Häuser

mit Halbgeschossen und grünen Dächern, die gleiche Hauptkirche, die gleichen Läden und Magazine auf der Hauptstraße, und sogar die gleichen Polizisten. Nur daß die Häuser hier fast alle aus Holz und die Straßen nicht gepflastert waren. In einer der belebtesten Straßen ließ der Postillon das Dreigespann an der Einfahrt eines Gasthauses halten, da jedoch alle Zimmer besetzt waren, mußte Nechljudow sich nach einem andern Gasthaus begeben. In diesem bekam er ein Zimmer, und zum erstenmal nach zwei Monaten sah er sich, was Sauberkeit und Bequemlichkeit anbelangt, wieder in den gewohnten Lebensbedingungen. Wie anspruchslos und einfach auch die Einrichtung des ihm zugewiesenen Zimmers war, der Aufenthalt darin erschien ihm nach der ewigen Fahrt im Postkarren, nach all den Ausspannungen und Etappen jedenfalls als eine große Erleichterung. Vor allem empfand er das Bedürfnis, sich von dem Ungeziefer zu reinigen, das er nach seinen Besuchen auf den Etappenplätzen nie ganz hatte loswerden können. Nachdem er seine Sackten ausgepackt hatte, fuhr er sogleich ins Bad. Dann gab er seinem Äußeren einen städtischen Anstrich, indem er ein gestärktes Hemd, ein Paar Beinkleider mit Falten, einen Gehrock und Paletot anzog, und schickte sich an, dem obersten Chef der Provinz seine Aufwartung zu machen. Der Schweizer des Gasthofs holte ihm eine Droschke, vor die ein wohlgenährtes, großes Kirgisenpferd gespannt war, und in dem klirrenden Gefährt begab er sich nach einem großen, stattlichen Gebäude, vor dem eine Schildwache und außerdem ein Polizist auf Posten stand.

Das Haus lag in einem großen Garten, in dem zwischen den entlaubten Espen und Birken, deren kahle Äste in die Luft emporragten, das dichte, dunkle Grün der Fichten, Kiefern und Edeltannen hervorlugte.

Der General befand sich nicht wohl und empfing keine Besuche. Nechljudow bat gleichwohl den Lakaien, seine Karte abzugeben, und der Lakai brachte einen günstigen Bescheid: der General lasse bitten.

Das Vorzimmer, der Lakai, die Ordonnanz, die Treppe, der Saal mit dem glänzenden, gebohten Parkett — das alles war ganz ähnlich wie in Petersburg, nur etwas schmutziger und protziger. Nechljudow wurde in das Kabinett geführt.

Der General, ein sanguinischer Mensch mit gedunsenem Gesichte, einer Kartoffelnase, vortretenden Höckern auf der Stirn, kahlem Schädel und Säcken unter den Augen, saß in einem tatarischen seidenen Schlafrock, eine Zigarette in der Hand, beim Tee, den er aus einem Glase mit silbernem Untersatz trank.

„Seien Sie willkommen, Väterchen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie im Schlafrock empfangen — aber es ist immer besser, als wenn ich Sie gar nicht empfangen würde,“ sagte er, den Schlafrock zu knöpfend, der seinen dicken, im Nacken wulstige Falten bildenden Hals verbarg, „Ich bin nicht ganz wohl und gehe nicht aus. Was führt Sie hierher in unsern weltverlorenen Winkel?“

„Ich bin einem Gefangenentransport gefolgt, bei dem sich eine mir nahestehende Person be-

findet," sagte Nechljudow. „Und nun bin ich gekommen, um Ew. Exzellenz teils dieser Person wegen, teils noch in einer andern Angelegenheit meine Bitte zu unterbreiten.“

Der General tat einen Zug aus der Zigarette, nahm einen Schluck Tee, drückte dann die Zigarette an der Aschenschale aus Malachit aus und hörte, ohne die schmalen, verschwommenen, matt glänzenden Augen von Nechljudow abzuwenden, diesen ernsthaft an. Er unterbrach ihn nur einmal mit der Frage, ob er nicht rauchen wolle.

Der General gehörte zu dem Typus der gelehrten Militärs, die da glauben, daß eine Aussöhnung des Liberalismus und der Humanität mit ihrer Profession wohl möglich sei. Als ein von Haus aus kluger und guter Mensch jedoch hatte er sehr bald gefunden, daß eine solche Aussöhnung nicht möglich sei, und um jenen inneren Widerspruch, in dem er sich fortwährend befand, nicht zu sehen, hatte er sich mehr und mehr der unter den Militärs so verbreiteten Gewohnheit, viel Wein zu trinken, ergeben. Er hatte dieser Gewohnheit so leidenschaftlich gefrönt, daß er nach fünfunddreißigjährigem Militärdienst das geworden war, was die Ärzte einen Alkoholiker nennen. Er war förmlich durchtränkt vom Alkohol und brauchte nur irgendeine Flüssigkeit zu sich zu nehmen, um einen Rausch zu verspüren. Das Weintrinken war ihm zu einem Bedürfnis geworden, ohne dessen Befriedigung er nicht zu leben vermochte, und er war jedesmal gegen Abend vollkommen betrunken, obschon er sich diesem Zustande so sehr angepaßt hatte, daß er nicht schwankte und

keine besonderen Dummheiten sprach. Begegnete ihm dies aber doch einmal, so nahm er dabei eine so stramme, imponierende Haltung an, daß die Zuhörer eine noch so große Dummheit aus seinem Munde für klug hinnahmen. Nur in den Morgenstunden, zu der Zeit, da Nechljudow ihn antraf, glich er einem verständigen Menschen und konnte verstehen, was man zu ihm sprach. Man wußte in den oberen Regionen um sein Laster, aber er war immerhin gebildeter als die meisten seinesgleichen, obschon seine Bildung mit dem Zeitpunkt Halt gemacht hatte, als er von der Trunksucht befallen worden war. Dabei war er offen, kühn, gewandt, repräsentabel und auch in betrunkenem Zustande taktvoll, so daß man ihn auf dem angesehenen und verantwortlichen Posten beließ, auf den er einmal berufen worden war.

22.

Nechljudow erzählte dem General, die Person, für die er sich interessiere, sei eine Frau — sie sei unschuldig verurteilt und habe ein Gnadengesuch an die Allerhöchste Stelle eingereicht.

„So—o! Na — und?“ sagte der General.

„Man versprach mir in Petersburg, mir die Nachricht darüber, wie sich das Schicksal dieser Person weitergestalten würde, hierher zugehen zu lassen, und zwar noch im Laufe dieses Monats.“

Ohne die Augen von Nechljudow abzuwenden, streckte der General die Hand mit den kurzen Fin-

gern nach dem Tisch aus, klingelte und fuhr fort, schweigend zuzuhören, wobei er seine Zigarette weiterrauchte und ab und zu auffallend laut abhustete.

„Ich würde also bitten, diese Frau, wenn möglich, so lange hier zurückzubehalten, bis die Antwort auf das Gnadengesuch eingegangen ist.“

Eine Ordonnanz, welche die Stelle eines Lakaien vertrat, kam herein.

„Frage, ob Anna Wassiljewna aufgestanden ist,“ sagte der General zu der Ordonnanz — „und besorge noch Tee. Gibt es sonst noch etwas?“ wandte der General sich an Nechljudow.

„Meine zweite Bitte,“ fuhr Nechljudow fort, „betrifft einen politischen Gefangenen, der sich bei demselben Transport befindet.“

„So, so!“ sagte der General und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe.

„Er ist schwer krank, ein Sterbender. Man wird ihn jedenfalls hier im Krankenhause zurücklassen müssen, und nun möchte eine von den politischen Frauen bei ihm bleiben.“

„Ist sie ihm fremd?“

„Ja, aber sie ist bereit, sich mit ihm trauen zu lassen, wenn sie es dadurch ermöglichen kann, daß sie bei ihm bleibt.“

Der General schaute Nechljudow unverwandt mit den glänzenden Augen an, schwieg dabei und rauchte immer weiter, offenbar in der Absicht, den Gast durch seinen Blick zu verwirren.

Als Nechljudow geendet hatte, nahm der General ein Buch vom Tische, schlug rasch mit den

Fingern, die er zuvor beleckt hatte, die Seiten darin um, fand den Abschnitt über die Ehe der Gefangenen, den er suchte, und durchlas ihn.

„Zu welcher Strafe ist sie verurteilt?“ fragte er und hob die Augen vom Buche auf.

„Zu Zwangsarbeit.“

„Dann kann die Lage des Verurteilten durch eine Ehe nicht verbessert werden.“

„Ja, aber...“

„Erlauben Sie. Wenn ein Unbestrafter sie heiraten würde, müßte sie ihre Strafe ganz ebenso abbüßen. Die Frage ist, wer zu einer schwereren Strafart verurteilt ist, er oder sie?“

„Sie sind beide zu Zwangsarbeit verurteilt.“

„Na also — dann sind sie ja quitt!“ sagte lachend der General. „Sie hat dasselbe, was auch er hat. Er kann krankheitshalber hier bleiben,“ fuhr er fort — „und man wird natürlich alles tun, was sich tun läßt, um sein Los zu erleichtern; sie aber kann nicht hier bleiben, selbst wenn sie sich mit ihm trauen ließe...“

„Die Frau Generalin trinken eben Kaffee,“ meldete die eintretende Ordonnanz.

Der General nickte mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Ich will die Sache übrigens noch einmal erwägen. Wie heißen die beiden Leute? Schreiben Sie doch ihre Namen auf.“

Nechljudow notierte die Namen.

„Auch das kann ich nicht erlauben,“ sagte der General zu Nechljudow, als dieser ihn bat, den Kranken sehen zu dürfen. „Ich habe Sie natürlich nicht in irgendeinem Verdacht,“ sagte er, „aber

Sie interessieren sich für ihn und für die andern, und Sie haben Geld. Und hier bei uns ist alles käuflich. Man sagt mir, ich solle die Bestechlichkeit ausrotten. Wie soll ich aber einen Menschen über fünftausend Werst hinweg kontrollieren? Er ist dort ein kleiner Zar, so wie ich es hier bin," sagte er und lachte auf. „Sie haben die Politischen jedenfalls gesehen, haben Geld gegeben, damit man Sie zu ihnen ließ?" fragte er lächelnd. „Nicht wahr?"

„Ja, so ist's.“

„Ich kann es begreifen, daß Sie so handeln mußten. Sie wollen einen Politischen sehen. Und Sie bedauern ihn. Der Inspektor aber, oder der Mann, der ihn eskortiert, nimmt Geld, weil er ein erbärmliches Gehalt und eine Familie zu ernähren hat. Er muß es eben nehmen. Ich würde an seiner wie an Ihrer Stelle ganz ebenso handeln. An meiner Stelle jedoch gestatte ich mir nicht, vom strengen Buchstaben des Gesetzes abzuweichen, um so mehr, als ich menschlich fühle und mich leicht durch das Mitleid hinreißen lassen könnte. Ich bin nur der Ausführende, man hat mir mein Amt unter ganz bestimmten Bedingungen anvertraut, und die muß ich einhalten, muß das in mich gesetzte Vertrauen rechtfertigen. Na, die Frage wäre erledigt. Jetzt erzählen Sie, was in der Metropole los ist?"

Der General begann zu fragen und zu erzählen, wobei es ihm offenbar darauf ankam, gleichzeitig etwas Neues zu erfahren und seine eigene Bedeutung wie auch seine Humanität ins rechte Licht zu setzen.

„Na, wo sind Sie also abgestiegen? Bei Djukow? Dort ist's nicht gut. Kommen Sie doch zu uns zum Mittagessen,“ sagte der General, als er Nechljudow entließ. „Um fünf Uhr. Sprechen Sie Englisch?“

„Ja.“

„Das ist ja schön. Wir haben hier einen englischen Reisenden, sehen Sie, der das Verbannungswesen und die Gefängnisse Sibiriens studiert. Er ist heute bei uns zu Tisch, kommen Sie doch auch her. Wir essen, wie gesagt, um fünf, meine Frau hält auf Pünktlichkeit. Ich werde Ihnen dann auch Bescheid geben, was betreffs dieser Frau sowie des Kranken zu geschehen hat. Vielleicht wird es sich doch machen lassen, daß jemand bei ihm bleibt.“

Nechljudow verabschiedete sich von dem General und begab sich sogleich nach dem Postamt — er war in einer ganz besonders angeregten, unternehmungslustigen Stimmung.

Das Postamt bestand aus einem gewölbten, niedrigen Raume; hinter dem Pulte saßen die Beamten und gaben die eingelaufenen Briefe aus. Einer der Beamten klopfte, den Kopf zur Seite geneigt, ununterbrochen mit dem Stempel auf die Kuverts, die er rasch und flink unter den Stempel schob. Nechljudow nannte seinen Namen. Er brauchte auf seine Post nicht lange zu warten — man übergab ihm die für ihn eingegangene, ziemlich umfangreiche Korrespondenz. Es waren Geldsendungen darunter, und einige Briefe und Bücher, und die letzte Nummer der „Vaterländischen Annalen“. Nechljudow nahm

die Sachen und begab sich damit nach einer hölzernen Bank, auf der ein Soldat mit einem kleinen Buche saß, der auf irgendetwas wartete. Er setzte sich neben den Soldaten und begann die ihm eingehändigten Briefe durchzusehen. Es befand sich darunter ein eingeschriebener Brief in einem schönen Kuvert, mit einem scharfgeprägten Siegel aus grellrotem Briefflack. Er öffnete das Kuvert und sah, daß es neben einem Briefe seines ehemaligen Studienfreundes Selenin irgendein offizielles Schriftstück enthielt. Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg und das Herz stärker schlug: das war die Entscheidung in Sachen Katjuschas! Wie lautete sie? War es eine Ablehnung? Nechljudow durchflog hastig den Begleitbrief, der in einer winzig kleinen, schwer zu entziffernden, harten, brüchigen Handschrift geschrieben war, und atmete freudig auf. Die Entscheidung war günstig.

„Lieber Freund!“ schrieb Selenin. „Unser letztes Gespräch hat einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen. Du hattest bezüglich der Maslowa recht. Ich habe die Akten aufmerksam geprüft und mich überzeugt, daß ihr schreiendes Unrecht geschehen ist. Die Sache konnte nur in der Bittschriftenkommission wieder gutgemacht werden, bei der Du ja auch das Gnadengesuch eingereicht hast. Es gelang mir, bei der Entscheidung der Angelegenheit dort ein wenig mitzuwirken, und ich schicke Dir eine Abschrift des Begnadigungsschreibens an die Adresse, die mir die Gräfin Jekaterina Iwanowna gegeben hat. Das Originalschreiben ist an den Ort abgesandt worden, an dem die Maslowa zur Zeit

ihrer Verurteilung festgehalten wurde, und es wird voraussichtlich von dort sofort an die sibirische Zentralverwaltung abgegangen sein. Ich beeile mich, Dir diese angenehme Nachricht mitzuteilen, und drücke Dir freundschaftlich die Hand. Dein Selenin.“

Das Schriftstück selbst hatte folgenden Inhalt: „Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät für die an die Allerhöchste Stelle eingereichten Bittschriften. Abteilung so und so. Tisch so und so. Datum so und so. Auf Anordnung des Direktors der Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät für die an die Allerhöchsten Stelle eingereichten Bittschriften wird der Kleinbürgerin Jekaterina Maslowa hiermit bekanntgegeben, daß Seine Kaiserliche Majestät auf Grund des Allerhöchstderselben erstatteten alleruntertänigsten Vortrags der Bitte derselben stattzugeben geruht haben, mit der Maßgabe, daß die über sie verhängte Strafe der Zwangsarbeit in Ansiedelung in einer nicht zu weit entfernten Gegend Sibiriens umzuwandeln ist.“

Die Nachricht war froh und wichtig zugleich: alles, was Nechljudow nur irgend für Katjuscha und auch für sich selbst als wünschenswert erachten konnte, war erfüllt. Allerdings brachte diese Wandlung ihrer Lage neue Verwickelungen in seinen Beziehungen zu ihr mit sich. Wäre sie zu Zwangsarbeit verurteilt geblieben, dann wäre die Ehe, die er ihr vorgeschlagen, nur fiktiv gewesen und hätte nur insofern für sie eine Bedeutung gehabt, als sie gewisse Erleichterungen ihrer Lage möglich gemacht hätte. Jetzt aber stand nichts einem gemeinsamen Leben

im Wege — und darauf war Nechljudow nicht vorbereitet. Und was wurde aus ihren Beziehungen zu Simonson? Was hatten ihre gestrigen Worte zu bedeuten? Wenn sie einwilligte, Simonsons Frau zu werden — war das für ihn erfreulich oder nicht? Er konnte sich in dem Wirrwarr dieser Gedanken auf keine Weise zurechtfinden und zog es vor, nicht daran zu denken. „Alles das wird sich später finden,“ dachte er — „jetzt muß ich sie so bald wie möglich sehen, um ihr die freudige Nachricht zu überbringen und sie zu befreien.“ Er glaubte, daß die Abschrift des Begnadigungsdekrets, die er in Händen hatte, dazu genügen würde, und fuhr vom Postamt sogleich nach dem Gefängnis.

Obgleich der General ihm die Erlaubnis zum Besuch des Gefängnisses nicht erteilt hatte, wollte er doch den Versuch machen, sich daselbst Zutritt zu verschaffen. Er wußte aus Erfahrung, daß oft das, was sich bei den höheren Vorgesetzten auf keine Weise durchsetzen ließ, bei den unteren Stellen mit Leichtigkeit erreicht werden konnte. Außer Katjuscha wollte er auch Maria Pawlowna sprechen, um zu hören, wie es um Krylzew stand, und ihr mitzuteilen, was der General ihm betreffs ihrer gesagt hatte.

Der Gefängnisinspektor war ein hochgewachsener, korpulenter Mann von sehr imposantem Aussehen, mit einem Schnurrbart und einem Backenbart, der sich bis zu den Mundwinkeln hinzog. Er empfing Nechljudow sehr streng und erklärte ihm offen heraus, daß er ohne Bewilligung des Chefs keinem Fremden den Zutritt zum Gefängnis gestatten dürfe.

Auf Nechljudows Bemerkung, daß man ihm selbst in der Residenz den Zutritt gestattet habe, meinte der Inspektor:

„Das kann schon sein. Ich lasse aber niemanden herein.“ Dabei schien der Ton, in dem er sprach, zu besagen: „Ihr Herren aus der Residenz glaubt uns verblüffen und uns imponieren zu können — aber wir Ostsibirier kennen unsere Instruktionen und werden euch schon ein Licht aufstecken!“

Auch die Abschrift des Dekrets aus Seiner Majestät Höchsteigener Kanzlei übte auf den Inspektor keine Wirkung aus. Er weigerte sich ganz entschieden, Nechljudow in die Gefängnismauern einzulassen. Auf die naive Äußerung Nechljudows, daß die Maslowa vielleicht nach Vorweisung dieser Abschrift freigelassen werden könnte, lächelte er nur verächtlich und erklärte, daß, wenn jemand freigelassen werden solle, dies nur auf Grund eines Befehls seines unmittelbaren Vorgesetzten geschehen könne. Nur so viel versprach er, daß er der Maslowa von ihrer Begnadigung Mitteilung machen wolle, und daß er sie auch nicht eine Stunde zurückhalten würde, sobald betreffs ihrer Freilassung ein Befehl der ihm vorgesetzten Behörde vorläge.

Auch betreffs der Gesundheit Krylzows lehnte er jede Auskunftserteilung ab, ja, er meinte, er dürfe nicht einmal sagen, ob ein Arrestant dieses Namens sich im Gefängnis befinde. Ohne etwas erreicht zu haben, setzte Nechljudow sich in seine Droschke und fuhr nach seinem Gasthof.

Die Strenge des Inspektors hatte hauptsächlich darin ihren Grund, daß in dem überfüllten Gefängnis

— es waren doppelt so viel Gefangene da, als der Raum eigentlich faßte — zurzeit gerade eine Typhusepidemie herrschte. Der Kutscher, der Nechljudow fuhr, erzählte ihm unterwegs, daß im Gefängnis „das Volk sich sehr vermindere“. Irgendein Siechtum habe sie befallen, an die zwanzig Mann würden täglich verscharrt.

24.

Der Mißerfolg, den Nechljudow im Gefängnis gehabt, hatte seine angeregte, tatenfrohe Stimmung nicht verscheucht. Er begab sich alsbald nach der Kanzlei des Gouverneurs, um sich zu erkundigen, ob dort nicht bereits das Dekret über die Begnadigung der Maslowa eingegangen sei. Es war noch nichts eingetroffen, und so begab sich Nechljudow sofort wieder in sein Gasthaus zurück und schrieb in dieser Sache sogleich an Selenin sowie an seinen Advokaten. Als er die Briefe beendet hatte, sah er auf die Uhr — es war Zeit, sich zum General zum Mittagessen zu begeben.

Unterwegs kam ihm wieder der Gedanke, wie Katjuscha wohl ihre Begnadigung aufnehmen würde. Wo wird man sie ansiedeln? Wie wird er mit ihr leben? Was wird mit Simonson werden? Welcher Art sind ihre Beziehungen zu ihm? Er gedachte der Wandlung, die sich in ihrem Wesen vollzogen hatte. Und er gedachte auch ihrer Vergangenheit.

„Ich muß es vergessen, muß es austreichen,“ dachte er und beeilte sich wieder, die Gedanken

an sie zu verscheuchen. „Alles wird sich finden,“ sagte er sich und begann zu überlegen, was er dem General sagen sollte.

Das Mittagessen beim General war mit all dem Luxus hergerichtet, wie ihn die reichen Leute und die hochgestellten Beamten gewöhnt waren, und wie auch Nechljudow ihn kannte. Nach der langen Entbehrung nicht nur des Luxus, sondern auch der primitivsten Bequemlichkeiten machte dieses Mittagessen auf ihn einen ganz besonders angenehmen Eindruck.

Die Frau des Hauses war eine vornehme Petersburger Dame alten Schlages, ein ehemaliges Hoffräulein aus der Zeit des Kaisers Nikolaus. Sie sprach das Französische recht gut, das Russische dagegen recht mangelhaft. Sie hielt sich auffallend gerade und behielt bei allen Armbewegungen die Ellbogen fest an der Taille. Sie war in ihrem Wesen ruhig, benahm sich ihrem Manne gegenüber achtungsvoll, wenn auch mit einer gewissen Gedrücktheit, und war ihren Gästen gegenüber ungemein liebenswürdig, wenn auch ihre Liebenswürdigkeit, dem Range der Gäste entsprechend, gewisser Nüancen nicht entbehrte. Nechljudow wurde von ihr empfangen, als wenn er zur Familie gehörte, mit jener besonderen, unmerklichen Schmeichelei, die ihm sogleich wieder alle seine Vorzüge zum Bewußtsein brachte und ihm eine angenehme Genugtuung bereitete. Sie gab ihm zu verstehen, daß sie seine zwar originelle, jedenfalls aber ehrenwerte Handlungsweise, die ihn bis nach Sibirien geführt habe, wohl kenne, und daß sie ihn für einen unge-

wöhnlichen Menschen halte. Diese feine Anerkennung und der geschmackvoll-luxuriöse Zuschnitt des Lebens im Hause des Generals bewirkten, daß Nechljudow sich ganz dem Genusse der angenehmen Umgebung, der schmackhaften Speisen und des leichten, anregenden Verkehrs mit diesen gebildeten und wohlerzogenen Menschen hingab, als ob alles das, was er in der letzten Zeit erlebt hatte, nur ein Traum gewesen wäre, von dem er nun erst zur rechten Wirklichkeit erwacht sei.

Zu der Mittagstafel waren außer den Hausgenossen des Generals, seiner Tochter und ihrem Gatten sowie dem Adjutanten, auch noch der englische Reisende, ferner ein Goldbergwerksbesitzer und ein zufällig dienstlich in der Stadt anwesender Gouverneur aus einem entfernten sibirischen Bezirke hinzugezogen. Alle diese Leute waren Nechljudow sympathisch. Der Engländer, ein kräftiger Mensch mit rotem Gesichte, der sehr schlecht französisch sprach, in seiner Muttersprache dagegen sich als ein guter Erzähler und schwungvoller Redner erwies, hatte viel von der Welt gesehen und gab interessante Schilderungen aus Amerika und Indien, aus Japan und Sibirien zum besten.

Der junge Goldgrubenbesitzer, der Sohn eines Bauern, der sich hier in einem aus London bezogenen Frack und im Schmuck von Brillantknöpfen präsentierte, eine große Bibliothek besaß, sehr viel für wohltätige Zwecke opferte und dem europäischen Liberalismus huldigte, war für Nechljudow gleichfalls eine angenehme und interessante Erscheinung, da er einen ihm neuen, anziehenden

Typus, gleichsam ein edles Pfropfreis europäischer Kultur auf einem gesunden Bauernwildling, repräsentierte. Der Gouverneur der entfernten sibirischen Stadt war eben jener ehemalige Departementsdirektor, von dem man zur Zeit, als Nechljudow in Petersburg war, so viel gesprochen hatte. Es war ein wabbeliger Mensch mit dünnem, sorgfältig frisiertem Haar, sanften blauen Augen, sehr breiten Hüften, gut gepflegten, weißen, ringgeschmückten Händen und angenehmem Lächeln. Der General schätzte ihn darum, weil er nicht bestechlich war, während die Dame des Hauses, die eine große Musikfreundin und selbst eine sehr tüchtige Pianistin war, ihn als guten Musiker gern hatte und mit ihm vierhändig spielte. Nechljudows Gemütsstimmung war eine so wohlige und behagliche, daß auch dieser Mensch ihm heute nicht zuwider war. Der muntere, temperamentvolle Adjutant mit dem glattrasierten, blaugrauen Kinn wußte sich durch die gutmütige Gefälligkeit, mit der er bei jeder Gelegenheit seine Dienste anbot, angenehm zu machen. Am angenehmsten aber war Nechljudow das lebenswürdige junge Paar, das an der Mittagstafel teilnahm: die Tochter des Generals und ihr Gatte. Die Tochter war eine nicht gerade hübsche, doch sehr gutmütige junge Frau, die ganz in ihren ersten beiden Kindern aufging; ihr Gatte, den sie erst nach langem Kampfe mit den Eltern aus Liebe geheiratet hatte, war ein Kandidat der Moskauer Universität, von liberaler Richtung, bescheiden und klug; er stand im Staatsdienste und widmete sich der Statistik, insbesondere der Statistik der sibirischen Ein-

geborenen, deren Sitten und Bräuche er studierte, die er liebte und vor der Ausrottung zu bewahren suchte.

Alle waren nicht nur liebenswürdig und freundlich zu Nechljudow, sondern offenbar auch aufrichtig erfreut über seine Anwesenheit und betrachteten ihn als eine interessante neue Erscheinung. Der General, der beim Mittagessen im Militärröck mit einem weißen Kreuz um den Hals erschien, begrüßte Nechljudow als alten Bekannten und lud die Herren sogleich zu einem Imbiß mit Branntwein ein. Auf die Frage des Generals, was Nechljudow nach seinem Besuche bei ihm getrieben habe, erzählte dieser, er sei auf der Post gewesen und habe von der Begnadigung der Person, deretwegen er am Morgen gesprochen, Nachricht erhalten; er bitte jetzt nochmals um die Erlaubnis, das Gefängnis besuchen zu dürfen.

Der General war offenbar unzufrieden, daß beim Mittagessen von amtlichen Dingen gesprochen wurde, denn er runzelte die Stirn und schwieg.

„Trinken Sie Branntwein?“ wandte er sich auf französisch an den Engländer, der an ihn herantrat. Der Engländer trank ein Gläschen und erzählte, er habe die Kathedrale und das Bergwerk besichtigt, doch wünsche er noch das große Gefängnis für die Verschickten zu sehen.

„Das trifft sich ja sehr gut,“ sagte der General, zu Nechljudow gewandt — „dann können Sie beide zusammen hin. Geben Sie den Herren einen Passierschein,“ sagte er zu seinem Adjutanten.

„Wann wollen Sie hin?“ fragte Nechljudow den Engländer.

„Ich ziehe es vor, die Gefängnisse am Abend zu besuchen,“ sagte der Engländer. „Dann sind alle zu Hause, und es ist nichts vorbereitet, sondern alles ist so, wie es ist.“

„Ah, er will es in seiner ganzen Pracht sehen! Nun — mag er es sehen! Ich habe genug geschrieben; aber man hört nicht auf mich. So mögen sie es denn aus der ausländischen Presse erfahren,“ sagte der General und begab sich an die Mittagstafel, an der die Dame des Hauses den Gästen ihre Plätze anwies.

Nechljudow saß zwischen der Generalin und dem Engländer. Ihm gegenüber saß die Tochter des Generals und der ehemalige Departementsdirektor. Bei Tisch wurde das Gespräch vielfach unterbrochen. Man sprach über Indien, von dem der Engländer erzählte, dann über die französische Expedition nach Tonking, die der General streng verurteilte, und über die allgemeine Spitzbüberei und Bestechlichkeit, die in Sibirien zu Hause sei. Alle diese Gespräche waren für Nechljudow wenig interessant. Nach dem Mittagessen jedoch, als man im Gastzimmer beim Kaffee saß, entspann sich ein sehr interessantes Gespräch zwischen der Dame des Hauses und dem Engländer über Gladstone, und es schien Nechljudow, daß er selbst dabei manche treffende Bemerkung machte, die von den andern gut aufgenommen wurde. Wie er so nach dem guten Mittagessen und dem Wein unter all den lebenswürdigen, wohlherzogenen Leuten im weichen Lehn-

stuhl beim Kaffee saß, fühlte er sich immer wohler und wohler. Als dann die Generalin auf die Bitte des Engländers sich mit dem ehemaligen Departementsdirektor zusammen an den Flügel setzte und beide die wohleinstudierte fünfte Sinfonie von Beethoven vortrugen, da befand sich Nechljudow vollends in einem schon lange nicht mehr empfundenen Zustande inniger Selbstzufriedenheit, und es war ihm, als habe er jetzt erst erfahren, was für ein guter Mensch er sei.

Der Flügel war ausgezeichnet, und der Vortrag der Sinfonie tadellos. So wenigstens schien es Nechljudow, der diese Sinfonie liebte und kannte. Als er das herrliche Andante vernahm, fühlte er vor lauter Rührung über sich selbst und alle seine Tugenden ein Kribbeln in der Nase. Er dankte der Frau des Hauses für den lange nicht mehr gehabtten Genuß und wollte sich schon verabschieden, als die Tochter des Generals mit entschlossener Miene auf ihn zutrat und errötend sagte:

„Sie fragten nach meinen Kindern; wollen Sie sie sehen?“

„Sie glaubt nämlich, es müsse alle Leute interessieren, ihre Kinder zu sehen,“ sagte die Mutter, über die lebenswürdige kleine Taktlosigkeit ihrer Tochter lächelnd. „Den Fürsten interessiert das durchaus nicht.“

„Im Gegenteil, sehr!“ sagte Nechljudow, den dieses überfließende Gefühl glücklicher Mutterliebe rührte. „Bitte, zeigen Sie mir die Kleinen!“

„Nun führt sie den Fürsten gar zur Besichtigung ihrer Kinder,“ rief der General lachend vom

Kartentisch her, an dem er mit seinem Schwiegersohne, dem Adjutanten und dem Goldgrubenbesitzer Platz genommen hatte. „Gehen Sie schon, Fürst, tun Sie Ihre Pflicht.“

Die junge Frau ging, augenscheinlich sehr aufgeregt darüber, daß man sogleich ein Urteil über ihre Kinder fällen würde, mit raschen Schritten Nechljudow voran nach den inneren Gemächern. Im dritten Zimmer, einem hohen Raume mit weißen Tapeten, der von einer kleinen Lampe mit dunklem Lichtschirm erhellt wurde, standen nebeneinander zwei kleine Betten, und zwischen ihnen saß, mit einer weißen Pelerine angetan, die Kinderwärterin, eine Person von sibirischem Typus mit einem gutmütigen Gesichte, in dem die Backenknochen stark vorsprangen. Die Kinderfrau stand auf und verneigte sich. Die Mutter beugte sich über das erste Bettchen, in dem mit offenem Mündchen ein zweijähriges Mädclchen mit langem, lockigem, über das Kissen gebreitetem Haar ruhig schlief.

„Das ist Katja,“ sagte die Mutter, während sie die gestrickte, blaugestreifte Bettdecke, unter der eine kleine weiße Fußsohle hervorguckte, zurechtzog. „Ist sie nicht hübsch? Sie ist erst zwei Jahre alt.“

„Reizend ist sie!“

„Und das ist Wassjuk, wie ihn der Großvater nennt. Ein ganz anderer Typus — der richtige Sibirier, nicht wahr?“

„Ein prächtiges Kerlchen,“ sagte Nechljudow, während er den auf dem Bauche liegenden kleinen Dickwanst betrachtete.

„Nicht wahr?“ sagte die Mutter mit glücklichem Lächeln.

Nechljudow gedachte der Ketten, der rasierten Köpfe, der Schläge, des unzüchtigen Treibens, des sterbenden Krylzew, der armen Katjuscha mit ihrer ganzen Vergangenheit. Und er empfand etwas wie Neid und zugleich eine Sehnsucht nach einem ebenso schönen und, wie es ihm schien, reinen Glücke, wie er es hier vor sich sah.

Nachdem er noch mehrmals den Kindern sein Lob gesendet und damit der Mutter, die jedes seiner Worte gierig einsog, eine Freude bereitet hatte, ging er hinter ihr nach dem Salon zurück, wo der Engländer ihn bereits erwartete, um mit ihm zusammen, wie verabredet, nach dem Gefängnis zu fahren. Nechljudow verabschiedete sich von den alten und den jungen Herrschaften und trat mit dem Engländer auf die Vortreppe des Hauses hinaus.

Das Wetter war umgeschlagen. Dichter Schnee fiel in großen Flocken und hatte bereits die Straße und das Dach, die Bäume im Garten und die Auffahrt, das Verdeck der Droschke und den Rücken des Pferdes überschüttet. Der Engländer hatte seine eigene Equipage; Nechljudow befahl dem Kutscher des Engländers, nach dem Gefängnis zu fahren, während er selbst allein in sein Fuhrwerk einstieg und mit dem bedrückenden Gefühl, eine unangenehme Pflicht zu erfüllen, in der durch den Schnee nur mühsam hinrollenden Droschke hinterherfuhr.

25.

Das düstere Gefängnisgebäude mit dem Militärposten und der Laterne vor dem Tor machte trotz der reinen, weißen Schneedecke, die jetzt über alles, über die Auffahrt, das Dach, die Mauern, gebreitet war, und trotz der hellerleuchteten langen Fensterreihen einen noch düsteren Eindruck als am Morgen.

Der imposante Inspektor kam ans Tor heraus, las beim Schein der Laterne den für Nechljudow und den Engländer ausgestellten Passierschein und bewegte wie im Zweifel die mächtigen Schultern, forderte jedoch die Besucher in Erfüllung des erteilten Befehls zum Nähertreten auf. Er führte sie zuerst in den Hof und dann durch eine Tür rechts über eine Treppe nach dem Bureau. Er ersuchte sie, Platz zu nehmen, und fragte, womit er ihnen dienen könne. Als er Nechljudows Wunsch, jetzt sogleich die Maslowa zu sprechen, vernahm, schickte er umgehend einen Aufseher nach ihr. Dann schickte er sich an, die Fragen zu beantworten, die ihm der Engländer durch Nechljudows Vermittlung vorzulegen begann. „Für wieviel Mann ist das Gefängnis bestimmt?“ fragte der Engländer. „Wieviel Gefangene sind darin? Wieviel Männer, wieviel Frauen und Kinder? Wie groß ist die Anzahl der zu Zwangsarbeit Verurteilten, der freiwillig Folgenden? Wieviel Kranke sind vorhanden?“

Nechljudow übersetzte die Worte des Engländer und des Inspektors, ohne auf ihren Sinn zu achten, da er, ganz gegen seine eigene Erwartung,

durch die bevorstehende Zusammenkunft mit Katjuscha in heftige Erregung versetzt war. Er war eben mitten in einem Satze, den er dem Engländer übersetzte, als er Schritte vernahm, die sich der Tür des Bureaus näherten. Die Tür ging auf, und wie es schon so oft geschehen, so trat auch diesmal zuerst der Aufseher und hinter ihm, mit einem Tuche um den Kopf und in der Gefängnisjacke, Katjuscha herein. Ein beklemmendes Gefühl bemächtigte sich seiner bei ihrem Eintritt.

„Ich will als Mensch leben, will eine Familie, will Kinder haben,“ ging es ihm durch den Kopf, während sie mit raschen Schritten nähertrat.

Er erhob sich und ging ihr einige Schritte entgegen, und ihr Gesicht erschien ihm grob und unangenehm. Es hatte wieder den gleichen Ausdruck wie damals, als sie ihm Vorwürfe machte. Sie wurde rot und blaß, ihre Finger machten sich krampfhaft an dem Jackensaum zu schaffen, und sie sah ihn abwechselnd an und schlug die Augen nieder.

„Sie wissen, daß die Begnadigung erfolgt ist?“ fragte Nechljudow.

„Ja, der Aufseher sagte es mir.“

„Sie können von hier fortgehen, sobald das Dekret eingegangen ist, können sich niederlassen, wo Sie wollen. Wir müssen überlegen . . .“

Sie unterbrach ihn hastig: „Was soll ich da überlegen? Wo Wladimir Iwanowitsch sein wird, dort werde auch ich sein.“

Trotz ihrer heftigen Erregung heftete sie ihre Augen doch fest auf Nechljudow, während sie diese

Worte rasch und bestimmt vorbrachte, als ob sie sie vorher genau erwogen und vorbereitet hätte.

„Ah, so—o! So liegen die Dinge!“ sagte Nechljudow.

„Was soll ich denn tun, Dmitrij Iwanowitsch, wenn er doch will, daß ich mit ihm lebe,“ sagte sie, hielt jedoch erschrocken inne und verbesserte sich: „Daß ich bei ihm sei. Was kann ich mir Besseres wünschen? Ich muß das doch für ein Glück halten. Was soll ich sonst tun?“

„Eins von beiden: entweder sie hat Simonson lieb gewonnen, und es liegt ihr gar nichts an dem Opfer, das ich ihr zu bringen meinte, oder sie liebt mich nach wie vor und verzichtet gerade um meinetwillen auf eine Verbindung mit mir; sie verbrennt alle Schiffe hinter sich, indem sie ihr Schicksal mit demjenigen Simonsons verbindet,“ dachte Nechljudow, und er hatte eine Empfindung der Scham und fühlte, daß er erröte.

„Wenn Sie ihn lieben . . .“ sagte er.

„Was heißt lieben oder nicht lieben! Das habe ich schon aufgegeben, und Wladimir Iwanowitsch ist doch ein so ganz besonderer Mensch.“

„Ja, gewiß,“ versetzte Nechljudow. „Er ist ein ausgezeichnete Mensch, und ich meine . . .“

Sie fiel ihm wieder ins Wort, als fürchte sie, daß er etwas Überflüssiges sagen könnte, oder daß sie nicht dazu kommen würde, alles auszusprechen, was sie ihm sagen wollte.

„Nein, Dmitrij Iwanowitsch, Sie müssen schon verzeihen, wenn ich nicht tue, was Sie wollen,“ sagte sie, während sie ihm mit ihrem geheimnisvollen,

schielenden Blicke in die Augen sah. „Es soll offenbar nicht sein. Auch Sie müssen leben.“

Sie sagte ihm dasselbe, was er sich eben erst selbst gesagt hatte, jetzt aber waren es ganz andere Empfindungen, die ihn beherrschten: er schämte sich nicht nur, sondern er hatte auch ein Gefühl des Bedauerns um alles das, was er mit ihr verlor.

„Ich hätte das nicht erwartet,“ sagte er.

„Was sollen Sie hier leben und sich quälen? Sie haben sich genug gequält,“ sagte sie und lächelte.

„Ich habe mich nicht gequält — mir war wohl zu Mute, und ich wünschte, Ihnen noch weiter dienen zu können.“

„Wir werden nichts brauchen,“ sagte sie. Sie sagte „wir“ und sah dabei Nechljudow an. „Sie haben ohnedies schon so viel für mich getan. Wenn Sie nicht wären...“ Sie suchte nach Worten, und ihre Stimme begann zu zittern.

„Sie haben mir doch wirklich nicht zu danken,“ sagte Nechljudow.

„Was sollen wir miteinander abrechnen? Gott wird unsere Rechnung schon zum Ausgleich bringen,“ versetzte sie, und in ihren schwarzen Augen glänzten Tränen.

„Sie sind ein gutes Mädchen!“ sagte er.

„Ich — und gut?“ sagte sie unter Tränen, und ein wehmütiges Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Sind Sie fertig?“ fragte der Engländer Nechljudow in seiner Muttersprache.

„Sogleich,“ versetzte Nechljudow gleichfalls auf englisch und fragte Katjuscha nach Krylow.

Sie beherrschte ihre Erregung und erzählte

ruhig, was sie wußte; Krylzew sei unterwegs sehr schwach geworden, und man habe ihn sofort ins Krankenhaus gebracht. Maria Pawlowna sei sehr besorgt gewesen und habe sich als Pflegerin für das Krankenhaus angeboten, aber man habe sie nicht zugelassen.

„Ich kann also gehen?“ sagte sie, als sie bemerkte, daß der Engländer wartete.

„Ich nehme noch nicht Abschied, ich werde Sie noch sehen,“ sagte Nechljudow.

„Verzeihen Sie!“ sagte sie kaum hörbar. Ihre Augen begegneten sich, und nach dem seltsamen, schielenden Blicke und dem wehmütigen Lächeln, mit dem sie dieses „Verzeihen Sie!“ — statt „Leben Sie wohl!“ — sagte, begriff er, daß von den beiden Vermutungen, die er über die Gründe ihrer Entscheidung hatte, die zweite zutraf: sie liebte ihn und glaubte, daß sie sein Leben verderben würde, wenn sie sich mit ihm verbände. Ging sie auf Simonsons Vorschlag ein, dann war er frei — und sie war einerseits froh darüber, daß sie ihren Willen durchsetzte, und litt andererseits schwer, indem sie sich von ihm trennte.

Sie drückte seine Hand, wandte sich rasch ab und ging hinaus. Nechljudow sah sich nach dem Engländer um, der soeben irgendeine Beobachtung in sein Notizbuch eintrug. Nechljudow störte ihn nicht, sondern setzte sich auf eine hölzerne Bank, die an der Wand stand. Und plötzlich empfand er eine schwere Müdigkeit. Nicht von der schlaflosen Nacht, nicht von der Reise oder der Aufregung kam diese schreckliche Müdigkeit her, sondern sie kam,

wie er deutlich fühlte, von seinem ganzen Leben. Er stützte sich gegen die Rückenlehne der Bank, auf der er saß, schloß die Augen und fiel augenblicklich in einen schweren, todähnlichen Schlaf.

„Ist es Ihnen recht, jetzt nach den Zellen zu gehen?“ fragte ihn der Inspektor.

Nechljudow erwachte und wunderte sich darüber, wo er war. Der Engländer war mit seiner Eintragung fertig und wollte nun die Zellen sehen. Müde und teilnahmslos folgte ihm Nechljudow.

26.

Sie passierten den Flur und den Korridor, dessen scheußliche Luft ihnen Übelkeit verursachte. Von einem Aufseher begleitet, traten Nechljudow, der Engländer und der Inspektor in die erste Zelle der zu Zwangsarbeit Verurteilten. In der Zelle, deren mittlerer Raum von den Pritschen eingenommen war, hatten die Gefangenen sich bereits niedergelegt. Es lagen gegen siebzig Mann in der Zelle. Sie lagen Kopf an Kopf und Seite an Seite. Beim Eintreten der Besucher sprangen alle mit den Ketten rasselnd auf und stellten sich neben die Pritschen, wobei ihre zur Hälfte rasierten Schädel seltsam blinkten. Zwei von ihnen blieben liegen. Der eine war ein junger Mann, der, offenbar vom Fieber, im Gesicht ganz rot war; der andere war ein Greis, der ununterbrochen stöhnte.

Der Engländer fragte, wie lange der junge Arrestant schon krank sei. Der Inspektor sagte, seit

diesem Morgen, der Alte dagegen leide schon lange am Unterleib, doch könne man ihn nicht wegbringen, da das Lazarett längst überfüllt sei. Der Engländer schüttelte mißbilligend den Kopf, sagte, daß er diesen Leuten einige Worte sagen möchte, und bat Nechljudow, zu übersetzen, was er sagen würde. Es stellte sich heraus, daß der Engländer neben dem einen Zweck seiner Reise — der Schilderung des Verschickungswesens und der Gefängnisse Sibiriens — noch ein anderes Ziel verfolgte, nämlich die Verkündigung der Rettung durch den Glauben und die Erlösung.

„Sagen Sie ihnen, daß Christus Mitleid mit ihnen hatte und sie liebte,“ sagte er, „und daß er für sie gestorben ist. Wenn sie daran glauben, werden sie erlöst werden.“ Während er sprach, standen alle Arrestanten schweigend, in militärischer Haltung, vor den Pritschen. „In diesem Buche steht das alles geschrieben, sagen Sie ihnen das,“ schloß er. „Sind unter ihnen solche, die lesen können?“ Es ergab sich, daß mehr als zwanzig der Gefangenen lesen und schreiben konnten.

Der Engländer nahm aus einer Handtasche einige gebundene Exemplare des Neuen Testaments, und die muskulösen Arme mit den großen schwarzen Nägeln streckten sich ihm, einander stoßend und hindernd, aus den Hanfärmeln entgegen. Er verschenkte in dieser Zelle zwei Evangelien und begab sich in die folgende Zelle.

In dieser spielte sich dieselbe Szene ab. Dieselbe Schwüle, derselbe abscheuliche Geruch herrschte darin; ganz so wie dort hing auch hier

zwischen den Fenstern das Heiligenbild, während links vor der Tür der Schmutzkübel stand. Ebenso lagen hier die Gefangenen Seite an Seite dicht gedrängt auf den Pritschen, ebenso sprangen sie auf und richteten sich kerzengerade in die Höhe, und ebenso wie dort blieben auch hier etliche — diesmal waren ihrer drei — auf den Pritschen liegen. Zwei davon richteten sich im Sitzen auf, während der dritte ganz liegen blieb und die Eintretenden nicht einmal ansah. Alle drei waren krank. Der Engländer hielt die gleiche Rede wie vorher und verteilte zwei Evangelien.

In der dritten Kammer hörte man lautes Schreien und Lärmen. Der Inspektor klopfte gegen die Tür und rief: „Ruhig da!“ Als die Tür geöffnet wurde, standen wieder alle stramm neben den Pritschen, außer einigen Kranken und zwei sich Prügelnden, die mit wutverzerrten Gesichtern einander an Bart und Haaren zerrten. Erst als der Inspektor ganz nahe an sie heranging, ließen sie voneinander ab. Die Nase des einen war blutig geschlagen, er wischte sich mit dem Ärmel seines Rockes das triefende Gesicht ab, während der andere das ausgerissene Haar aus seinem Barte zog.

„Wo ist denn der Älteste?“ fragte der Inspektor streng.

Ein stattlicher, kräftiger Gefangener trat vor.

„Es war nicht möglich, sie zu bändigen, Ew. Gnaden,“ sagte der Älteste, dessen Augen munter lächelten.

„Ich werde sie schon bändigen,“ sagte der Inspektor finster.

„Warum haben sie sich geprügelt?“ fragte der Engländer.

Nechljudow fragte den Ältesten, weshalb der Streit stattgefunden habe.

„Wegen eines Fußlappens, den der eine sich aus Versehen angeeignet hatte,“ sagte der Älteste und fuhr fort zu lächeln. „Der andere stieß ihn, und der Gestoßene zahlte ihm doppelt und dreifach heim.“

Nechljudow übersetzte dem Engländer die Antwort.

„Ich möchte ihnen einige Worte sagen,“ sprach der Engländer, zum Inspektor gewandt, und Nechljudow übersetzte die Worte.

„Bitte,“ sagte der Inspektor.

Der Engländer nahm sein eigenes, in Leder gebundenes Testament heraus.

„Bitte, übersetzen Sie ihnen, was ich sage,“ wandte er sich an Nechljudow. „Ihr habt euch gezankt und geprügelt,“ fuhr er fort — „Christus aber, der für uns gestorben ist, hat uns ein anderes Mittel gegeben, unsere Streitigkeiten zum Austrag zu bringen. Fragen Sie sie, ob sie wissen, wie wir nach Christi Gebot mit einem Menschen verfahren sollen, der uns beleidigt?“

Nechljudow übersetzte die Worte und die Frage des Engländers.

„Der Obrigkeit Anzeige erstatten; damit sie den Streit schlichte?“ bemerkte einer der Gefangenen in fragendem Tone, als sei er seiner Sache nicht ganz sicher, während er zugleich zum Inspektor hinüberschielte.

„Ihm eins auf den Schädel geben, daß ihm die Lust vergeht, noch einmal anzufangen?“ sagte ein zweiter.

Einige lachten beifällig. Nechljudow übersetzte dem Engländer ihre Antworten.

„Sagen Sie ihnen, daß man nach Christi Gebot gerade das Gegenteil davon tun muß: schlägt dich jemand auf die eine Backe, dann reiche ihm auch die andere hin,“ sagte der Engländer, seine Worte durch entsprechende Bewegungen der Backen veranschaulichend.

Nechljudow übersetzte.

„Er soll's doch einmal probieren,“ ließ eine Stimme sich vernehmen.

„Und wenn er mir auch auf die andere Backe eine klebt, was soll ich ihm dann hinhalten?“ sagte einer der Kranken, die auf der Pritsche lagen. „Schließlich klopft er dich so lange, bis du windelweich bist.“

„Es käme immer auf 'ne Probe an,“ sagte jemand aus den hinteren Reihen und lachte vergnügt. Ein allgemeines, unwiderstehliches Gelächter bemächtigte sich der ganzen Zelle; selbst der soeben Geprügelte lachte über das ganze blutbesudelte Gesicht. Auch die Kranken lachten.

Der Engländer ließ sich nicht verblüffen und bat, ihnen zu sagen, daß das, was ihnen unmöglich scheine, doch möglich und ausführbar sei, wenn der Mensch glaube.

„Fragen Sie sie auch, ob sie trinken,“ fügte er hinzu.

„Na, und ob!“ rief einer, worauf die andern wieder in lautes Lachen ausbrachen.

An Kranken waren in dieser Zelle vier vorhanden. Auf die Frage des Engländers, warum die Kranken nicht in eine Zelle zusammengelegt würden, antwortete der Inspektor, daß die Kranken selbst das nicht wünschten. Übrigens litten diese Kranken an keiner ansteckenden Krankheit, und der Feldscher habe sie in Behandlung und leiste ihnen Hilfe.

„Eine schöne Hilfe — schon die zweite Woche läßt er sich nicht sehen!“ sagte eine Stimme. Der Inspektor antwortete nicht und führte die Besucher in die nächste Zelle. Wieder öffnete man die Tür, wieder standen alle auf und schwiegen still, und wieder verteilte der Engländer die Evangelien. Dasselbe geschah auch in der fünften und sechsten Zelle, zur Rechten wie zur Linken, hüben wie drüben.

Von den zu Zwangsarbeit Verurteilten ging es zu den von Gerichtswegen Verschickten, von diesen zu den von Gemeinde wegen Verschickten und von diesen wiederum zu den freiwillig Mitgehenden. Überall war das gleiche zu sehen: überall wurden dieselben frierenden, hungernden, untätigen, von Krankheiten angesteckten, entehrten, eingeschlossenen Menschen gleich wilden Tieren gezeigt.

Der Engländer hatte die Evangelien, die er mitgenommen, bereits verteilt, und er hatte nun nichts mehr zu verteilen und hielt auch keine Reden mehr. Das grausige Schauspiel, vor allem aber die stickige, verpestete Luft hatten offenbar auch seine Energie gebrochen, und er fand, während er durch

die weiteren Zellen schritt, auf den Bericht des Inspektors über die einzelnen Kategorien der Gefangenen nur immer die eine Antwort: „Allright! Allright!“ Nechljudow ging wie im Traume mit — er hatte nicht die Kraft, sich loszumachen und fortzugehen. Und immer noch war er so müde, so müde.

27.

In einer der Zellen der Verschickten erblickte Nechljudow zu seiner Verwunderung jenen selben Alten, den er am Morgen auf der Fähre gesehen hatte. Dieser Alte saß, ganz zerzaust und voll Runzeln, in dem aschgrauen, auf der Schulter zerrissenen Hemd und ebensolchen Hosen barfüßig neben der Pritsche auf dem Fußboden und sah die Eintretenden mit strengem, fragendem Blicke an. Sein ausge-
mergelter Körper, der durch die Löcher des schmutzigen Hemdes sichtbar war, bot einen kläglichen Anblick, sein Gesicht jedoch hatte einen noch ernsteren, noch gesammelteren und dabei lebendigeren Ausdruck als auf der Fähre. Alle Gefangenen sprangen auch hier, wie in den übrigen Zellen, auf und stellten sich beim Eintritt des Inspektors kerzengerade auf; nur der Alte blieb sitzen.

„Aufstehen!“ schrie ihn der Inspektor an.

Der Alte rührte sich nicht. „Warum soll ich aufstehen? Deine Diener stehen vor dir, ich aber bin nicht dein Diener. Setz' dich lieber dahin, ich will dir etwas erzählen,“ sagte der Alte und zeigte nach der Pritsche.

„Wa—a—as?“ rief der Inspektor drohend und trat auf ihn zu.

„Ich kenne diesen Menschen,“ beeilte Nechljudow sich, dem Inspektor zuzuflüstern. „Warum ist er hier eingesperrt?“

„Die Polizei hat ihn hergeschickt, weil er keinen Paß hat. Wir bitten immer, sie nicht herzuschicken, sie tut es aber doch,“ sagte der Inspektor mit einem ärgerlichen Blick nach dem Alten.

„Geh, geh,“ versetzte dieser mit einem finstern Blick auf Nechljudow, „sieh dir sie an, wie sie hier eingesperrt sind, als Mastfutter für die Läuse! Es heißt: Du sollst im Schweiß deines Angesichts dein Brot essen — sie aber sind hier eingesperrt und werden gefüttert wie die Schweine, bis sie wirklich zu Tieren werden. Geh nur, geh,“ fügte er mit blitzenden Augen hinzu, während Nechljudow sich anschickte, dem Engländer und dem Inspektor in den Korridor zu folgen.

Hier fragte der Engländer den Inspektor gerade nach der Bestimmung eines Raumes, dessen Tür offen stand, und der anscheinend leer war. Der Inspektor erklärte, es sei die Totenkammer.

„Oh!“ sagte der Engländer und sprach den Wunsch aus, den Raum zu besichtigen.

Die Totenkammer war eine gewöhnliche, nicht große Zelle. An der Wand brannte ein Lämpchen, bei dessen schwachem Lichte in der einen Ecke allerhand übereinander gepackte Säcke, Holz und dergleichen zu erkennen waren, während auf einer Pritsche vier Leichen lagen. Zunächst lag die Leiche eines Mannes von großer Gestalt, in einem Hanf-

hemd und Hanfbeckkleidern, mit einem kleinen, zugespitztem Bart und halbrasiertem Kopfe. Der Körper war bereits erstarrt: die blauen Hände waren anscheinend auf der Brust gefaltet worden, hatten sich jedoch wieder getrennt; auch die nackten Füße waren auseinandergespreizt und starrten mit den Zehen nach verschiedener Richtung in die Luft. Neben ihm lag eine alte Frau in weißem Rock und weißer Jacke, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit runzeligem, kleinem, gelbem Gesicht, spitzer Nase und einem kurzen dünnen Zopfe. Hinter der Alten lag noch der Leichnam eines Mannes, in einer lila Umhüllung. Diese Farbe rief in Nechljudow eine Erinnerung wach.

Er trat näher und betrachtete den Toten.

Das kurze, spitze, emporgesträubte Bärtchen, die kräftige, wohlgeformte Nase, die weiße, hohe Stirn, das dünne, lockige Haar — ja, diese Züge kamen ihm bekannt vor, und doch traute er seinen Augen nicht. Hatte er dieses Gesicht nicht erst gestern erregt, voll Zorn und Schmerz, gesehen? Jetzt war es ruhig und unbeweglich, und so beängstigend schön!

Ja, das war Krylzew, oder wenigstens jene irdische Spur, die seine materielle Existenz hinterlassen hatte.

„Warum hat er nun gelitten? Warum hat er gelebt? Hat er es jetzt begriffen?“ dachte Nechljudow, und es schien ihm, daß es keine Antwort gebe auf diese Fragen, daß es überhaupt nichts gebe außer dem Tode, und ein jähes, wildes Weh ergriff ihn.

Ohne sich von dem Engländer zu verabschieden, bat er den Inspektor, ihn auf den Hof zu begleiten, und in dem Gefühl, daß er jetzt allein bleiben müsse, um über alles das nachzudenken, was er an diesem Abend erlebt hatte, fuhr er in sein Gasthaus.

28.

Ohne sich schlafen zu legen, ging Nechljudow lange in seinem Gasthauszimmer hin und her. Seine Angelegenheit mit Katjuscha war zu Ende. Sie bedurfte seiner nicht, und das machte ihn traurig und beschämte ihn. Doch nicht das war es, was ihn jetzt quälte. Seine andere Aufgabe war nicht nur nicht zu Ende, sondern quälte ihn mehr denn je und erforderte mehr denn je seine Betätigung.

Vor seinem Geiste erhoben sich diese Hunderte und Tausende von Menschen, die in der verpesteten Luft eingesperrt waren und in dieser Einsperrung durch gleichgültige Generale, Staatsanwälte und Inspektoren festgehalten wurden. Er erinnerte sich des lauten Gelächters, in das die ganze Zelle ausgebrochen war, als die Worte des Evangeliums zitiert wurden, erinnerte sich jenes namenlosen Alten, der für verrückt gehalten wurde, weil sein freies Wort das Bestehende anklagte, und er erinnerte sich endlich des schönen, toten, wachsbleichen Gesichtes des armen Krylzew, der im Zorne über das herrschende Übel gestorben war und nun dort zwischen den Toten ruhte. Und die Frage, die ihn schon immer gequält hatte — ob er selbst von

Sinnen sei, oder ob jene Menschen es seien, die sich selbst für verständig hielten und doch alles das taten — erhob sich in neuer Stärke vor seinem Geiste und heischte dringend Antwort.

Vom Gehen und Grübeln ermüdet, setzte er sich vor der Lampe auf den Diwan und schlug mechanisch das Evangelienbuch auf, das der Engländer ihm zum Andenken geschenkt hatte, und das er, seine Taschen entleerend, auf den Tisch geworfen hatte. „Es heißt ja, daß darin Antwort auf alle Fragen zu finden sei,“ dachte er, und das Buch aufs Geratewohl aufschlagend, begann er es dort zu lesen, wo er es aufgeschlagen hatte. Und er las Matth., Kap. 18:

„1. Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größte im Himmelreich?

2. Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie,

3. Und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

4. Wer sich nun selbst erniedriget, wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich . . .“

„Ja, ja, so ist es,“ dachte Nechljudow, und er vergegenwärtigte sich, daß er immer nur in dem Maße, als er sich selbst erniedrigt hatte, Ruhe und Lebensfreude empfunden hatte.

„5. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf;

6. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“

„Was bedeutet das: ‚Wer aufnimmt‘? Wohin aufnimmt? Und was heißt ‚in meinem Namen‘?“ fragte er sich, da diese Worte ihm unverständlich waren. „Und was bedeutet der Mühlstein an seinem Hals und das Meer, wo es am tiefsten ist?“ Es schien ihm da etwas nicht genau und deutlich ausgedrückt, und er erinnerte sich, daß er auch früher schon beim Lesen des Evangeliums auf solche undeutliche Stellen gestoßen war. Auch die folgenden vier Verse schienen ihm verworren, wenn sie ihm auch etwas Gutes zu enthalten schienen. Dann las er weiter:

„11. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist.

12. Was dünket euch? Wenn irgendein Mensch hundert Schafe hätte, und eins unter denselben sich verirrt, läßt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, gehet hin, und sucht das verirrtete?

13. Und so sich's begibt, daß er es findet, wahrlich, ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, denn über die neunundneunzig, die nicht verirrt sind.

14. Also auch ist es von eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde.“

„Ja, es war nicht der Wille des Vaters, daß sie verderben sollten,“ dachte Nechljudow — „und nun verderben sie doch zu Hunderten und Tausenden, und es gibt kein Mittel, sie zu retten.“

„21. Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug, siebenmal?

22. Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.

23. Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte.

24. Und als er anfang zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehntausend Pfund schuldig.

25. Da er es nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn, und sein Weib, und seine Kinder, und alles, was er hatte, und bezahlen.

26. Da fiel der Knecht nieder, und betete ihn an, und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

27. Da jammerte den Herrn desselben Knechts, und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.

28. Da ging derselbe Knecht hinaus, und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig; und er griff ihn an und würgte ihn und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist.

29. Da fiel sein Mitknecht nieder, und bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

30. Er wollte aber nicht; sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis daß er bezahlte, was er schuldig war.

31. Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt, und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.

32. Da forderte ihn sein Herr vor sich und

sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest;

33. Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?“

„Sollte es wirklich nur das sein?“ rief Nechljudow plötzlich laut aus, nachdem er diese Worte gelesen. Und eine Stimme in seinem Innern antwortete laut: „Ja, nur das ist's!“

Und was ihm erst nur als eine Absonderlichkeit, eine paradoxe Behauptung, ja fast als ein Scherz erschienen war, stand plötzlich als die einfachste, über jeden Zweifel erhabene Wahrheit vor ihm. Es wurde ihm klar, daß das einzige sichere Mittel der Rettung vor jenem schrecklichen Übel, unter dem die Menschen leiden, darin bestand, daß sie sich selbst immer vor Gott für schuldig erachten und für unfähig, andere Menschen zu strafen und zu bessern. Es wurde ihm klar, daß jenes schreckliche Übel, das er in den Gefängnissen beobachtet, jene ruhige Selbstgewißheit der Menschen, die dieses Übel hervorbrachten, nur daher rührte, daß diese Menschen etwas Unmögliches möglich machen wollten: daß sie, selbst böse, das Böse aus der Welt schaffen wollten. Menschen, die selbst lasterhaft waren, wollten andere lasterhafte Menschen bessern und glaubten, dies auf mechanischem Wege erreichen zu können. Sie machten aus dieser vermeintlichen Bestrafung und Besserung eine Profession, wurden dadurch aber selbst im höchsten Maße verdorben und verdarben ihrerseits wiederum diejenigen, die sie quälten. Die Antwort, die er

nicht hatte finden können, war dieselbe, die Christus dem Petrus gegeben: daß man allezeit allen unendlich oft verzeihen solle, weil es keinen gibt, der selbst ohne Schuld und darum würdig wäre, die andern zu bestrafen oder zu bessern.

„Aber das ist doch unmöglich, daß es so einfach sein könnte!“ sprach Nechljudow bei sich selbst; doch so seltsam es ihm, der an das Gegenteil gewöhnt war, anfangs auch erschien: es war jedenfalls eine zweifellose, nicht nur theoretische, sondern auch praktische Lösung der Frage. Der Einwand: „Was soll man mit den Bösewichten tun, soll man sie etwa unbestraft lassen?“ brachte ihn nun nicht mehr in Verlegenheit. Dieser Einwand war nur dann von Belang, wenn erwiesen wurde, daß durch die Strafen die Verbrechen vermindert, die Verbrecher gebessert wurden. Wenn aber das Gegenteil bewiesen war — war es dann nicht das einzig Vernünftige, das nicht länger zu tun, was nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich, unmoralisch und grausam war?

In der Hoffnung, die Bestätigung dieses Gedankens in demselben Evangelium zu finden, begann er, es von Anfang an zu lesen. Als er an die Bergpredigt kam, die er schon früher nie ohne Rührung hatte lesen können, sah er heute zum ersten Male in dieser Predigt keine abstrakten, hohen Gedanken, die zumeist übertriebene, unerfüllbare Forderungen aufstellten, sondern einfache, klare, praktisch erfüllbare Gebote, deren Erfüllung — die ihm keineswegs schwer schien — eine völlig neue Einrichtung der menschlichen Gesellschaft her-

beiführen mußte, bei der nicht nur all die Vergewaltigungen, die Nechljudow so empörten, von selbst verschwanden, sondern auch das höchste den Menschen erreichbare Glück — das Reich Gottes auf Erden — verwirklicht wurde.

Das erste Gebot (Matth. 5, 21—26) war, daß der Mensch nicht nur nicht töten, sondern nicht einmal seinem Bruder zürnen solle, daß er niemanden schelten und sich mit demjenigen, mit dem er sich entzweit, noch bevor er sein Gebet richtet, versöhnen solle.

Das zweite Gebot (Matth. 5, 27—32), war, daß der Mensch nicht nur nicht ehebrechen, sondern überhaupt den Genuß der weiblichen Schönheit meiden solle, falls er sich aber einmal mit einer Frau vereinigt habe, ihr nie untreu werden dürfe.

Das dritte Gebot (Matth. V, 35—37) war, daß der Mensch nichts auf seinen Eid versprechen solle.

Das vierte Gebot (Matth. V, 38—42) war, daß der Mensch nicht nur nicht Zahn um Zahn Vergeltung üben, sondern die andere Backe darbieten solle, wenn man ihn auf die eine Backe schlägt, daß er Beleidigungen vergeben und mit Demut ertragen und nie einem andern verweigern solle, was dieser von ihm wünscht.

Das fünfte Gebot (Matth. V, 43—48) war, daß der Mensch seine Feinde nicht hassen und mit ihnen keinen Krieg führen, sondern sie lieben und ihnen helfen und dienen solle.

Er richtete seinen Blick, wie in Erstarrung, auf das Licht der brennenden Lampe. Er vergegen-

wärtigte sich all die Greuel unseres Lebens und suchte sich klarzumachen, was dieses Leben sein könnte, wenn die Menschen nach diesen Lehren des Evangeliums erzogen würden. Und eine Begeisterung, wie er sie seit langem nicht empfunden, erfaßte seine Seele. Es war ihm, als habe er nach langem Umherirren und Leiden plötzlich die Ruhe und die Freiheit gefunden.

Er fand die ganze Nacht keinen Schlaf, und wie es so vielen Menschen geht, die das Evangelium lesen, begriff er zum erstenmal die schon so oft gelesenen und nicht verstandenen Worte in ihrer ganzen Bedeutung. Wie ein Schwamm, der das Wasser einsaugt, so sog auch er all das Notwendige, Wichtige und Freudige ein, das ihm in diesem Buche offenbart wurde. Und alles, was er las, erschien ihm bekannt, und es schien ihm nur zu bestätigen und zum Bewußtsein zu bringen, was er schon lange vorher gewußt hatte, ohne daß er sich jedoch voll dazu bekänt und es geglaubt hätte. Jetzt aber war er sich dessen bewußt und glaubte daran. Er war sich bewußt, daß die Menschen durch Erfüllung dieser Gebote des höchsten ihnen erreichbaren Heils teilhaftig werden, daß darin das einzige vernünftige Ziel des menschlichen Lebens liege und jede Abweichung davon ein Fehler ist, der sofort seine Strafe im Gefolge hat. Das folgte aus der ganzen Lehre und war mit besonderer Schärfe und Kraft in dem Gleichnis von den Weingärtnern ausgesprochen. Die Weingärtner hatten sich eingebildet, daß der Garten, in den sie gesandt waren, um für den Herrn zu arbeiten, ihr Eigentum sei,

daß alles, was sich in dem Garten befand, für sie gemacht sei, und daß ihre Aufgabe nur darin bestehe, in diesem Garten ihr Leben zu genießen, indem sie den Herrn des Weingartens vergessen und diejenigen töten, die sie an ihn und an ihre Pflichten gegen ihn erinnerten.

„Dasselbe tun auch wir,“ dachte Nechljudow — „indem wir der törichten Überzeugung leben, daß wir selbst die Herren unseres Lebens seien, daß es uns um unseres Genusses willen gegeben sei. Es liegt auf der Hand, wie töricht ein solcher Glaube ist. Wenn wir hierher gesandt sind, so muß es doch nach jemandes Willen und zu irgendeinem Zweck geschehen sein. Wir aber haben entschieden, daß wir nur zu unserer Freude leben, während es doch klar ist, daß statt der Freude uns Schmerz und Bitternis zuteil wird, wie dem Arbeiter, der den Willen des Herrn nicht erfüllt. Der Wille des Herrn aber ist in jenen fünf Geboten ausgesprochen. Wenn die Menschen diese Gebote erfüllen, dann ist das Reich Gottes auf Erden begründet, und die Menschen sind des höchsten ihnen erreichbaren Heils teilhaftig geworden.“

„Trachtet nach dem Reiche Gottes, heißt es, und nach seiner Gerechtigkeit, und alles Übrige wird euch zugegeben werden. Wir aber trachten nach diesem Übrigen und finden es augenscheinlich nicht . . . Da ist sie, die neue Aufgabe meines Lebens! Die eine ist beendet, und die andere beginnt.“

Seit dieser Nacht begann für Nechljudow ein

völlig neues Leben — nicht, daß er in neue Lebensbedingungen eingetreten wäre: aber alles, was mit ihm fortan geschah, bekam für ihn eine ganz andere Bedeutung als früher. Wie diese neue Periode seines Lebens enden wird, wird die Zukunft zeigen.



Im Schneesturm

Im Schneesturm

1.

In der siebenten Abendstunde verließ ich, durch ein Glas Tee erwärmt, die Poststation. Ihr Name ist mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur, daß sie irgendwo im Lande der Donischen Kosaken, in der Nähe von Nowotscherkask lag. Es war bereits dunkel, als ich, fest in meinen Pelz gehüllt, mich neben Aljoschka in den Schlitten setzte. Hinter dem Stationsgebäude schien die Luft mild und ruhig. Es fiel zwar kein Schnee, doch war der Himmel bedeckt und erschien im Vergleich mit der reinen, weißen Schneefläche, die sich vor uns ausbreitete, auffallend dunkel und niedrig.

Kaum waren die schwarzen Gestalten der Windmühlen, von denen eine ihre mächtigen, unbeholfenen Flügel bewegte, hinter uns verschwunden, als ich bemerkte, daß der Weg beschwerlicher wurde und ganz mit Schnee verweht war. Der Wind begann mir heftiger in die linke Seite zu blasen, wehte die Schweife und Mähnen der Pferde auseinander und trieb eigensinnig den Schnee hoch, den die Schlittenkufen und die Hufe der Tiere aufwarfen. Das Schellengeläut war fast unhörbar, ein kalter Luftzug drang mir durch die Ärmelöffnung bis in den Rücken, und ich erinnerte mich des

guten Rates, den der Stationsvorsteher mir gegeben hatte, lieber auf der Station zu übernachten, da ich leicht unterwegs einschneien und gezwungen sein könnte, die Nacht im Freien zuzubringen.

„Werden wir uns nicht verirren?“ fragte ich den Postillon. Da ich keine Antwort erhielt, faßte ich meine Frage deutlicher: „Was meinst du, Postillon, werden wir die nächste Station erreichen, werden wir uns nicht verirren?“

„Gott mag's wissen!“ antwortete er, ohne den Kopf nach mir umzuwenden. „Ein schlimmes Wetter, nichts vom Wege zu sehen. Ach du lieber Gott!“

„Sag' also — hoffst du mich nach der Station zu bringen oder nicht?“ erkundigte ich mich weiter. „Werden wir hinkommen?“

„Wir sollten wohl hinkommen,“ antwortete der Postillon und fügte noch irgend etwas hinzu, was ich bei dem heftigen Winde nicht verstand.

Zum Umkehren hatte ich keine Lust. Aber auch die Aussicht, die ganze Nacht in Frost und Schneegestöber mitten in der öden Steppe zuzubringen, die diesen Teil des Kosakenlandes bildet, erschien mir durchaus nicht verlockend. Überdies hatte ich zu dem Postillon, obschon ich ihn im Finstern nicht genau gesehen hatte, aus irgendeinem Grunde nur geringes Vertrauen. Er saß mitten auf dem Kutschbock und nicht, wie sonst die Kutscher, auf der Seite, war von gar zu mächtigem Wuchse, hatte etwas Träges in seiner Stimme und trug eine große, auf seinem Kopfe bald dahin, bald dorthin schwankende Mütze, die gar nicht nach einer Postillonsmütze aussah. Auch die Art, wie

er die Pferde lenkte, gefiel mir nicht. Er hielt die Zügel in beiden Händen, wie ein Lakai, der hinter dem Kutscher auf dem Trittbrett steht. Ganz besonders aber mißtraute ich ihm darum, weil er ein Tuch um die Ohren gebunden hatte. Mit einem Worte: ich versprach mir nichts Gutes von diesem mürrischen, gekrümmten Rücken, der mir die Aussicht versperrte.

„Nach meiner Ansicht wäre es besser, daß wir umkehren,“ meinte Aljoschka.

„Ach du lieber Gott! Da, wie es treibt: nicht die Spur sieht man vom Wege! Kaum daß man die Augen aufmachen kann . . . Ach du lieber Gott!“ ächzte der Postillon.

Noch waren wir keine Viertelstunde gefahren, als der Postillon den Schlitten halten ließ, die Zügel Aljoschka übergab, ungeschickt die Beine vom Sitz streckte und, indem er mit seinen großen Stiefeln über den knirschenden Schnee hinschritt, den Weg zu suchen begann.

„Was ist denn los? Wohin denn? Haben wir etwa schon den Weg verloren?“ fragte ich. Aber der Postillon antwortete mir nicht, er wandte sein Gesicht von der Windseite ab und entfernte sich vom Schlitten.

„Nun, hast du den Weg gefunden?“ fragte ich, als er zurückkehrte.

„Nichts zu sehen,“ versetzte er in ärgerlichem, ungeduldigem Tone, als ob ich daran schuld sei, daß er vom Wege abgekommen war. Langsam streckte er seine großen Füße wieder unter das

Schutzleder und begann mit den steifgefrorenen Handschuhen an den Zügeln herumzuklauben.

„Was werden wir nun anfangen?“ fragte ich, als der Schlitten sich wieder in Bewegung setzte.

„Was sollen wir anfangen? Wir fahren weiter, wohin Gott uns führt.“

Und so fuhren wir aufs Geratewohl in kurzem Trabe weiter, abwechselnd durch ellenhohen Schnee und über die spröde, nackte Eiskruste. Bald waren wir mitten im schönsten Schneetreiben: von unten überschüttete uns der Wind mit immer neuen, immer heftigeren Schneeschauern, während von oben ein feiner, trockner Schnee zu fallen begann.

Wir fuhren wirklich, „wohin Gott uns führte“, denn nach kaum einer weiteren Viertelstunde kam uns kein einziger Werstpfehl mehr zu Gesichte.

„Was meinst du?“ fragte ich von neuem den Postillon, „werden wir die nächste Station erreichen?“

„Welche Station? . . . Zurück würden wir schon kommen; wenn wir die Pferde gehen lassen; zur nächsten Station aber kaum, da rennen wir nur ins Verderben.“

„Nun, dann fahre also zurück,“ sagte ich, „es ist schließlich besser . . .“

„Ich soll also umwenden?“ fragte der Postillon.

„Ja, ja, wende um.“

Der Postillon ließ die Zügel locker. Ich bemerkte gar nichts davon, daß er umgekehrt war, nur daß die Pferde rascher gingen; auf einmal jedoch blies mir der Wind in die rechte Seite, und bald wurden auch durch den Schnee hindurch die

Windmühlen wieder sichtbar. Der Postillon bekam auf einmal Mut und wurde gesprächig.

„Neulich waren auch Reisende in den Schneesturm geraten,“ begann er zu erzählen, „und da mußten sie in Heuschobern übernachten und kamen erst gegen Morgen an. Zum Glück waren sie noch auf die Heuschober gestoßen, sonst wären sie gar noch erfroren, so kalt war es. Auch so hat sich einer die Füße abgefroren und ist nach drei Wochen gestorben.“

„Aber heute ist's nicht so kalt, und der Wind scheint sich zu legen,“ versetzte ich. „Könnten wir nicht doch noch fahren?“

„Kalt ist's nicht, aber es treibt ganz böse. Jetzt scheint es leicht, weil wir zurückfahren, aber draußen geht's wieder los. Fahren könnte man schon, wenn's zum Beispiel mit Kurierpferden wäre, dann müßte es eben sein. Aber so steht's uns doch frei. Ist's etwa eine Kleinigkeit, den Fahrgast erfrieren zu lassen? Wie soll ich mich denn verantworten, wenn ich Euer Gnaden ins Grab bringe?“

In diesem Augenblick hörten wir das Schellengeläut einiger Dreigespanne, die rasch hinter uns herjagten.

„Es sind die Kurierschellen,“ sagte mein Postillon. „Wir haben nur ein solches Geschirr auf der Station.“

Die Schellen des ersten Schlittens, deren Geläut uns der Wind schon von weitem zutrug, waren von ganz ungewöhnlichem Wohlklange: hell und klar drang ihr voller, reiner, ein klein wenig schriller Ton durch die Luft. Es war, wie ich dann vernahm,

ein Jagdgeschirr — drei Glocken: in der Mitte eine große, sogenannte „Himbeerglocke“, welche die Terz anschlug, und zwei kleine, auf die Quint gestimmte Glöckchen zur Seite. Mitten in der einsamen, öden Steppe machte das Läuten dieses Glockenspiels einen ganz ungewöhnlichen, eigentümlich anheimelnden Eindruck.

„Das ist der Postwagen,“ sagte mein Postillon, als das erste der Dreigespanne mit uns in eine Linie kam. „Heda, wie ist der Weg? Kann man durchkommen?“ rief er dem Kutscher des letzten Schlittens zu. Dieser ließ seine Frage unbeantwortet und schrie nur auf seine Pferde ein.

Kaum waren die Schlitten an uns vorübergejagt, als das Schellengeläut sogleich im Winde verhallte.

Mein Postillon schien sich seiner Angst doch ein wenig zu schämen.

„Nun, dann wollen wir fahren, Herr,“ sagte er zu mir. „Die Leute da sind durchgekommen, man wird die frischen Spuren sehen.“

Ich willigte ein; wir kehrten wieder um und schleppten uns durch den tiefen Schnee weiter. Ich verwandte keinen Blick von den Spuren, damit wir nicht wieder vom Wege abkämen. Zwei Werst weit waren die Spuren ziemlich deutlich sichtbar, dann bemerkte man nur eine geringe Unebenheit unter den Schlittenkufen, und bald konnte ich gar nicht mehr unterscheiden, was Spur und was angewehter Schnee war. Das gleichmäßige Hinstarren nach der einförmigen weißen Fläche hatte meine Augen ermüdet, und ich blickte wieder geradeaus. Den dritten Werstpfehl sahen wir noch, den vierten jedoch ver-

mochten wir nicht mehr zu entdecken: ganz wie zuvor hatten wir den Wind bald vorn und bald hinten, bald links und bald rechts, und endlich waren wir so weit, daß der Postillon behauptete, wir seien nach rechts, und ich, wir seien nach links abgekommen, während Aljoschka bewies, daß wir wieder zurückfuhren. Wiederum hielten wir mehrmals an, und der Postillon streckte seine langen Beine heraus und machte sich auf, um den Weg zu suchen, doch alles war umsonst. Auch ich hatte einmal den Schlitten verlassen, um nachzusehen, ob es wirklich der Weg war, was mir als solcher erschien; aber nur ein paar Schritte weit kam ich mit Mühe gegen den Wind vorwärts und überzeugte mich, daß überall nur gleichförmige weiße Schneehaufen lagen, und daß ich den Weg nur in meiner Einbildung gesehen hatte.

Plötzlich war der Schlitten meinen Blicken entschwunden. Ich begann zu rufen: „Postillon! Aljoschka!“ Doch meine Stimme verhallte ungehört — ich fühlte, wie der Wind mir die Worte vom Munde nahm und sie augenblicklich weithin entführte. Ich ging nach der Richtung, in der ich den Schlitten vermutete, aber der Schlitten war nicht da. Ich wandte mich nach rechts — auch dort war er nicht zu finden. Ich begann — nicht ohne Scham erinnere ich mich dessen — mit lauter, durchdringender, sogar ein wenig verzweifelter Stimme noch einmal zu rufen: „Postillon! Aljoschka!“ — als plötzlich der Postillon nur zwei Schritte entfernt von mir auftauchte. Seine dunkle Gestalt mit der Peitsche und der großen, aufs Ohr geschobenen

Mütze schien plötzlich aus dem Boden emporgewachsen. Er führte mich zum Schlitten zurück.

„Gott sei Dank, daß es wenigstens nicht kalt ist,“ sagte er, „wenn es frieren würde, wär's schlimmer. Ach du lieber Gott!“

„Laß die Pferde gehen, mögen sie uns zurückbringen,“ sagte ich, nachdem ich im Schlitten Platz genommen hatte. „Was meinst du, Postillon, werden sie nach Hause finden?“

„Das denke ich doch.“

Er ließ die Zügel locker und schlug mehrmals mit der Peitsche nach dem Deichselferd. Der Schlitten setzte sich von neuem in Bewegung. Eine halbe Stunde mochten wir gefahren sein, da ertönten plötzlich vor uns die mir schon bekannten Jagdschellen: die drei Schlitten waren bereits wieder auf dem Rückwege nach der Station begriffen, die auch mein Reiseziel war. Sie hatten die Postaschen abgeliefert und fuhren mit Retourpferden, die hinten an die Schlitten festgebunden waren, nach ihrer Station zurück. Der mit drei großen Pferden bespannte Kurierschlitten fuhr rasch mit hellklingendem Geläut voraus. Der Postillon, der ihn lenkte, saß auf dem Kutschersitz und schrie munter auf die Pferde los. Im zweiten Schlitten saßen zwei Fuhrleute, die sich laut und lustig miteinander unterhielten. Einer von ihnen rauchte eine Pfeife, deren Feuer, vom Winde hell angefacht, einen Teil seines Gesichtes beleuchtete.

Ich schämte mich beim Anblick dieser Leute meiner Furcht vor dem Wetter, und mein Postillon

muß wohl etwas Ähnliches empfunden haben, denn auf einmal sagten wir beide wie aus einem Munde:
 „Wir wollen hinter ihnen herfahren.“

3.

Noch war das letzte Dreigespann nicht vorüber, als mein Postillon mit einer ungeschickten Wendung unsern Schlitten herumschwenkte und mit der Deichsel gerade zwischen die ungekoppelten Pferde fuhr. Eins der Dreigespanne wurde scheu, riß sich los und sprengte in die Steppe davon.

„Seht doch den schieläugigen Satan! Sieht gar nicht, wohin er unwendet! Auf die Leute fährt er los, dieser Kerl!“ begann einer der Fuhrleute mit heiserer Stimme zu schelten. Es war ein kleines und, soweit ich nach Stimme und Haltung schließen konnte, ältliches Männchen, das in dem letzten Schlitten gesessen hatte und nun hurtig herausprang, um hinter den flüchtigen Pferden herzu-eilen, nicht ohne daß mein Postillon noch sein gut Teil Schimpfwörter abbekam.

Die Pferde wollten sich jedoch nicht fangen lassen, und Fuhrmann und Pferde waren im Nu in dem weißen Schneenebel verschwunden.

„Wassili—ij! Komm doch mal mit dem Falben her, so fang' ich sie ni—icht!“ hörte man noch seine Stimme.

Einer der Fuhrleute, ein Mensch von ungewöhnlich hohem Wuchse, stieg aus seinem Schlitten, schirrte schweigend sein Dreigespann los, stieg, die

Geschirriemen als Bügel benutzend, auf eins der Pferde und sprengte in unregelmäßigem Galopp durch den Schnee in der Richtung davon, aus der die Stimme gekommen war.

Wir fuhren mit den beiden andern Schlitten querfeldein hinter dem Kurierschlitten her, der mit lautem Schellengeläut in scharfem Trabe vorausjagte.

„Er wird sie kaum fangen,“ meinte mein Postillon. „Wenn sie nicht von selbst zu den andern Pferden zurückkommen, müssen es recht mutwillige Tiere sein. Die rennen jetzt Gott weiß, wohin . . .“

Von dem Augenblick an, da wir hinter den andern herfuhren, war mein Postillon viel munterer und gesprächiger geworden. Ich war selbst noch nicht schläfrig, und so begann ich eine Unterhaltung mit ihm. Ich fragte ihn, woher er sei, und wie er in diese Gegend komme, und ich erfuhr, daß er ein Landsmann von mir, ein „Herrschaftlicher“ aus dem Dorfe Kirpitschnoje in der Gegend von Tula sei; daß bei ihnen im Dorfe nur wenig Boden zu vergeben sei und seit der Cholera das Getreide gar nicht mehr wachsen wolle; daß er zwei Brüder habe, von denen der jüngere verheiratet sei und eine eigene Wirtschaft führe, während der andere bei den Soldaten sei; daß er selbst seine Frau verloren habe und sich als Fuhrmann durch die Welt schlage, um seinen Bruder zu unterstützen, da die Ernte niemals länger als bis Weihnachten vorhalte; daß er sich, Gott sei Dank, bei der Post ganz gut stehe und hundertundzwanzig Rubel jährlich verdiene, von denen er hundert Rubel den Seinigen

schicke, und daß dieses Leben ganz erträglich wäre, wenn nicht die „Kuriere“ so schlimme Brüder wären und überhaupt die Leute hier nicht so schrecklich schimpften.

„Weshalb zum Beispiel schimpfte dieser da so auf mich? Du lieber Gott, hab ich ihm denn die Pferde absichtlich losgemacht? Bin ich denn ein Mensch, der jemandem Böses antut? Und weshalb läuft er ihnen denn nach? Sie wären doch von von selber gekommen! So wird er die Pferde nur abhetzen und selbst im Schnee stecken bleiben,“ meinte das fromme Bäuerlein.

„Was ist denn das da drüben?“ fragte ich, als ich plötzlich mitten in der Steppe einige dunkle Gegenstände gewahr wurde.

„Das ist ein Transportzug. Mit dem fährt sich's gut!“ versetzte mein Postillon, als wir an einer Reihe großer, mit Matten bedeckter Wagen vorüberkamen, die in langer Kette einander folgten. „Sehen Sie doch, nicht ein Mensch läßt sich blicken — alle schlafen. Die haben kluge Pferde, vom Wege irren die nicht ab . . . Auch ich bin mit solchen Packwagen gefahren,“ fügte er hinzu, „darum kenne ich das.“

Die mächtigen, von den Plauen bis auf die Räder herunter hoch mit Schnee bedeckten Wagen, die scheinbar ganz ohne Führung durch die Steppe zogen, boten in der Tat einen sonderbaren Anblick. Nur in einem von ihnen wurde, als wir vorüberjagten, auf zwei Finger breit die mit Schnee bedeckte Matte gelüftet, und für einen Augenblick wurde eine Pelzmütze sichtbar. Das große, scheckige Pferd, das mit vorgestrecktem Halse und ange-

zogenem Rücken in gleichförmigem Tritt auf dem gänzlich verwehten Wege daherschritt und geduldig unter dem beschneiten Kummetholz den zottigen Kopf auf und nieder bewegte, spitzte, als wir in eine Linie mit ihm kamen, eins der schneebedeckten Ohren.

Wir waren eine weitere halbe Stunde gefahren, als der Postillon sich von neuem nach mir umwandte.

„Was meinen Sie, Herr — ob wir auch richtig fahren?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ich.

„Vorher kam der Wind von dieser Seite da, und jetzt fahren wir ganz unterm Winde. Nein, wir fahren nicht richtig, haben uns wieder verirrt,“ sagte er in aller Ruhe.

Seine Angst war offenbar geschwunden, seit wir Gesellschaft hatten und nicht alle Verantwortung auf ihn allein fiel. Ganz kaltblütig machte er seine Bemerkungen über die Fehler, die der Führer des ersten Schlittens beging, als ob sie ihn persönlich gar nichts angingen. Ich bemerkte in der Tat, daß das erste der Dreigespanne bald rechts, bald links von mir sichtbar wurde, es schien mir sogar, als ob wir auf einem ganz kleinen Raume im Kreise herumirrten. Übrigens war das vielleicht nur eine Vorspiegelung meiner Einbildungskraft, wie es mir bisweilen auch schien, als ob der erste Schlitten sich bald bergauf, bald bergab bewegte, während in Wirklichkeit die Steppe überall glatt und eben dalag.

Nachdem wir noch eine Strecke weiter gefahren waren, glaubte ich fern am Horizonte einen langen, schwarzen, beweglichen Streifen zu sehen; ich blickte genauer hin und überzeugte mich, daß es derselbe Wagenzug war, den wir kurz vorher überholt hatten. Es währte nicht lange, so fuhren wir zum zweitenmal an ihm vorüber: nach wie vor waren die mächtigen, plumpen Wagen von den Plauen bis auf die knarrenden Räder hinab hoch mit Schnee überschüttet, nach wie vor schiefen die Fuhrleute unter ihren Matten, und wie das erstemal, spitzte das scheckige Pferd bei unserem Herannahen die Ohren, blies dabei die Nüstern auf und witterte gleichsam den Weg durch die Steppe.

„Seht doch, da sind wir nur immer in die Runde gefahren, bis wir wieder bei den Packwagen sind,“ brummte mein Postillon verdrießlich. „Die Kurierpferde sind gut, die kann er wohl herumhetzen wie ein Narr, unsere aber werden es nicht aushalten, wenn es so die ganze Nacht fortgeht.“

Ein Husten unterbrach seine Rede.

„Wenn das nur nicht übel abläuft, Herr,“ bemerkte er dann in ernstem Tone.

„Warum? Irgendwohin müssen wir doch kommen.“

„Irgendwohin werden wir schon kommen, aber über Nacht werden wir in der Steppe bleiben müssen. Wie das jagt . . . ach du lieber Gott!“

Es machte mich allerdings stutzig, daß der Führer des vorderen Schlittens, obschon er offenbar Weg und Richtung verloren hatte, doch ganz munter und lustig drauflos trabte. Aber was sollte ich

machen, wie sollte ich mich jetzt von den andern trennen?

„Vorwärts, fahr' nur hinter ihnen her!“ sagte ich.

Der Postillon gehorchte meinem Befehle, doch sah ich's ihm an, daß er es nur ungern tat. Er sprach auch nicht mehr mit mir, sondern schwieg beharrlich.

4.

Der Schneesturm tobte immer heftiger und heftiger; von oben fiel ein trockener, feiner Schnee, auch schien es mir, daß es zu frieren begann: es kniff mich ganz empfindlich an Nase und Backen, und immer öfter stahl sich ein kalter Luftstrom unter meinen Pelz, so daß ich mich immer fester einwickeln mußte. Zuweilen fuhr der Schlitten über den blanken, mit einer harten Eiskruste bedeckten Steppenboden, von dem aller Schnee fortgeweht war. Da ich bereits über fünfhundert Werst ohne nächtliche Rast zurückgelegt hatte, so schloß ich, obwohl ich auf den Ausgang unserer Irrfahrt recht gespannt war, unwillkürlich die Augen und schlief ein. Als ich plötzlich aus meinem Schlummer erwachte und die Augen aufschlug, erschrak ich fast beim Anblick der weißen Ebene, die mir auf einmal von grellem Lichte erhellt schien: der Horizont war weithin in die Ferne entrückt, die niedrige, dunkle Himmelswölbung schien verschwunden, von allen Seiten sah man die weißen, schrägen Linien

des fallenden Schnees; die Umrisse der vorderen Schlitten waren schärfer sichtbar, und als ich den Blick nach oben wandte, schien es mir im ersten Moment, als ob die Wolken verschwunden wären und nur der feine Schnee in der Luft den Himmel mit einem leichten Schleier verhüllte. Ganz deutlich sah ich auf diesem weißen, leuchtenden Hintergrunde meinen Schlitten, den Postillon, die Pferde und die drei Schlitten, die uns vorausfuhren: der Kurierschlitten, in dem, immer noch seine Pferde zu raschem Laufe ermunternd, der Fuhrmann allein auf seinem Kutschersitz saß, der zweite Schlitten, dessen Insassen einen weiten Bauernrock als Schutzwand gegen den Wind aufgespannt hatten und, den Pferden die Zügel lockernd, gemütlich ihre lustig glimmenden Pfeifen rauchten, und endlich der dritte Schlitten, dessen Fuhrmann gar nicht zu sehen war und vermutlich in einer Ecke seines Gefährts in tiefem Schlafe lag. Der Führer des ersten Schlittens hielt von Zeit zu Zeit seine Pferde an und begann den Weg zu suchen. Auch wir machten Halt und konnten nun deutlicher das Heulen des Windes hören und die gewaltigen Schneemassen sehen, die durch die Luft fegten. Der schwache Schimmer des Mondlichts war allmählich durch das Schneegestöber gedrunken, und ich konnte noch in einiger Entfernung die kleine Gestalt des ersten Fuhrmanns sehen, wie er mit der Peitsche in der Hand bald vorwärts, bald rückwärts durch den leuchtenden Nebel schritt und den Weg suchte, wie er dann wieder zu seinem Schlitten zurückkehrte, behende auf seinen Sitz sprang und weiterjagte,

wobei die hellen, wohlklingenden Schellenlaute das eintönige Pfeifen des Windes von neuem unterbrachen. Aus dem zweiten Schlitten hörte man jedesmal, wenn der Kutscher ausstieg, die muntere, selbstzufriedene Stimme des einen der beiden Kutscher, der dem ersten seine guten Ratschläge zurief:

„Zu weit links sind wir gefahren, hörst du, Ignaschka? Mußt mehr nach rechts halten, mehr gegen den Wind!“ — Oder: „Was fährst du denn wie närrisch immer in die Runde? Guck' doch nur hin, wie der Schnee liegt — dann wirst du gleich die Richtung haben.“ — Oder: „Rechts geh, rechts, mein Lieber! Sieh doch, da drüben ist etwas Schwarzes — gewiß ein Getreideschober!“ — Oder: „Was suchst du denn schon wieder? Spanne doch einfach den Schecken ab und laß ihn laufen, er wird dich schon auf den Weg bringen.“

Er selbst dachte natürlich nicht daran, seinen gemütlichen Winkel hinter dem aufgespannten Rocke zu verlassen und Ignaschka zu Hilfe zu kommen, und wenn dann Ignaschka ihm zurief, er solle doch selber kommen und suchen, meinte der schlaue Ratgeber, er würde sich schon herausfinden, wenn er auf dem „Kurierschlitten“ säße. „So aber, mit unsern Pferden, geht's nicht, die sind's nicht gewöhnt, voranzufahren.“

„Dann schwatze nicht,“ versetzte Ignaschka, während er munter auf sein Dreigespann losschrie.

Der zweite Fuhrmann, der mit dem „Ratgeber“ zusammen im zweiten Schlitten saß, enthielt sich jeder Einmischung. Beständig sah ich den rotglühenden Schein seiner Pfeife und hörte, so oft die Schlitten

hielten, wie er in einförmigem Tone dem andern irgend etwas — eine Volkssage, wie mir schien — erzählte. Nur einmal, als Ignaschka wohl zum sechsten oder siebentenmal den Schlitten verließ, ging ihm die Geduld aus, und er rief, ganz ärgerlich darüber, daß die angenehme Fahrt wieder unterbrochen wurde:

„Na, was gibt es schon wieder? Seht doch, den Weg will er finden! Als ob das beim Schneesturm möglich wäre! Selbst ein Feldmesser würde jetzt den Weg nicht finden. Fahr lieber, solange die Pferde laufen! Hoffentlich werden wir nicht erfrieren . . . Nun, so fahr schon!“

„Nicht erfrieren!“ ließ mein Kutscher sich brummend vernehmen. „Und im vorigen Jahre hat ein Postillon sich zu Tode gefroren!“

Der Führer des dritten Schlittens erwachte die ganze Zeit über nicht ein einziges Mal. Nur einmal, als Ignaschka wieder Halt gemacht hatte, rief der Ratgeber aus dem zweiten Schlitten:

„Filipp! . . . Heda, Filipp!“ Und als er keine Antwort erhielt, sagte er: „Ist er vielleicht erfroren? . . . Sieh doch mal nach, Ignaschka!“

Der unermüdliche Ignaschka trat an den Schlitten heran und begann den Schlafenden zu schütteln.

„Sieh doch, nicht mehr als ein Viertel hat er getrunken, und ist wie tot! Wenn du erfroren bist, dann sag's!“

Der Schläfer erwachte und begann zu schimpfen.

„Er lebt, Brüder!“ sagte Ignaschka, während er zu seinem Schlitten zurückeilte.

Von neuem kamen wir in Bewegung, und zwar so rasch, daß das kleine braune Beipferd an meinem Schlitten sich von Strecke zu Strecke in Galopp setzen mußte, um mit den übrigen Tieren mitzukommen.

5.

Es mochte nach meiner Berechnung gegen Mitternacht sein, als der Alte und Wassilij, die den flüchtigen Pferden nachgelaufen waren, uns einholten. Sie hatten die Pferde eingefangen und mitgebracht; wie sie damit in der finstern Nacht, mitten in der kahlen Steppe, in Sturm und Schneegestöber zustande gekommen waren, ist mir für immer ein Rätsel geblieben. Der kleine Alte ritt in raschem Trabe auf dem Mittelpferd, indem er Ellbogen und Beine heftig bewegte; die beiden andern Pferde waren an das Kummet des Mittelpferdes festgebunden. Als er an unserem Schlitten vorüberkam, begann er meinen Postillon von neuem zu schelten.

„Siehst du, schieläugiger Satan, beinahe wäre ich . . .“

„Ah, Onkel Mitrisch!“ rief ihm der Erzähler aus dem zweiten Schlitten zu — „lebst du denn noch? Komm her, kriech zu uns herein!“

Der Alte hörte jedoch nicht auf ihn, sondern fuhr fort zu schimpfen. Als er glaubte, daß es genug sei, ritt er an den zweiten Schlitten heran.

„Hast du alle eingefangen?“ rief man ihm entgegen.

„Was denn sonst?“

Mitten im Trabe beugte sich seine kleine Gestalt mit der Brust auf den Rücken des Pferdes, dann sprang er in den Schnee hinab, eilte rasch dem davonjagenden Schlitten nach und warf sich mit einem Satz über den Rand des Schlittens in das Innere, wobei seine kurzen Beine zappelnd durch die Luft fuhren. Der riesige Wassilij setzte sich schweigend neben den kleinen Ignaschka in den ersten Schlitten und war ihm fortan beim Wegsuchen behilflich.

„Hör' doch einer, wie der schimpft . . . ach du lieber Gott!“ brummte mein Postillon.

Eine ganze Weile verging. Ohne Aufenthalt fuhren wir über die weiße Ebene dahin in der durchsichtigen, kalten, schwankenden Helle des Schneesturms. Wenn ich die Augen öffnete, erblickte ich immer nur dieselbe gewaltige Mütze, denselben schneebedeckten Rücken und dasselbe langweilige Krummholz, unter dem zwischen den fest angespannten ledernen Zügeln immer in derselben Entfernung der Kopf des Mittelpferdes mit der schwarzen, vom Winde zur Seite getriebenen Mähne hin und her schwankte; zur Rechten läuft immer dasselbe kleine braune Beipferd mit dem kurzen, aufgebundenen Schweife bald im Trabe, bald im Galopp einher. Und unten, über dem Erdboden, gleiten einförmig knirschend die Schlittenkufen durch den Schnee, der wie in Wolken zerstiebt und vom Winde eigensinnig stets nach derselben Seite getrieben wird. Voraus eilen in immer gleichbleibendem Abstand die vorderen drei Schlitten; zur Rechten und zur Linken

ist alles weiß und schimmernd, vergebens sucht das Auge einen neuen Gegenstand. Kein Wegpfahl, kein Getreideschober, kein Zaun ist ringsum zu sehen, überall nur dasselbe bewegliche, eintönige Weiß. Der Horizont scheint bald unfaßbar weit, bald auf zwei Schritte nahe, fast mit den Händen zu greifen. Plötzlich wächst eine weiße, hohe Wand zur Rechten empor, eilt an den Schlitten entlang, pflanzt sich jäh vor ihnen auf und eilt dann weiter und weiter, um schließlich ganz zu verschwinden. Blickst du nach oben, so scheint dir im ersten Moment alles hell, du glaubst durch den Nebel die Sterne zu sehen; aber höher und höher entschwinden sie, und du siehst nichts, und nichts als der Schnee bleibt zurück, der an den Augen vorüber auf Gesicht und Pelzkragen fällt. Gleichmäßig hell, farblos und einförmig in seinem beständigen Schwanken bleibt der Himmel. Der Wind eilt jetzt voraus, um mir von vorn die Augen mit Schnee zu verschütten, schlägt mich dann von der Seite in aufdringlicher Weise mit dem feuchten Pelzkragen ins Gesicht und pfeift schließlich von hinten durch irgendeine Spalte. Beständig hört man das leise Knirschen der Hufe und Schlittenkufen auf dem Schnee und das bald gänzlich verhallende, bald hell und klar tönende Glockengeläut des Kurierschlittens; dazwischen schallen von Zeit zu Zeit Ignaschkas energische Rufe und Pfiffe. Je nach dem Wechsel der Stimmung klingen diese Töne bald traulich und anheimelnd inmitten der einförmigen Landschaft, bald ebenso grämlich und langweilig wie diese. Zu guter Laune hatte ich aller-

dings immer weniger Anlaß: der eine meiner beiden Füße begann bereits vor Kälte zu erstarren, und als ich mich auf meinem Sitze bewegte, um mich besser einzuhüllen, fiel mir der Schnee von Kragen und Mütze in den Nacken. Doch hielt mein Pelz mich noch ziemlich warm, und nach einer Weile versank ich in einen leichten Schlummer.

6.

Erinnerungen und Vorstellungen wechselten in raschem Fluge vor meiner Seele.

„Was mag das wohl für ein Mensch sein, dieser Ratgeber in dem zweiten Schlitten, der Ignaschka beständig Vorschriften macht? Ohne Zweifel ein Rotkopf, ein stämmiger Bursche mit kurzen Beinen,“ stellte ich mir vor, „in der Art unseres alten Büfettieners Fedor Filipytsch.“ Und da sah ich die Treppe unseres Großen Hauses, und fünf Leute vom Hofgesinde, die auf langen, festen Handtüchern schweren Schrittes einen Flügel aus dem Seitengebäude herübertragen; die Ärmel seines Nankingrockes hoch aufgeschlagen, läuft Fedor Filipytsch bald nach vorn, bald nach hinten, öffnet die Riegel, zerrt an den Handtüchern, stößt und zieht bald da, bald dort, ist allen im Wege und ruft beständig mit sorgenvoller Miene: „Nur aufgepaßt, ihr da vorn, heda! So ist's recht, immer in die Höhe mit der schmalen Seite, dann werdet ihr leichter durch die Tür kommen. So recht!“

„Erlauben Sie schon, Fedor Filipytsch, wir werden ganz allein fertig,“ bemerkt ihm schüchtern der Gärtner, der, ganz rot vor Anstrengung, dicht an das Geländer gedrückt ist und mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte die eine Ecke des Flügels hoch hält.

Aber Fedor Filipytsch kann sich durchaus nicht beruhigen.

„Was ist das nur,“ dachte ich, „glaubt er, daß er bei der Sache unentbehrlich ist, oder freut er sich einfach, daß Gott ihm diese Gabe selbstzufriedener Beredsamkeit verliehen hat, mit der er nun prahlt? Das wird es wohl sein,“ schloß ich meine Betrachtung. Und wieder sehe ich den Fischteich und die Mühlen, und die Hofknechte, die, bis über die Knie im Wasser, das Fischnetz ziehen, und wieder ist es Fedor Filipytsch, der mit einer Kanne in der Hand am Ufer auf und ab läuft, auf alle losschreit und nur von Zeit zu Zeit an den Teich geht, um frisches Wasser für die goldgelben Karuschen in der Kanne zu schöpfen. Und ein neues Bild tritt vor meine Seele: es ist um die Mittagszeit im Monat Juli; über das frisch gemähte Gras im Garten schreite ich nach dem Teiche zu, an meine Lieblingsstelle zwischen dem Rosenboskett und der Birkenallee, um mich dort, geschützt vor den senkrecht fallenden Sonnenstrahlen, zum Schafe niederzulegen. Ich bin noch sehr jung, es ist mir, als ob mir irgendetwas fehle, und ein unkläres Sehnen und Wünschen erfüllt mich. Sinnend lag ich da und schaute zwischen den rötlichen, stachligen Stämmchen der Rosenbüsche auf den trockenen,

dunklen Erdboden und den Spiegel des Teiches, der mit hellem, bläulichem Schimmer durch die Zweige leuchtete. Dabei empfand ich ein seltsames Gefühl, dessen ich mich noch ganz deutlich erinnere: ein Gefühl naiver Selbstzufriedenheit und milder Schwermut. Alles rings um mich war so schön und gut, und diese Schönheit und Güte wirkte so tief auf mich ein, daß ich mir selbst schön und gut vorkam und nur das eine mich ärgerte, daß niemand da war, der mich bewunderte. Doch es ist heiß, ich versuche einzuschlafen, um mich über meinen Kummer zu trösten; aber die Fliegen, die unausstehlichen Fliegen lassen mir keine Ruhe, in ganzen Schwärmen kommen sie herbei, setzen sich mir auf die Stirn und fliegen prall wie kleine Steinchen von der Stirn auf die Hand. Eine Biene summt nicht weit von mir in der Sonne; gelbflügelige Schmetterlinge flattern träg von Halm zu Halm. Ich blicke in die Höhe: die Augen schmerzen mich, die Sonne scheint blendend durch das Blattwerk der dicht belaubten Birke, die hoch über mir ihre Zweige leise hin und her bewegt. Ich bedecke mein Gesicht mit dem Taschentuch: es wird mir schwül ums Gesicht, die Fliegen aber machen sich wie auf Verabredung über meine feuchten, schwitzenden Hände her. Mitten im dichten Rosengebüsch treibt eine Schar von Sperlingen ihr lautes Wesen. Einer von ihnen hüpfte eine Elle weit von mir auf den Boden, pickt zweimal energisch gegen die Erde und fliegt dann munter zwitschernd davon; ein zweiter hüpfte gleichfalls herab, bewegt sein Schwänzchen, blickt um sich und nimmt, wie der erste,

unter lautem Zwitschern pfeilgeschwind Reißaus. Vom Teiche her hört man das Aufschlagen des Waschbleuels auf die feuchte Wäsche, seine Schläge scheinen sich gleichsam über die Fläche des Teiches zu verbreiten. Man hört das Lachen, Plaudern und Plätschern der Badenden. Ein Windstoß fährt in der Allee durch die Wipfel der Birken; immer näher und näher kommt er, schon bewegt sich das Gras, das Laub der Rosenbüsche beginnt zu rauschen, jetzt flattert die Ecke meines Taschentuchs empor, und ein frischer Luftstrom fächelt mein feuchtes Gesicht. Eine Fliege schwirrt unter das vom Winde aufgehobene Tuch und kreist darunter ganz erschrocken um meinen feuchten Mund. Plötzlich fühle ich, daß ein trockener Ast, auf den ich mich, ohne es zu merken, gelegt hatte, mich im Rücken drückt. Nein, es liegt sich nicht gut hier: ich will lieber baden gehen. Doch da höre ich auf einmal dicht hinter dem Rosengebüsch hastige Schritte und eine ängstliche weibliche Stimme:

„Ach, ihr Lieben — was ist denn das, daß kein Mann zu sehen ist?“

„Was gibt es denn, was gibt's?“ frage ich, mein schattiges Plätzchen verlassend.

Doch ohne mir Antwort zu geben, eilt die Rufende, eine von unsern Hofmägden, jammernd an mir vorüber. Sie blickt sich nur um, schwenkt die Arme und eilt weiter. Da kommt auch die siebzigjährige alte Matrona, mit einer Hand das Tuch haltend, das ihr vom Kopf gleitet, und den einen Fuß im wollenen Strumpfe humpelnd nachschleifend; auch sie eilt dem Teiche zu. Hinter ihr her

laufen Hand in Hand zwei kleine Mädchen in Hanfröcken und ein zehnjähriger Knabe in einem alten Kittel seines Vaters.

„Was ist denn los?“ frage ich sie.

„Ein Bauer ist ertrunken.“

„Wo?“

„Im Teiche.“

„Einer der Unsrigen?“

„Nein, ein Fremder.“

Der Kutscher Iwan schreitet mit seinen großen Stiefeln über das gemähte Gras, der dicke Verwalter Jakow keucht, mühsam Atem holend, demselben Ziele zu, und auch ich eile hinter ihnen her.

Ich erinnere mich, daß eine innere Stimme mir sagte: „Geh, stürz' dich ins Wasser, rette den Ertrunkenen, und alle Welt wird dich bewundern!“ Und ich lechzte förmlich nach dieser Bewunderung.

„Wo ist's denn, wo?“ frage ich eine Schar von Hofleuten, die sich am Ufer versammelt haben.

„Da drüben an der tiefsten Stelle, an jenem Ufer, ganz nahe dem Badchause,“ sagte die Wäscherin, während sie die feuchte Wäsche an das Trageholz hängt. „Ich sehe, wie er untertaucht und wieder heraufkommt, und wieder untersinkt — und dann zeigt er sich wieder und ruft: ‚Hilfe, ich ertrinke!‘ und dann geht er auf den Grund, und nur Blasen steigen auf. Da seh' ich, der Bauer ist ertrunken, und ich fange an zu schreien: ‚Leute, Hilfe, Hilfe, ein Bauer ist ertrunken!‘“

Und sie legt das Trageholz auf die Schultern und verläßt, sich in den Hüften wiegend, auf einem Fußpfade den Teich.

„O, welch' ein Unglück!“ sagt der Verwalter Iwanow ganz verzweifelt. „Was für Ärger wird das mit dem Gericht geben, gar kein Ende ist abzu-sehen!“

Ein Bauer mit der Sense über dem Rücken drängt sich durch die Schar der Weiber, Kinder und Greise, die sich am Ufer angesammelt haben, hängt die Sense an den Ast einer Weide und be-ginnt sich langsam zu entkleiden.

„Wo ist er denn ertrunken, wo?“ frage ich in einem fort, immer heißer von dem Wunsche beseelt, dem Ertrunkenen nachzustürzen und eine Heldentat zu vollbringen.

Man zeigt nach der glatten Oberfläche des Teiches, die nur von Zeit zu Zeit ein Windstoß kräuselt. So unschuldig glatt und einförmig steht der Wasserspiegel über dem Ertrunkenen, so goldig schön schimmert die Sonne auf der ebenen Fläche — und auf einmal fühle ich, daß ich gar nichts vollbringen, niemanden in Erstaunen setzen werde, zumal ich ein sehr schlechter Schwimmer bin. Der Bauer aber zieht bereits das Hemd über den Kopf und wirft sich im nächsten Augenblick in die Flut. Voll Erwartung und Hoffnung sind aller Blicke auf ihn gerichtet, doch nur bis an die Schultern geht er ins Wasser, kehrt dann langsam zurück und zieht wieder sein Hemd an — er kann überhaupt nicht schwimmen.

Immer noch kamen Leute herbei, immer größer und größer wird die Menge, doch niemand denkt daran, Hilfe zu leisten. Die Neuankommenden er-teilen Ratschläge, ächzen und seufzen und zeigen

ganz erschrockene Gesichter; von denjenigen, die zuerst kamen, setzten sich einige ins Gras, weil sie müde geworden, andere gehen fort. Die alte Matrona fragt ihre Tochter, ob sie das Ofenloch geschlossen habe; der Knabe im väterlichen Kittel hat eine Handvoll Steine gesammelt und wirft sie mit kräftigem Schwunge über das Wasser.

Auf einmal ertönt Hundegebell, und ganz verwundert um sich schauend, eilt Tresorka, der Hund von Fedor Filipytsch, herbei. Und da wird auch schon seine eigene Gestalt sichtbar: dort am Rosengebüsch vorbei eilt er den Abhang hinunter.

„Was steht ihr denn?“ schreit er, während er schon im Laufen seinen Nankingrock auszieht. „Ein Mensch ist ertrunken, und sie stehen da! Gebt einen Strick her!“

Alle schauen voll banger Hoffnung auf Fedor Filipytsch, der sich mit den Händen an der Schulter eines dienstfertigen Hofknechtes festhält und den Absatz des rechten Stiefels gegen die Spitze des linken führt.

„Dort, dort, wo die Leute stehen, genau dort, Fedor Filipytsch, rechts von der Weide,“ belehrte ihn irgendjemand.

„Ich weiß schon,“ versetzte er, und während er, gleichsam als Antwort auf die verschämten Gebarden der Frauen, seine Stirn runzelt, zieht er das Hemd herunter, reicht es samt dem Kreuze einem Gärtnergehilfen und schreitet energisch über das gemähte Gras dem Wasser zu.

Tresorka, der sich im Zweifel darüber befand,

was all diese hastigen Vorbereitungen seines Herrn zu bedeuten hatten, lief schnüffelnd unter den Zuschauern hin und her, biß ein paar Grashalme am Ufer ab, warf dann einen fragenden Blick auf Fedor Filipytsch und stürzte sich plötzlich unter munterem Winseln zugleich mit seinem Herrn in den Teich. Im ersten Augenblick sah man nichts als Schaum und hoch aufspritzendes Wasser; doch plötzlich tauchte Fedor Filipytsch aus der Tiefe empor und schwamm mit graziösen Armbewegungen, während sein Rücken sich gleichmäßig hob und senkte, in mächtigen Sätzen ans jenseitige Ufer. Tresorka hatte Wasser geschluckt, kehrte ängstlich an unser Ufer zurück und schüttelte ohne Rücksicht auf seine Umgebung das Wasser aus seinem Fell. Als Fedor Filipytsch eben das andere Ufer erreichte, näherten sich zwei Kutscher mit einem um eine Stange gewickelten Fischnetz der Weide. Fedor Filipytsch hebt aus irgendeinem Grunde die Hände empor, taucht einmal, zweimal, dreimal, speit jedesmal einen Wasserstrom aus dem Munde, schüttelt sein nasses Haar und achtet nicht im geringsten auf die Fragen, mit denen er von allen Seiten überschüttet wird. Endlich steigt er ans Ufer und gibt den Kutschern, die das Netz ins Wasser lassen, Anordnungen und Ratschläge. Man zieht das Netz heraus, doch außer einer Menge Schlamm und ein paar kleinen, zapplenden Karauschen wird nichts gefunden. Während das Netz zum zweitenmal ausgeworfen wird, begeben sich mich ans jenseitige Ufer.

Außer dem Aufschlagen der feuchten Netzleine und dem Seufzer der erschrockenen Weiber hört

man nur die Kommandostimme von Fedor Filipytsch.

„So, jetzt zieht, alle zugleich, vorwärts!“ ruft er in selbstbewußtem Tone.

„Es ist etwas drin, Brüder — es geht so schwer,“ sagt irgendjemand.

Immer näher wird das Netz ans Ufer gezogen, und durch das flache, hin und her schwankende, trübe Wasser sieht man in dem angespannten Netze etwas Weißes schimmern. Ein halblauter, mitten in der erwartungsvollen Stille seltsam ergreifender Schreckensruf läßt sich in der Menge vernehmen.

„Nun zieht, alle zugleich, zieht ihn aufs Trockne!“ ruft Fedor Filipytsch mit wichtiger Miene, und der Ertrunkene wird über die abgemähten Kletten und Pestwurzstengel neben der Weide an das Ufer gezogen.

Und ich sehe meine gute alte Tante herbeieilen, im seidenen Kleide, mit dem befransten lila Sonnenschirm, der so wenig zu diesem durch seine Einfachheit erschütternden Bilde des Todes zu passen scheint, und sehe ihr ganz entsetztes Gesicht, das jeden Augenblick in Tränen auszubrechen droht. Ich erinnere mich der Enttäuschung, die sich in diesem Gesicht malte, als sie sah, daß das mitgebrachte Arnikafläschchen zu nichts mehr nützen könne, und ich erinnere mich des schmerzlichen, peinlichen Gefühls, das ich empfand, als sie im naiven Egoismus verwandtschaftlicher Liebe zu mir sagte: „Komm, mein Lieber! Ach, wie schrecklich ist das, und du gehst immer allein baden und schwimmen!“

Ich erinnere mich, wie grell und heiß die Sonne auf den trockenen, lockeren Erdboden niederbrannte, wie ihre Strahlen auf dem Spiegel des Wassers spielten, wie am Ufer große Karpfen aufsprangen und in der Mitte Schwärme von unzähligen kleinen Fischchen an die Oberfläche schwammen. Ich erinnere mich, wie ein Habicht hoch in der Luft schwebte und gierig auf die kleinen Entlein hinabsah, die plätschernd und piepsend aus dem Schilfrohr in die Mitte des Teiches geschwommen waren; wie große, weiße, dichte Wolken sich am Horizonte sammelten, wie der Schlamm, den das Netz ans Ufer gezogen hatte, sich allmählich verlief, und wie ich, auf dem Wege dahinschreitend, von neuem die Schläge des Waschbleuels hörte, die mit lautem Widerklang über den Teich hinschallten.

Aber diese Schläge erschallen, wie wenn zwei Bleuel im Terzakkord schlugen, und dieses Schlagen hat etwas Ermüdendes, um so mehr, als ich weiß, daß es in Wirklichkeit die Schlittenglocken sind, die da schlagen, und daß kein Fedor Filipytsch erscheinen wird, um sie zum Schweigen zu bringen. Und plötzlich schlagen die Bleuel ganz heftig und schmerzhaft auf meinen frierenden Fuß los, und ich erwache.

Ich hatte die Empfindung, als ob wir jetzt rascher dahineilten, und auf einmal vernahm ich dicht neben mir zwei Stimmen.

„Hör' einmal, Ignat, heda!“ ertönte die Stimme meines Postillons, „nimm doch den Fahrgast in

deinen Schlitten! Dir bleibt es ganz gleich, und ich hetze meine Pferde nur ab. Tu's doch!“

Dicht neben mir vernahm ich Ignats Stimme.

„Für einen Fahrgast verantwortlich zu sein — was hab' ich davon?... Gibst du ein Halbmaß zum besten?“

„Bah, ein Halbmaß! Ein Viertel ist auch genug.“

„Seht doch, ein Viertel!“ rief die andere Stimme — „für ein Viertel soll ich meine Pferde abquälen!“

Ich öffnete die Augen. Dieselbe unerträgliche, wogende Schneemasse schimmerte mir vor den Augen, auch Postillon und Pferde waren dieselben, neben mir jedoch sah ich einen zweiten Schlitten. Mein Fuhrmann war an Ignat herangefahren, um mich an ihn zu verhandeln, und fuhr eine ganze Weile neben ihm her. Aus dem zweiten Schlitten tönte eine Stimme, welche riet, nicht weniger als ein Halbmaß zu nehmen. Ignat jedoch schien mit einem Viertel zufrieden und machte plötzlich Halt.

„Her mit ihm! Mag's schon so sein, dein Glück! Das Viertel gibst du, wenn wir morgen ankommen. Ist viel Gepäck da, wie?“

Mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit springt mein Kutscher vom Bock in den Schnee, verneigt sich vor mir und bittet mich, in Ignats Schlitten einzusteigen. Ich bin sogleich einverstanden, und der gute Postillon ist so glücklich darüber, daß er gar nicht weiß, wie er seine Freude bezeigen soll, und sich bald bei mir, bald bei Aljoschka, bald bei Ignat bedankt.

„Nun, Gott sei Dank — so ging's nicht weiter.“

Du lieber Gott, die halbe Nacht fahren wir und wissen selbst nicht, wohin! Er wird Sie schon hinbringen, Väterchen, lieber Herr! Meine Pferde sind schon ganz herunter.“

Geschäftig macht er sich daran, mein Gepäck in den andern Schlitten zu legen. Ich trat unterdessen an den zweiten Schlitten heran, der ganz verschneit war und nur unter dem Rocke, den die Fuhrleute über ihre Köpfe gespannt hatten, eine gemütliche Ecke darbot. Der alte Mitritsch lag ganz ungeschützt da, seine Beine hingen über den Schlittenrand hinweg. Der Erzähler war immer noch nicht mit seinem Vortrag zu Ende: „Zu derselben Zeit, wie der General, im Namen des Königs nämlich, zu Maria ins Gefängnis kam, zu derselben Zeit sagte ihm Maria: ‚General, ich brauche dich nicht, ich kann dich nicht lieben, und du kannst nämlich mein Geliebter nicht sein, sondern mein Geliebter ist eben derselbe Prinz...‘“

„Zu derselben Zeit...“ wollte er fortfahren, als er jedoch meiner ansichtig wurde, schwieg er still und begann das Feuer seiner Pfeife anzublase.

„Nun, Herr, wollen Sie unsere Erzählung mitanhören?“ sagte der andere, den ich den „Ratgeber“ genannt habe.

„Bei euch ist's gemütlich und lustig,“ sagte ich.

„Was soll man machen aus Langerweile, wenigstens kommen einem keine überflüssigen Gedanken.“

„Wißt ihr nicht, wo wir eigentlich sind?“

Meine Frage schien den Fuhrleuten durchaus nicht zu gefallen.

„Gott mag's wissen, wo wir sind. Vielleicht sind wir gar zu den Kalmücken geraten,“ versetzte der „Ratgeber“.

„Was werden wir nun machen?“ fragte ich.

„Was sollen wir machen? Weiterfahren werden wir! Vielleicht kommen wir doch noch hin,“ sagte er in mürrischem Tone.

„Und wenn wir nicht hinkommen, wenn die Pferde im Schnee stecken bleiben, was dann?“

„Was dann? Gar nichts.“

„Aber wie leicht kann man erfrieren!“

„Freilich kann man erfrieren. Man sieht auch gar keine Getreideschober hier in der Gegend. Gewiß sind wir ganz zu den Kalmücken geraten. Die Hauptsache ist eben, daß man sieht, wie der Schnee liegt.“

„Fürchtest dich wohl vor dem Erfrieren, Herr?“ sagte der Alte mit zitternder Stimme. Er schien bis ins Mark durchfrozen und hatte doch noch Laune genug, sich über mich lustig zu machen.

„Es fängt an, recht kalt zu werden,“ sagte ich.

„Gar nicht so schlimm, Herr, hab' keine Angst. Mach's so wie ich: lauf ein Stück, dann wird dir warm werden.“

„Freilich, hinterm Schlitten laufen, das ist das beste!“ meinte der „Ratgeber“.

7.

„Bitte, wir sind fertig!“ rief mir Aljoschka aus dem ersten Schlitten zu.

Der Schneesturm war so heftig, daß ich nur mit Mühe, indem ich mich weit vorbeugte und mit beiden Händen die Zipfel meines Mantels festhielt, durch den dahinjagenden Schnee die wenigen Schritte bis zu Ignaschkas Schlitten zurücklegen konnte. Mein verabschiedeter Postillon hatte es sich bereits in seinem leeren Schlitten bequem gemacht, als er mich jedoch erblickte, nahm er seine große Mütze ab und bat, während der Wind ihm wütend durch den Haarschopf fuhr, um ein Trinkgeld. Er war jedenfalls darauf vorbereitet, daß er keins bekommen würde, wenigstens schien es ihm nicht sehr nahe zu gehen, als ich seine Bitte abschlug.

„Nun, Gott mit Ihnen, Herr!“ rief er mir in gutmütigem Tone zum Abschied zu, setzte seine Mütze auf, schnalzte mit der Zunge, zog die Zügel an und fuhr mit seinem Schlitten davon. Gleich darauf rief auch Ignaschka seine Pferde an, und unter einförmigem Hufeknirschen, Zurufen und Schellengeläut jagten wir, den Wind übertönend, von neuem weiter.

Eine Viertelstunde etwa blieb ich wach und suchte mich zu zerstreuen, indem ich meinem neuen Fuhrmann und den neuen Pferden meine Aufmerksamkeit zuwandte. Ignaschka saß keck auf seinem Sitz, hüpfte beständig hin und her, schwang mit der einen Hand seine Peitsche über den Pferden, schrie in einem fort, schlug die Füße zusammen

und rückte, sich vorbeugend, das Hintergeschirr des Mittelpferdes, das beständig auf die rechte Seite hinüberrautschte, zurecht. Er war nicht groß, doch anscheinend kräftig gebaut. Über seinem Halbpelz trug er einen Bauernrock ohne Ärmel und Gürtel, dessen Kragen fast ganz zurückgeschlagen war und den bloßen Hals freiließ. Statt der üblichen Filzstiefel trug er Lederstiefel; seine kleine Mütze mußte er beständig auf dem Kopfe zurechtrücken; die Ohren waren frei, nur von den Haaren verdeckt. In allen seinen Bewegungen war eine gewisse Energie sichtbar, oder vielmehr, wie es mir vorkam, das Bestreben, die Energie in sich wachzuhalten. Je weiter wir fuhren, desto öfter und öfter rückte er auf seinem Sitz hin und her; er schlug die Füße aneinander und begann sich mit mir und Aljoschka zu unterhalten: er schien zu fürchten, daß er den Mut verlieren könnte. Diese Befürchtung war in der Tat nicht grundlos: die Pferde waren zwar gut, aber der Weg wurde mit jedem Schritt beschwerlicher, und man konnte bemerken, daß die Tiere schon zu ermatten begannen. Sie mußten bereits angetrieben werden, und das Mittelpferd, ein kräftiges, großes, zottiges Tier, war schon zweimal gestolpert, doch raffte es sich immer wieder ganz erschrocken auf und zog den buschigen Kopf mit verzweifelter Anstrengung fast unter die Schellen. Das rechte Beipferd, das ich halb unbewußt beobachtete, ging bereits recht schlaff in den Strängen und bedurfte der Peitsche, doch schien es nach Art eines guten, feurigen Pferdes über seine Schwäche selbst aufgebracht und bewegte ärgerlich

den Kopf auf und nieder, als ob es fester in die Zügel genommen zu werden wünschte. Es konnte durchaus nicht ermutigend wirken, daß der Sturm und Frost immer stärker, der Weg immer schlechter, die Pferde immer schwächer wurden und wir tatsächlich nicht wußten, wo wir uns befanden, und wohin wir fuhren, ob wir überhaupt ein Unterkommen finden, geschweige denn die Station erreichen würden. Und eine seltsame Ironie lag in dem lustigen, hellen Klange der Schellen und in Ignaschkas frischem, munterem Rufen — als ob wir am Feiertag, zur sonnigen, frostklaren Mittagszeit fröhlich auf der Dorfstraße dahinsauerten. Seltsam war es, zu denken, daß wir immer nur fuhren und fuhren und uns rasch von dem Orte entfernten, an dem wir uns noch soeben befunden hatten. Und noch seltsamer klang es, als Ignaschka plötzlich mit seiner unmelodischen Fistelstimme ein Lied anstimmte und, die kurzen Pausen durch Pfeifen ausfüllend, so laut in den Wind hinausang, daß man sich wirklich fast seiner Verzagtheit schämen konnte, wenn man ihn hörte.

„Heda, Ignat, was reißt du den Hals so auf?“ hörte man die Stimme des „Ratgebers“. „Halt doch einmal an!“

„Was?“

„Anhalten sollst du!“

Ignat machte Halt. Das Rufen und Läuten verstummte, der Wind aber heulte und piff, und der Schnee wirbelte dichter und dichter in den Schlitten. Der „Ratgeber“ kam zu uns heran.

„Nun, was gibt's?“

„Was soll's geben! Wohin soll man fahren?“

„Wer soll's wissen?“

„Frierst wohl an den Füßen, was, daß du immer so klopfst?“

„Ganz steif sind sie mir geworden.“

„Kannst wieder mal heruntersteigen, da drüben scheint etwas zu schimmern, vielleicht treffen wir auf Kalmückenzelte. Wirst dich dabei warm laufen.“

„Meinetwegen. Halt einmal die Zügel... da!“

Ignat eilte in der angegebenen Richtung davon.

„Man muß die Augen offen halten, dann findet man auch etwas; was sollen wir denn so ins Blaue hineinfahren?“ sagte der „Ratgeber“ zu mir. „Da, wie er die Pferde in Schweiß gebracht hat!“

Ignat blieb so lange aus, daß ich schon befürchtete, er könnte sich verirrt haben. Der „Ratgeber“ leistete mir während der ganzen Zeit Gesellschaft und erklärte mir in selbstzufriedenem, sicherem Tone, wie man sich bei einem Schneesturm zu benehmen habe: wie es am besten sei, ein Pferd abzuschirren und vorauslaufen zu lassen, daß es, so wahr Gott lebt, den Weg finde — oder daß man auch bisweilen nach den Sternen sehen könne, und daß, wenn er vorangefahren wäre, wir schon längst auf der Station angekommen wären.

„Nun, hast du etwas gefunden?“ fragte er Ignat, der endlich, mit Mühe durch den kniehohen Schneewatend, zurückkehrte.

„Es scheint wohl etwas da zu sein,“ versetzte Ignat noch ganz atemlos, „doch weiß ich nicht, was es ist. Es scheint, Brüder, daß wir ganz nach

der Prolgowskaja Datscha hingeraten sind. Mehr nach links müssen wir halten.“

„Ach, rede doch nicht, das sind unsere Kalmücken, die gleich hinter dem Kosakendorf weiden,“ widersprach der „Ratgeber“.

„Und ich sage dir: nein!“

„Wenn ich's sage, dann ist's so, ich hab's doch gesehen, und wenn nicht, dann ist es Tomyshewsko. Nach rechts mußst du halten, dann kommen wir, auf der achten Werst, über die große Brücke.“

„Und ich sage dir: nein, ich hab's doch gesehen!“ versetzte Ignat ärgerlich.

„Ei, Bruder, du willst ein Fuhrmann sein?“

„Was Fuhrmann!... Dann geh doch selber!“

„Wozu soll ich gehen? Ich weiß es doch auch so!“

Ignat war sichtlich aufgebracht; ohne etwas zu erwidern, sprang er auf den Kutschersitz und fuhr weiter.

„Da, wie mir die Füße steif geworden sind, gar nicht warm zu bekommen!“ sagte er zu Aljoschka, während er immer häufiger die Stiefel aneinanderschlug und den Schnee aus den Schäften herausklopfte.

Ich war ganz müde geworden und schlief ein.

8.

„Sollte ich wirklich schon erfrieren?“ dachte ich im Schläfe. „Das Erfrieren fängt, wie man sagt, mit dem Einschlafen an. Besser noch ertrinken, als erfrieren — man wird dann wenigstens mit dem Netz herausgezogen; doch im übrigen ist es ganz gleich, ob man ertrinkt oder erfriert — wenn nur nicht der Stock da hinten, oder was es sonst ist, mich gegen den Rücken drückt, oder ich sonst von der Sache etwas merke!“

Ich öffne einen Augenblick die Augen und schaue in den weißen, schimmernden Raum hinaus.

„Wie wird das nur enden?“ sage ich in Gedanken zu mir selbst. „Wie wird das enden, wenn wir keine Schober finden und — was jeden Augenblick eintreten kann — die Pferde nicht mehr weiter können? Wir werden alle erfrieren!“ Ich muß gestehen, daß ich mich ein wenig fürchtete, aber neben dem Gefühle der Furcht hatte ich eine zweite, sonderbare Empfindung: ich wünschte, daß mit uns irgendetwas Ungewöhnliches, Tragisches geschehen möchte. Es schien mir gar nicht so übel, wenn wir zum Beispiel am Morgen in irgendein entlegenes, unbekanntes Dorf kämen, in das die Pferde uns halb erfroren brächten — einige könnten sogar ganz erfroren sein. Vorstellungen dieser Art stürmten mit ungewöhnlicher Klarheit und Schnelligkeit durch mein Hirn. Die Pferde bleiben stehen, der Schnee steigt immer höher — bis man zuletzt von den Pferden nur die Krummhölzer und die Ohren sieht; aber plötzlich erscheint hoch oben Ignaschka mit

seiner Trojka und jagt an uns vorüber. Wir bitten ihn und schreien, daß er uns mitnehmen möchte, doch der Wind nimmt uns die Worte vom Munde weg, lautlos verhallt unsere Stimme. Ignaschka lacht, pfeift, schreit auf seine Pferde los und versteckt sich vor uns in einer tiefen, mit Schnee verwehten Schlucht. Der alte Mitritsch sprengt, mit den Ellbogen an die Hüften schlagend, zu Pferde heran — er will weiterreiten, aber er vermag sich nicht von der Stelle zu rühren. Mein erster Fuhrmann mit der großen Mütze wirft sich auf ihn, zerrt ihn herunter und tritt ihn in den Schnee. „Du Hexenmeister,“ ruft er, „du schäbiger Kerl, bleib da, kannst mit uns zusammen leiden!“ Doch der Alte wühlt sich mit dem Kopfe durch den Schnee hindurch, und plötzlich ist es nicht mehr der Alte, sondern ein Hase, der, von Hunden verfolgt, vor uns Reißaus nimmt. Der „Ratgeber“ — der niemand anders als Fedor Filipytsch ist — sagt, daß wir alle im Kreise niedersitzen sollen, daß es gar nichts zu sagen habe, wenn wir vom Schnee verschüttet würden: es würde uns nur warm sein. In der Tat ist uns ganz warm und behaglich zumute, nur trinken möchten wir. Ich hole meine Reisetasche hervor, bewirte alle mit Rum und Zucker und trinke selbst mit großem Vergnügen. Der Erzähler gibt eine Sage vom Regenbogen zum besten — und plötzlich liegt über uns eine Schneedecke, und ein Regenbogen wölbt sich darüber. „Jetzt wollen wir uns jeder eine Kammer in den Schnee graben und schlafen,“ sage ich. Der Schnee ist weich und warm wie Rauchwerk. Ich mache

mir eine Kammer und will hineinkriechen, aber Fedor Filipytsch, der mein Geld in der Reisetasche gesehen hat, packt mich am Bein und ruft: „Halt! Das Geld her, oder du mußt sterben!“ Ich gebe das Geld hin und bitte, daß man mich loslassen möchte: sie aber wollen nicht glauben, daß ich alles gegeben habe, und wollen mich töten. Ich ergreife die Hand des Alten, küsse sie und empfinde dabei ein ganz unaussprechliches Vergnügen: diese Hand ist so zart und weich! Er entzieht sie mir anfangs, dann aber überläßt er sie mir und fängt sogar an, mich mit der andern Hand zu streicheln. Doch Fedor Filipytsch kommt immer näher und droht mir. Ich eile in meine Kammer, die ist jedoch keine Kammer mehr, sondern ein langer, weißer Korridor, in dem mich plötzlich jemand am Fuße packt. Ich suche mich zu befreien, und in der Hand meines Verfolgers bleiben meine Kleider und ein Teil meiner Haut. Ich friere und schäme mich — schäme mich um so mehr, als meine Tante mit dem Sonnenschirm und der homöopathischen Apotheke Arm in Arm mit dem Ertrunkenen mir entgegenkommt. Sie lachen und verstehen die Zeichen nicht, die ich ihnen mache. Ich werfe mich auf den Schlitten, meine Beine schleifen im Schnee nach; aber der Alte jagt, mit den Ellbogen gegen die Hüften schlagend, auf seinem Gaule hinter mir her. Schon ist er ganz nahe herangekommen — da höre ich auf einmal vor mir das Läuten zweier Glocken, und ich weiß, daß ich gerettet bin, wenn ich diese Glocken erreiche. Immer lauter und lauter tönen die Glocken, der Alte aber holt mich ein und wirft

sich mit dem ganzen Körper auf mein Gesicht, so daß ich die Glocken kaum hören kann. Von neuem ergreife ich seine Hand und beginne sie zu küssen, aber der Alte ist nicht mehr der Alte, sondern der Ertrunkene, und er schreit: „Ignaschka, halt! Das sind Achmetkas Schober, glaub' ich. Geh' einmal hin und sieh nach!“ Und dieser Ruf scheint mir so schrecklich, daß ich es vorziehe, zu erwachen.

Ich schlug die Augen auf. Der Wind hatte mir einen Zipfel von Aljoschkas Mantel ins Gesicht getrieben, meine Knie waren bloß. Wir fuhren über den kahlen, gefrorenen Boden, und der Akkord des Glockenspiels mit der leicht nachzitternden Quint klang hell und vernehmlich durch die Luft.

Ich suche mit den Blicken die Schober, statt der Schober jedoch sehe ich ein Haus mit einem Balkon und das zackige Gemäuer einer Festung. Doch es liegt mir nichts daran, dieses Haus und die Festung zu betrachten: ich möchte vor allem wieder den weißen Korridor sehen, durch den ich geeilt war, möchte das Läuten der Kirchenglocken hören und die Hand des Alten küssen, und von neuem schließe ich die Augen und schlafe ein.

9.

Ich hatte einen festen Schlaf; aber der Akkord der Schlittenglocken klang mir beständig in den Ohren und erschien mir im Schlafe bald als Gebell von Hunden, die mich anfielen, bald als Orgel-

spiel, in dem ich selbst eine Orgelpfeife vorstellte, bald als ein französisches Gedicht, das ich verfaßte. Dann schien es mir, als sei dieser Akkord ein Folterinstrument, in das meine rechte Ferse eingezwängt war. Ich empfand einen so heftigen Schmerz, daß ich erwachte und die ganz erfrorene Ferse zu reiben begann. Dasselbe trübe, weißliche Licht erhellte die Nacht; dieselbe Bewegung trieb mich samt dem Schlitten vorwärts; derselbe Ignaschka saß seitwärts auf dem Bock und schlug die Stiefel aneinander; dasselbe Handpferd eilte mit vorgestrecktem Halse und sichtlich ermattet durch den tiefen Schnee, während der Kopf des Mittelpferdes mit der zerzausten Mähne in den Zügeln gleichmäßig auf und nieder ging. Aber alles das war noch mehr als vorher mit Schnee verweht: Schnee wirbelte von vorn, verschüttete von der Seite die Schlittenkufen, bedeckte die Füße der Pferde bis an die Knie und fiel von oben auf Kragen und Mütze. Der Wind blies bald von rechts, bald von links, spielte mit dem Kragen und dem Schoße von Ignaschkas Rock, mit der Mähne des Handpferds, und sauste über Krummholz und Deichsel hin.

Es war grimmig kalt geworden; so oft ich den Kopf aus dem Kragen hervorstreckte, fiel der trockene, frostige Schnee mir auf die Augenwimpern, auf Nase und Mund, in den entblößten Nacken. Alles weiß und hell, alles ringsum verschneit, nichts zu sehen als trübes Licht und Schnee. Ich wurde allen Ernstes ängstlich. Aljoschka schlief auf dem Boden des Schlittens, mir zu Füßen; sein

Rücken war ganz mit einer dichten Schneeschicht bedeckt. Ignaschka war ebenso munter wie zuvor: beständig zerrte er an der Leine, schrie auf die Pferde los und schlug die Füße zusammen. Die Schellen tönnten so melodisch wie bisher. Die Pferde schnaubten, ihr Gang war bereits matter, sie stolperten immer häufiger. Ignaschka sprang in die Höhe, schwenkte seinen Fausthandschuh und stimmte mit seiner dünnen, gepreßten Stimme ein Lied an. Er sang indessen nicht zu Ende, sondern hielt plötzlich an, warf die Zügel in den Schlitten und stieg aus. Der Wind heulte und pfiß, und der Schnee fiel so dicht, als ob er mit Schaufeln herabgeschüttet würde. Ich blickte nach hinten: die dritte Trojka war nicht mehr bei uns, sie war irgendwo abgekommen. Neben dem zweiten Schlitten hüpfte, durch den Schneenebel kaum sichtbar, der Alte von einem Bein auf das andere. Ignaschka entfernte sich ein paar Schritte vom Schlitten, setzte sich auf den Schnee und zog die Stiefel aus.

„Was machst du denn da?“ fragte ich ihn.

„Ich muß mich umziehen, sonst erfrieren mir die Füße vollends,“ versetzte er, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen.

Ich hatte keine Lust, den Hals aus dem Kragen zu strecken, um ihn bei seinem Vorhaben zu beobachten. Ich saß ganz steif da und starrte nach dem Beipferd hin, das mit ausgespreizten Beinen dastand und, offenbar ganz erschöpft, den kurzgebundenen, schneebedeckten Schweif bewegte. Der Stoß, den Ignat beim Hineinspringen dem Schlitten versetzte, weckte mich aus meinem Hinstarren.

„Wo sind wir denn eigentlich jetzt?“ fragte ich. „Werden wir wenigstens bei Tagesanbruch an Ort und Stelle sein?“

„Beruhigen Sie sich, wir werden Sie schon hinbringen,“ antwortete er. „Jetzt ist's gleich wärmer, weil ich mich umgezogen habe.“

Der Schlitten setzte sich in Bewegung, das Schellengeläute erklang, und der Wind pfiff unter die Kufen. Von neuem glitten wir über das endlose Schneemeer hin.

10.

Ich schlief fest ein. Als Aljoschka mich anstieß und ich erwachte, war der Morgen bereits angebrochen. Es schien noch kälter zu sein als in der Nacht. Von oben fiel kein Schnee mehr, ein kräftiger, trockener Wind jagte jedoch immer noch, den Schnee vor sich hertreibend, über die weite, kahle Steppe. Der Himmel war zur Rechten, nach Osten, von schwerem, dunkelblauem Gewölk verhängt; aber schon brachen grelle, schräge Lichtstreifen von orangeroter Färbung heller und heller aus dem Dunkel hervor. Über unseren Köpfen schimmerte hinter den flüchtigen weißen, nur leicht geröteten Wolken das bleiche Blau des Himmels hindurch; zur Linken breitete sich helles, leichtes, bewegliches Gewölk aus. Ringsum lag, so weit das Auge reichte, tiefer, zu langen, kammartigen Haufen aufgewehter Schnee auf der Flur. Hier und da schimmerte ein flacher Hügel grau unter dem

Schnee hervor. Nirgends eine Spur von Schlitten, von Mensch oder Tier. Fuhrmann und Pferde hoben sich in grellen Farben und scharfen Konturen von dem weißen Hintergrunde ab. Der Rand von Ignaschkas dunkelblauer Mütze, sein Kragen, seine Haare und sogar seine Stiefel waren weiß. Der Schlitten war ganz voll Schnee. Bei dem grauen Deichselferd war die ganze rechte Seite des Kopfes und das buschige Stirnhaar dicht mit Schnee bedeckt. Mein Seitenferd starrte auf der rechten Seite am ganzen Leibe von Schnee; es ging noch immer in demselben raschen Tempo, an den herabhängenden Ohren jedoch und an der Art, wie es den Rumpf auf und nieder bewegte, sah man deutlich seine Ermüdung. Nur ein einziger neuer Gegenstand zog meine Aufmerksamkeit auf sich: es war ein Werstpfehl, an dem sich zur Rechten ein hoher Schneehügel aufgehäuft hatte. Ich war höchst überrascht bei dem Gedanken, daß wir die ganze Nacht hindurch, zwölf Stunden lang, mit denselben Pferden gefahren waren, ohne zu wissen, wohin, ohne ein einziges Mal anzuhalten — und daß wir doch schließlich ans Ziel gekommen waren. Unsere Schlittenschellen schienen plötzlich noch einmal so lustig zu klingen. Ignat wickelte sich fester in seinen Rock und schrie munter auf sein Dreigespann los; hinter uns schnaubten die Pferde des „Ratgebers“ und das nachtrottende Dreigespann des Alten — der dritte Schlitten mit dem schlafenden Fuhrmann war uns in der Tat irgendwo in der Steppe abhanden gekommen. Als wir noch etwa eine halbe Werst zurückgelegt hatten,

trafen wir auf die frische, nur leicht überschneite Spur eines Schlittens und eines Dreigespanns, sowie auf vereinzelte frische Blutspuren, die vermutlich von einer leichten Wunde herrührten, die sich eins der Pferde am Eise gerissen hatte.

„Das ist Filipp — seht, er ist noch früher angekommen als wir!“ sagte Ignaschka.

Doch da ist bereits das Häuschen mit dem Wirtshausschild, ganz einsam am Wege, mitten im Schnee, der seine Fenster verweht hat und fast bis ans Dach hinaufreicht. Vor dem Wirtshause steht ein Dreigespann von Grauschimmeln, ganz feucht von Schweiß, die Beine auseinandergespreizt, die Köpfe düster gesenkt. Der Platz vor dem Hause ist frei von Schnee, eine Schaufel lehnt an der Wand; vom Dache jedoch wirbelt der Wind beständig lockere Schneemassen herab.

Beim Herannahen unseres hellen Glockengötöns tritt aus der Tür der Schenke ein großer, rothaariger Fuhrmann mit rotem Gesichte. Er hält ein Glas Branntwein in der Hand und ruft uns von weitem etwas zu. Ignaschka wendet sich zu mir herum und bittet mich um die Erlaubnis, anzuhalten. Zum erstenmal konnte ich jetzt sein Gesicht sehen.

11.

Sein Gesicht war nicht dunkel, hager und geradnasig, wie ich nach seinem Haar und seinem Körperbau es erwartet hatte. Es war ein rundes, munteres Gesicht mit einer auffallenden Stutznase, einem

großen Munde und hellblauen, glänzenden, runden Augen. Hals und Wangen waren rot, wie mit einem Tuchlappen abgerieben; die Augenbrauen, die langen Wimpern und der leichte Flaum, der den unteren Teil seines Gesichts bedeckte, waren ganz weiß von Schnee.

Bis zur Station war nur noch eine halbe Werst, und wir hielten an.

„Macht nur ganz rasch,“ sagte ich.

„Nur eine Minute,“ versetzte Ignaschka, indem er vom Schlitten sprang und auf Philipp zuschritt.

„Her damit, Bruder,“ sagte er, zog den Handschuh von der rechten Hand und warf ihn samt der Peitsche auf den Schnee. Und in einem Zuge leerte er, den Kopf nach hinten überwerfend, das Glas Branntwein, das Filip ihm reichte.

Der Schankwirt, dem Anschein nach ein verabschiedeter Kosak, erschien mit einem Halbmaß in der Haustür.

„Wem soll ich einschenken?“ fragte er.

Der große Wassilij, eine hagere, blonde Gestalt mit einem Bocksbart, und der „Ratgeber“, ein feistes Männchen mit ganz hellem, weißlichem, dichtem Barte, tranken gleichfalls jeder ein Gläschen. Auch der Alte trat zu der Gruppe der Trinkenden, doch bot ihm niemand etwas an, und so begab er sich zu seinen Pferden und streichelte ihnen den Rücken.

Der Alte war ganz genau so, wie ich mir ihn vorgestellt hatte: klein, dürr, mit runzeligem, blaugefrorenem Gesichte, dünnem Barte, spitzer Nase

und stumpfen gelben Zähnen. Seine Mütze war ganz neu, sein kurzer Halbpelz dagegen ganz verschabt, mit Teer beschmutzt und auf dem Rücken sowie an den Schößen zerrissen; die hanfenen Beinkleider steckten in mächtigen Filzstiefeln. Er krümmte sich förmlich vor Kälte, das Gesicht und die vom Pelz unbedeckten Knie zitterten; um sich zu erwärmen, machte er sich beständig um den Schlitten zu schaffen.

„Na, Mitritsch, willst nicht ein Viertelchen zum besten geben? Das wird dich tüchtig erwärmen,“ wandte sich der „Ratgeber“ an ihn.

Mitritsch zuckte förmlich zusammen. Er brachte die Zügel an seinen Pferden in Ordnung, rückte an dem Krummholz und trat dann auf mich zu.

„Nun, Herr,“ begann er, seinen grauen Kopf entblößend und sich vor mir tief verneigend — „die ganze Nacht sind wir zusammen herumgeirrt: möchten Sie nicht wenigstens auf ein Viertelchen was geben? Wirklich, Väterchen, Ew. Erlaucht! habe nicht mal so viel, daß ich mich erwärmen kann,“ fügte er mit rührendem Lächeln hinzu.

Ich gab ihm einen Viertelrubel, und der Schankwirt brachte ihm ein Viertelmaß Branntwein. Mitritsch zog den Handschuh aus und hob die kleine, gekrümmte, ganz dunkelgefrorene Hand an das Glas; aber sein Zeigefinger wollte nicht gehorchen, er vermochte das Glas nicht zu halten und ließ es in den Schnee fallen.

Die Fuhrleute lachten laut auf.

„Seht doch, wie der arme Mitritsch erfroren ist — nicht einmal das Glas kann er halten!“

Mitritsch war ganz außer sich darüber, daß er den Branntwein vergossen hatte. Man füllte ihm ein neues Glas und goß es ihm in den Mund. Er wurde sogleich munter, lief in die Schenke, zündete seine Pfeife an, lachte vor Vergnügen, daß man seine stumpfen, gelben Zähne sah, und schimpfte beim geringsten Anlaß. Als das letzte Viertel geleert war, nahmen die Fuhrleute ihre Plätze ein, und wir brachen auf.

Der Schnee erschien immer weißer und greller, so daß er die Augen blendete, wenn man lange hinsah. Die orangeroten Lichtstreifen breiteten sich immer heller und höher am Himmel aus; die rote Sonnenscheibe wurde am Horizont durch den graublauen Wolkenschleier sichtbar; Das Blau des Himmels ward immer tiefer und dunkler. In der Nähe der Station wurden die Schlittenspuren deutlicher, tiefer; die kalte, frische Luft wirkte angenehm auf die Stimmung ein. Unser Dreigespann jagte rasch vorwärts. Der Kopf des Mittelpferdes und sein Hals mit der wehenden Mähne schwankten gleichmäßig unter den Schlittenschellen, deren Klöpfel nicht mehr hell anschlug, sondern nur noch leise klirrend gegen das Erz pochte. Die wackeren Beipferde trabten, kräftig an den starrgefrorenen Strängen ziehend, munter vorwärts, die Quaste schlug ihnen gegen den Leib und den Umlaufriemen. Zuweilen geriet eins von ihnen von dem gebahnten Wege in einen Schneehaufen und bekam die Augen voll Schnee, arbeitete sich jedoch gleich wieder heraus. Ignaschka ließ seinen hellen Tenor immer wieder laut rufend ertönen; die Schlittenkufen knirschten auf

dem trockenen, hartgefrorenen Schnee; von hinten her klangen festlich die Glöckchen der beiden Schlitten, und dazwischen ließen sich die Rufe der angeheiterten Fuhrleute vernehmen. Ich blickte zurück: die grauen, kraushaarigen Beipferde eilten, die Häse weit vorstreckend und gleichmäßig atmend, unter den schräglaufenden Zügeln über den Schnee. Filipp schwang die Peitsche und schob seine Mütze zurecht; der Alte lag, wie vorher, mit an den Leib gezogenen Beinen mitten im Schlitten.

Zwei Minuten später fuhr der Schlitten knarrend über die Bretter der glattgefegten Anfahrt des Stationsgebäudes, und Ignaschka wandte mir sein ganz verschneites, vom Frost dampfendes, fröhliches Gesicht zu.

„Nun haben wir Sie doch an Ort und Stelle gebracht, Herr!“ sagte er.



König Assarhaddon

König Assarhaddon

Assarhaddon, König von Assyrien, hatte Lailie besiegt und sein Reich erobert, alle Städte zerstört und verbrannt, alle Einwohner in sein eigenes Land übergeführt, die Krieger bis auf den letzten Mann getötet, den König Lailie aber in einen Käfig gesperrt.

Zur Nachtzeit auf seinem Lager hingestreckt, sann König Assarhaddon gerade darüber nach, welche Todesart er über Lailie verhängen sollte, als er plötzlich in nächster Nähe ein Geräusch vernahm. Er öffnete die Augen und erblickte einen Greis mit langem, grauem Barte und sanften Augen.

„Du willst Lailie hinrichten lassen?“ fragte der Greis.

„Ja,“ antwortete der König, „ich bin mir nur noch nicht klar darüber, welche Todesart ich wählen soll.“

„Aber dieser Lailie — bist du doch selbst!“ sprach der Greis.

„Das ist nicht wahr,“ sprach der König. „Ich bin ich, und Lailie — ist Lailie.“

„Du und Lailie — ihr seid beide eins,“ sprach der Greis. „Es scheint dir nur so, daß du nicht Lailie bist, und daß Lailie nicht du ist.“

„Wie kannst du sagen, daß es mir nur so scheint?“ sprach der König. „Ich liege hier auf

diesem weichen Lager, umgeben von gehorsamen Sklaven und Sklavinnen, und morgen werde ich, ganz wie heute, mit meinen Freunden schmausen — Lailie aber sitzt wie ein Vogel im Käfig, und morgen wird er mit heraushängender Zunge am Pfahl stecken und sich krümmen, bis er verreckt, seinen Leichnam aber werden die Hunde in Stücke reißen.“

„Du vermagst sein Leben nicht zu vernichten,“ sprach der Greis.

„Und die vierzehntausend Krieger, die ich erschlagen, und aus deren Leichen ich einen Hügel aufgerichtet habe?“ sprach der König. „Ich lebe, sie aber sind nicht mehr, also vermag ich doch Leben zu vernichten!“

„Woraus schließt du, daß sie nicht mehr sind?“

„Daraus, daß ich sie nicht sehe. Vor allem jedoch haben sie Qualen empfunden und ich nicht, ihnen war übel, mir aber wohl zumute.“

„Auch dies scheint dir nur so. Du hast nur dich selbst gequält und nicht sie.“

„Ich verstehe deine Worte nicht,“ sprach der König.

„Willst du sie verstehen?“

„Ich will es.“

„Dann tritt da heran,“ sprach der Greis und wies den König nach einem mit Wasser gefüllten Becken.

Der König erhob sich vom Lager und trat an das Becken heran.

„Lege deine Kleider ab und tritt in das Becken hinein!“

Assarhaddon tat, was ihm der Greis befahl.

„Sobald ich jetzt anfangе, dich mit diesem Wasser zu begießen,“ sprach der Greis, während er mit einer Kanne Wasser schöpfte, „mußt du mit dem Kopfe untertauchen.“

Der Greis neigte die Kanne über den Kopf des Königs, und der König tauchte unter.

Und kaum war König Assarhaddon untergetaucht, da fühlte er, daß er nicht mehr Assarhaddon war, sondern ein anderer Mensch. Und wie er sich so plötzlich als dieser andere fühlt, sieht er sich auf einem prächtigen Ruhebett neben einem schönen Weibe liegen. Er hat dieses Weib noch niemals gesehen, aber er weiß, daß es seine Gemahlin ist.

Das Weib erhebt sich und spricht zu ihm:

„Lailie, mein teurer Ehegemahl, du bist erschöpft gewesen von den Mühеn des gestrigen Tages und hast darum länger geschlafen als sonst, doch ich habe gewacht über deinem Schlummer und dich nicht geweckt. Jetzt aber erwarten dich die Fürsten in dem großen Saale — kleide dich an und geh hinein zu ihnen!“

Und Assarhaddon, der aus diesen Worten erkennt, daß er Lailie ist, verwundert sich hierüber nicht nur nicht, sondern wundert sich vielmehr darüber, daß er davon bisher nichts gewußt hat. Und er erhebt sich, kleidet sich an und geht in den großen Saal, in dem die Fürsten ihn erwarten.

Die Fürsten verneigen sich zum Gruße vor

ihrem König Lailie bis zur Erde, dann richten sie sich auf und setzen sich nach seinem Geheiß vor ihm nieder. Der älteste der Fürsten beginnt nun davon zu reden, daß man all die Beleidigungen des bösen Königs Assarhaddon nicht länger dulden, sondern ihm mit bewaffneter Faust entgegentreten solle. Aber Lailie pflichtet dieser Ansicht nicht bei, er befiehlt vielmehr, Gesandte zu Assarhaddon zu schicken, die ihm ins Gewissen reden sollen, und entläßt die Fürsten. Er ernennt selbst eine Anzahl angesehenen Männer zu Gesandten und prägt ihnen ganz genau ein, was sie dem König Assarhaddon ausrichten sollen. Hierauf begibt sich Assarhaddon, der sich als Lailie fühlt, ins Gebirge, um auf Wildesel zu jagen. Das Jagdglück ist ihm hold: mit eigener Hand erlegt er zwei Esel, kehrt heim zum fröhlichen Schmause mit seinen Getreuen und schaut dem Tanze der Sklavinnen zu. Am nächsten Tage begibt er sich nach seiner Gewohnheit in den Hof des Palastes, wo Bittsteller, Kläger und Angeklagte, ihn erwarten, und entscheidet die ihm vorgetragenen Fälle. Dann geht er wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, nach — und hat an diesem Tage das Glück, eine alte Löwin zu töten und ihre beiden Löwenjungen lebendig zu fangen. Nach der Jagd schmaust er wiederum mit seinen Getreuen, ergötzt sich an Musik und Tanz und bringt die Nacht mit seiner geliebten Gemahlin zu.

So lebt er Tage und Wochen lang und harret der Heimkehr der Gesandten, die er zu jenem König Assarhaddon, der er selbst früher gewesen, abgeschickt hat. Erst nach einem Monat kehren die

Gesandten heim, und zwar — mit abgeschnittenen Nasen und Ohren.

König Assarhaddon läßt Lailie melden, daß es ihm ergehen werde wie seinen Gesandten, wenn er nicht unverzüglich den ihm auferlegten Tribut an Silber, Gold und Zypressenholz entrichtet und nicht selbst erscheint, um Assarhaddon seine Ehrerbietung zu bezeigen.

Lailie, der einst Assarhaddon gewesen, versammelt abermals die Fürsten um sich und berät mit ihnen, was zu tun sei. Alle sind einstimmig der Ansicht, daß man nicht erst Assarhaddons Angriff erwarten, sondern ihn sofort mit Krieg überziehen solle. Der König pflichtet ihnen diesmal bei und bricht an der Spitze seines Heeres gegen Assarhaddon auf. Sieben Tage dauert der Marsch, und an jedem Tage mustert der König die Truppen und feuert seine Krieger zur Tapferkeit an. Am achten Tage stößt sein Heer in einer weiten Ebene am Ufer des Stromes auf das Heer Assarhaddons. Tapfer schlagen sich Lailies Krieger, aber Lailie, der früher Assarhaddon war, sieht, wie die Scharen der Feinde gleich Ameisen vom Gebirge herab-eilen, wie sie die Ebene überfluten und die Oberhand über seine Truppen gewinnen. Er stürzt sich auf seinem Streitwagen mitten ins Getümmel der Schlacht und läßt sein Schwert auf die Feinde niedersausen. Aber die Krieger Lailies zählen nur nach Hunderten, die Krieger Assarhaddons dagegen nach Tausenden, und Lailie fühlt, daß er selbst verwundet ist und die Feinde ihn gefangen fortführen.

Neun Tage lang marschiert er gefesselt mit

den übrigen Gefangenen zwischen den Kriegern Assarhaddons daher. Am zehnten Tage wird er nach Ninive gebracht und in einen Käfig gesperrt. Schwer leidet Lailie, nicht so vom Hunger und von seinen Wunden, als von der Schmach, die ihm zugefügt ist, und von seinem ohnmächtigen Zorne. Er sieht keine Möglichkeit, dem Feinde all das Böse zu vergelten, das er erduldet. Das einzige, was er vermag, ist, daß er seinen Widersachern nicht die Genugtuung bereitet, seine Leiden zu sehen, und er ist fest entschlossen, standhaft und ohne Klagen alles zu ertragen, was über ihn hereinbricht. Zwanzig Tage lang sitzt er in dem Käfig und wartet auf seine Hinrichtung. Er sieht, wie man seine Verwandten und Freunde auf den Richtplatz führt, er hört das Wehgeschrei der gemarterten Opfer, denen die Arme und Beine abgehackt oder die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen wird, und er legt keine Unruhe, kein Mitleid, keine Furcht an den Tag. Er sieht, wie die Eunuchen sein geliebtes Weib gefesselt vorüberführen. Er weiß, daß sie zu Assarhaddon geführt wird, der sie zu seiner Sklavin ausersehen hat. Auch das erträgt er, ohne zu klagen. Doch siehe, nun öffnen zwei Henkersknechte seinen Käfig, und nachdem sie ihm die Handfesseln auf dem Rücken fester angezogen haben, führen sie ihn nach der von Blut überströmten Richtstätte. Lailie erblickt den spitzen, von Blut triefenden Pfahl, von dem man soeben den leblosen Körper seines vertrautesten Freundes gezerrt hat, und er errät, daß der Pfahl für ihn selbst freigemacht worden ist. Man zieht

ihm die Kleider aus. Lailie entsetzt sich beim Anblick seines abgezehrten Körpers, der früher so kräftig und wohlgebildet gewesen. Zwei Henkersknechte fassen diesen Körper um die mageren Hüften, heben ihn empor und wollen ihn auf den Pfahl niedersetzen.

„Jetzt naht der Tod, die Vernichtung,“ denkt Lailie, und indem er seinen Entschluß, mannhaft bis ans Ende seine Ruhe zu bewahren, vergißt, fleht er laut aufschluchzend um Gnade. Doch niemand hört auf ihn.

„Aber das kann ja nicht sein,“ denkt er, „sicherlich schlafe ich, und es ist alles nur ein Traum.“ Und er macht Anstrengungen, zu erwachen. „Ich bin doch nicht Lailie — ich bin Assarhaddon,“ sagte er sich.

„Du bist Lailie — und bist auch Assarhaddon,“ hört er eine Stimme sagen, und er fühlt, daß die Todesmarter beginnt. Er stößt einen Schrei aus — und in demselben Augenblicke taucht er mit dem Kopfe aus dem Becken empor. Der Greis steht über ihn gebeugt da und gießt eben den letzten Rest Wasser aus dem Krüge über sein Haupt aus.

„O, welche Qualen habe ich erlitten — und wie lange währten sie!“ ruft Assarhaddon aus.

„Lange?“ spricht der Greis. „Du bist gerade nur mit dem Kopfe untergetaucht; sieh her: noch ist nicht alles Wasser aus der Kanne geflossen! Hast du jetzt verstanden?“

Assarhaddon antwortet nicht, sondern starrt nur voll Schrecken auf den Greis.

„Hast du verstanden,“ fährt der Alte fort, „daß

Lailie niemand anders ist als du selbst, und daß auch die Krieger, die du dem Tode überlieferst hast, niemand sonst sind als du? Und nicht nur die Krieger, sondern auch die Tiere, die du auf der Jagd erlegt und bei deinen Schmausereien verspeist hast, auch sie sind du selbst gewesen. Du wähnstest, daß das Leben in dir allein sei, ich aber habe den Schleier des Truges von deinen Augen genommen, und du hast gesehen, daß, wenn du andern Böses zufügst, du es nur dir selbst zufügst. Ein Leben, ein einziges, ist in allem, und nur ein Teil dieses einen, einzigen Lebens offenbart sich in dir. Und nur in diesem einen Teil des Lebens, in dir selbst, vermagst du das Leben zu vervollkommen oder zu verpfuschen, zu vermehren oder zu vermindern. Vervollkommen kannst du das Leben in dir nur dadurch, daß du die Schranken niederreißest, die dein Leben vom Leben der übrigen Wesen trennen, daß du die übrigen Wesen für dich selber nimmst, daß du sie liebst. In anderen Wesen das Leben zu vernichten, bist du nicht imstande. Das Leben der Wesen, die du getötet hast, ist nur deinen Blicken entschwunden, aber nicht vernichtet. Du gedachtest dein eignes Leben zu verlängern und das Leben der andern zu verkürzen, aber es liegt nicht in deiner Macht, dies zu tun. Für das Leben gibt es weder Zeit noch Raum. Das Leben ist ein Augenblick, und das Leben ist eine Reihe von Jahrtausenden, und dein Leben, wie das Leben aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen der Welt, ist das gleiche. Es ist unmöglich, das Leben zu vernichten, oder es abzuändern, da es eben nur ein

eines und einziges ist. Alles andere ist Schein und Täuschung.“

Mit diesen Worten verschwand der Greis.

Am nächsten Morgen ließ König Assarhaddon Lailie und alle übrigen Gefangenen frei und stellte die Hinrichtungen ein.

Drei Tage später berief er seinen Sohn Assurbanihabal zu sich und übergab ihm sein Szepter, er selbst aber begab sich vorerst in die Wüste, um über das, was er vernommen hatte, nachzusinnen. Und dann zog er als Pilger von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und predigte den Menschen, daß es nur ein Leben gebe, und daß die Menschen nur sich selbst Böses zufügen, wenn sie es ändern Wesen zufügen wollen.



Drei Fragen

Drei Fragen

Es war einmal ein König, der dachte bei sich, daß, wenn er immer die Zeit wüßte, wann er jedes Geschäft vornehmen solle, wenn er ferner wüßte, mit welchen Menschen er sich abgeben oder nicht abgeben solle, und wenn er vor allem stets wüßte, welches von allen Geschäften das wichtigste sei — daß ihm alsdann nichts fehlschlagen könne. Und nachdem er also bei sich gedacht hatte, ließ er in seinem Reiche bekannt machen, daß er denjenigen reich belohnen wolle, der ihn lehren würde, wie man für jedes Geschäft den richtigen Zeitpunkt finden könne, wie man ferner wissen könne, welche Leute einem am nötigsten seien, und wie man endlich darin nicht irren könne, welches von allen Geschäften das wichtigste sei. Und es kamen gelehrte Leute zum König und gaben auf seine Fragen bald diese, bald jene Antwort.

Die erste Frage beantworteten die eine dahin, daß man, um für jedes Geschäft den richtigen Zeitpunkt zu finden, zuvor eine Einteilung der Tage, Monate und Jahre vornehmen und sich streng an diese Einteilung halten müsse. Nur dann, meinten sie, würde jedes Geschäft zur rechten Zeit seine Erledigung finden. Eine zweite Gruppe sagte, daß man nicht im voraus darüber entscheiden könne, welches Geschäft man zu dieser oder jener Zeit

vornehmen werde, und daß man sich nicht mit leerem Zeitvertreib aufhalten, sondern stets auf den Gang der Dinge achten und im gegebenen Augenblick, was erforderlich sei, tun solle. Eine dritte Gruppe sagte, daß, wie aufmerksam auch der König auf den Gang der Dinge achten möge, ein einzelner Mensch doch unmöglich in jedem Falle richtig entscheiden könne, was zu dieser oder jener Zeit geschehen solle, sondern daß er hierzu einen Rat von weisen Männern haben und nach deren Erwägung entscheiden müsse, was zu jeder Zeit getan werden solle. Eine vierte Gruppe endlich sagte, daß es Geschäfte gebe, bei denen keine Zeit sei, die Ratgeber zu fragen, bei denen vielmehr sofort entschieden werden müsse, ob der richtige Augenblick da sei, sie zu beginnen oder nicht. Um dies aber zu entscheiden, müsse man im Voraus wissen, was geschehen werde. Das könnten nur die Zauberer wissen, und darum müsse man, um den richtigen Zeitpunkt für jedes Geschäft zu finden, die Zauberer darüber befragen.

Ebenso verschieden waren die Antworten auf die zweite Frage. Die einen sagten, daß dem Könige diejenigen am nötigsten seien, die ihn bei den Regierungsgeschäften unterstützten; die andern sagten, daß die Priester ihm am nötigsten seien; die dritte Gruppe sagte, die Ärzte seien ihm am nötigsten, und die vierte sagte, daß die Krieger ihm nötiger als alle andern Menschen seien.

Auf die dritte Frage, welches wohl das wichtigste Ding sei, antworteten die einen, das Wichtigste in der Welt seien die Wissenschaften; die

andern sagten, die wichtigste Sache sei die Kriegskunst; noch andere sagten, wichtiger als alles andere sei die Gottesverehrung.

Alle Antworten waren voneinander verschieden, darum stimmte der König keiner von ihnen bei und gab niemandem die versprochene Belohnung. Um aber doch irgendeine befriedigende Antwort auf seine Fragen zu erhalten, beschloß er, sie einem Einsiedler vorzulegen, der wegen seiner Weisheit weit und breit berühmt war.

Der Einsiedler lebte in einem Walde, den er nie verließ, und pflegte nur schlichte Leute bei sich zu sehen. Darum legte der König einfache Kleider an, und als er in die Nähe der Einsiedlerklause kam, ließ er seine Leibwache in einiger Entfernung halten, stieg vom Pferde und schritt allein auf die Klause zu.

Als der König hier anlangte, grub der Einsiedler gerade die Beete vor seinem Häuschen um. Sobald er den König erblickte, begrüßte er ihn und machte sich gleich wieder an seine Arbeit. Der Einsiedler war schwächling und schwach, und so oft er den Spaten in die Erde stieß, und die Erdklumpen aufwarf, ächzte er schwer.

Der König trat auf ihn zu und sprach:

„Ich bin zu dir gekommen, weiser Einsiedler, um von dir die Beantwortung dreier Fragen zu erbitten: welche Zeit für jedes Geschäft zu wählen sei, daß es einen hinterher nicht gereue; welche Menschen einem die nötigsten seien, und mit welchen man sich füglich mehr, mit welchen weniger abgeben solle; welche Geschäfte endlich die wich-

tigsten seien, und mit welchen man sich darum vor allen andern befassen solle.“

Der Einsiedler hörte den König an, antwortete jedoch nicht, sondern spuckte in seine Hand und fuhr fort, den Boden umzugraben.

„Du bist müde geworden,“ meinte der König — „gib mir deinen Spaten, ich will für dich weitergraben.“

„Ich danke dir,“ sprach der Einsiedler, gab dem Könige den Spaten und setzte sich auf die Erde.

Als der König zwei Beete umgegraben hatte, hielt er ein und wiederholte seine Fragen. Der Einsiedler antwortete nicht, sondern stand auf und streckte die Hand nach dem Spaten aus.

„Jetzt ruhe du aus, laß mich weitergraben,“ sprach er.

Aber der König gab ihm den Spaten nicht, sondern fuhr fort zu graben. Eine Stunde verging und noch eine zweite; die Sonne verschwand bereits hinter den Bäumen, und der König stieß den Spaten in den Boden und sprach:

„Ich bin zu dir gekommen, weiser Mann, um Antwort auf meine Fragen zu heischen. Wenn du nicht antworten kannst, dann sag' es, und ich gehe wieder heim.“

„Sieh, da kommt jemand gelaufen,“ sprach der Einsiedler — „laß uns sehen, wer es ist.“

Der König wandte sich um und sah, daß vom Walde her ein bärtiger Mann hastig auf die Klause zulief. Er hielt sich mit den Händen den Leib,

und unter seinen Händen rann das Blut hervor. Als der bärtige Mann den König erreicht hatte, brach er zusammen; seine Augen schlossen sich, und er lag unbeweglich und stöhnte nur leise. Mit Hilfe des Einsiedlers öffnete der König die Kleider des Menschen. In seinem Unterleib war eine tiefe Wunde. Der König wusch sie, so gut er konnte, und verband sie mit seinem Taschentuche und dem Handtuch des Einsiedlers. Aber das Blut hörte nicht auf zu rinnen, und der König mußte mehrmals den von dem warmen Blute durchfeuchteten Verband abnehmen und die Wunde von neuem waschen und verbinden. Als das Blut gestillt war, erwachte der Verwundete und verlangte zu trinken. Der König holte frisches Wasser und gab ihm zu trinken. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und es war kühl geworden. Der König trug den Verwundeten mit Hilfe des Einsiedlers in die Klause und legte ihn auf das Bett. Als der Verwundete auf dem Bette lag, schloß er die Augen und ward still. Der König aber war von der Arbeit und dem Hinundherlaufen so müde geworden, daß er sich an der Schwelle der Klause ausstreckte und gleichfalls einschlief. Er schlief so fest, daß er die ganze Nacht hindurch nicht ein einziges Mal erwachte und des Morgens, als er die Augen öffnete, lange nicht begreifen konnte, wo er sich befand, und wer dieser seltsame bärtige Mensch war, der da auf dem Bette lag und ihn mit seinen glänzenden Augen so durchdringend anschaute.

„Verzeih mir!“ sprach der Bärtige mit schwacher

Stimme, als er bemerkte, daß der König erwacht war und ihn ansah.

„Ich kenne dich nicht und habe dir nichts zu verzeihen,“ sprach der König.

„Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich. Ich bin dein Feind und habe geschworen, mich an dir zu rächen, weil du meinen Bruder hingerichtet und mich meines Vermögens beraubt hast. Ich wußte, daß du allein zu dem Einsiedler gehen wolltest, und ich hatte beschlossen, dich auf dem Rückwege zu töten. Aber der Tag ging zur Neige, und du kamst nicht. Da verließ ich den Hinterhalt, um zu erkunden, wo du wärst, und ich fiel deinen Leibwächtern in die Hände. Sie erkannten und verwundeten mich. Ich entkam ihnen, aber der Blutverlust hätte mich getötet, wenn du meine Wunden nicht verbunden hättest. Ich wollte dich töten — und du hast mir das Leben gerettet. Wenn ich jetzt am Leben bleibe und du mich nicht von dir stößest, will ich dir dienen als dein treuester Sklave und dasselbe auch meinen Söhnen gebieten. Verzeih mir!“

Der König war hochofret darüber, daß er sich auf so leichte Art mit seinem Todfeinde versöhnen konnte, und verzieh diesem nicht nur, sondern versprach auch, ihm sein Vermögen zurückzugeben. Auch seine Diener und seinen Leibarzt wollte er ihm schicken.

Der König nahm von dem Verwundeten Abschied und trat aus der Klause ins Freie. Seine Augen suchten den Einsiedler. Bevor er von ihm schied, wollte er ihn noch ein letztes Mal bitten,

seine Fragen zu beantworten. Der Einsiedler war in seinem Garten — er kroch eben auf den Knien an den gestern gegrabenen Beeten entlang und legte Samenkörner in die Erde.

Der König trat auf ihn zu und sprach:

„Zum letzten Male, weiser Mann, bitte ich dich, mir auf meine Fragen Antwort zu geben.“

„Aber du hast doch die Antwort schon erhalten,“ sprach der Einsiedler, während er auf seinen mageren Schenkeln hockte und dem vor ihm stehenden Könige von unten her einen Blick zuwarf.

„Was sagst du? Ich hätte die Antwort schon erhalten?“ sprach der König.

„Ganz gewiß,“ sprach der Einsiedler. „Hättest du gestern nicht Mitleid mit mir gehabt und statt meiner die Beete umgegraben, sondern dich allein zu deiner Leibwache zurückbegeben, dann hätte dieser Mensch dich überfallen, und du hättest bereut, nicht bei mir geblieben zu sein. Also war's doch die richtige Zeit zum Beetegraben, und ich war der Mensch, der dir im Augenblick am nötigsten war, und das wichtigste Geschäft war, mir Gutes zu tun. Und dann, als jener da zu uns gelaufen kam, war es gerade die richtige Zeit, ihn zu verbinden und zu warten, da er ja sonst, wenn du seine Wunde nicht verbunden hättest, gestorben wäre, ohne sich mit dir ausgesöhnt zu haben. Also war er auch für dich der wichtigste Mensch, und das, was du für ihn getan hast, war für dich das wichtigste Geschäft. Merke dir also, daß der richtige Zeitpunkt stets nur der eine ist: der Augenblick; und zwar ist er darum der richtigste und

wichtigste, weil wir nur in diesem einen Zeitpunkt Herren unser selbst sind; der wichtigste Mensch ist für dich der, mit dem du im Augenblick zu tun hast, da niemand wissen kann, ob er es überhaupt noch mit einem zweiten Menschen zu tun haben wird; und das wichtigste Geschäft ist — dem, mit dem man im Augenblick zu tun hat, Gutes zu tun, denn einzig darum ward der Mensch ins Leben gesandt.“



Inhalt

Erster Band:

Seite

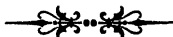
Vorwort	III
Die Kosaken, Erzählung aus dem Kaukasus	1
Familienglück, Roman	293

Zweiter Band:

Auferstehung, Roman. Erster Teil	5
--	---

Dritter Band:

Auferstehung, Roman. Zweiter Teil	5
Im Schneesturm	363
König Assarhaddon	417
Drei Fragen	429



Im Verlage von **Paul Oestergaard, G. m. b. H.**
in Berlin W. 57 erschien:

Max Kretzer

Ausgewählte Werke.

Vorwort von Thom. Schäfer.

**Preis, Umfang und Ausstattung dieselbe wie in
vorliegender Tolstoj-Ausgabe.**

Max Kretzer ist der Romancier der werdenden Millionenstadt Berlin. Durch mehr als drei Jahrzehnte hat er die Entwicklung der Spreestadt zur Weltmetropole als ebenso scharfer wie feinsinniger Beobachter verfolgt und die bunte Mannigfaltigkeit alter und neuer Typen, alter und neuer Zustände in einer Reihe trefflicher Dichtungen festzuhalten gewußt. Max Kretzer ist ein vorzüglicher Erzähler, der zu spannen und zu unterhalten weiß, dabei aber durch die literarischen Qualitäten seiner Werke, die treffende Realistik seiner Schilderung, die Plastik seiner Gestalten und die Schärfe der seelischen Analyse stets auf der Höhe bleibt, wie die in unserer Auswahl vereinigten Romane und Novellen zur Genüge beweisen. Ein Vorzug aber, der Max Kretzer ganz besonders eignet, ist das warme, aus mitfühlendem Herzen kommende Empfinden, das im Verein mit einem tiefen Verständnis für die Nöte des Volkes und einem gesunden köstlichen Humor ihn zu einem Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes stempelt.

Verlangen Sie bitte Verlagskatalog gratis und franko.

Im Verlage von Paul Oestergaard, G. m. b. H.
in Berlin W. 57 erschien:

Henrik Ibsen

Dramatische Werke.

Original-Bühnen-Übersetzung von Wilhelm Lange.
Eingeleitet von Thom. Schäfer.

Preis, Umfang und Ausstattung dieselbe wie in
vorliegender Tolstoj - Ausgabe.

Henrik Ibsen, der große Dramatiker des germanischen Nordens, ist recht eigentlich doch erst in Deutschland seiner ganzen Bedeutung nach erkannt und gewürdigt worden. Tapfer kämpfte mit ihm sein Übersetzer, der als Sprachgenie bekannte Westfale Wilhelm Lange, schon seit den siebziger Jahren, um die deutschen Theater für die dramatische Muse Ibsens zu erobern. Schritt für Schritt, nicht ohne Überwindung zähen Widerstandes, wurde der Sieg von den beiden gewonnen, denn Ibsens Dichtungen erschienen anfangs auch dem deutschen Publikum und der deutschen Kritik so neu, so eigenartig und kühn, daß es ihnen gegenüber nur langsam einen bestimmten Standpunkt gewinnen konnte. Bald aber erkannte man, daß man es in Ibsen mit einem der stärksten und glänzendsten Geister zu tun hatte, daß in den Werken dieses Dichters sich die ganze moderne Kultur mit ihren mannigfachen Problemen spiegelte und die Gestalten darin Fleisch von unserm Fleische, lebendige Kinder unserer geistig tiefbewegten Zeit waren, aus deren Munde uns die Lösung all der uns selbst bewegenden Fragen und Zweifel entgegenklang. So wurde Henrik Ibsen gerade uns Deutschen ein Wahrheitskfinder, ein Führer und Deuter. Völlig beherrscht er bei uns die ernste Bühne, kaum ein deutsches Theater wäre zu nennen, das nicht Ibsens Dramen in der markigen Wiedergabe Wilhelm Langes sich erobert hätten. „Es muß endlich einmal gesagt werden,“ so äußert sich der bekannte Dramaturg Felix Holländer, „daß von allen Ibsen-Übersetzungen diejenige Wilhelm Langes bei weitem die beste ist — er ist der einzige, der in den Geist der Sprache eingedrungen ist.“

So ist der Nordländer Ibsen, in dessen Adern ja auch deutsches Blut geflossen, in vollem Sinne des Wortes der Unsrige geworden. Ein dankenswertes Unternehmen Wilhelm Langes war es, seine Übertragungen Ibsens gesammelt herauszugeben. Ein einheitlicher Geist durchweht diese Ibsen-Ausgabe Wilhelm Langes, der sich hier als der berufene Dolmetscher des großen Skandinaviens erweist. Wilhelm Langes Übersetzung liegt denn auch unserer neuen dreibändigen Ausgabe zugrunde, die sich in ihrer vorzüglichen Ausstattung dem Besten anreihet, was der deutsche Büchermarkt zu bieten hat.

Verlangen Sie bitte Verlagskatalog gratis und franko.

Im Verlage von **Paul Oestergaard, G. m. b. H.**
in **Berlin W. 57** erschien:

Als Gegenstück zu unserer Ausgabe von **Henrik Ibsen**
Dramatische Werke, erschien in derselben Ausstattung:

Björnstjerne Björnson

Ausgewählte Werke

Herausgegeben von **THOMAS SCHÄFER**

Neben **Henrik Ibsen**, dem großen nordischen Wahrheitskürder, ragt ein anderer Geistesriese hoch aus der Welt des modern-skandinavischen Schrifttums empor: **Björnstjerne Björnson**, der „große Sämam Norwegens“, wie **Georg Brandes** ihn treffend genannt hat. Breiter und mannigfaltiger in seinem Schaffen als **Ibsen**, stimmt **Björnson** in der Grundrichtung seines auf geistige Befreiung des Menschens abzielenden Wirkens mit dem großen Dramatiker überein, und beide miteinander stehen vor uns als ein Dioskurenpaar von kühnen, streitbaren Wegkürndern, die den suchenden Geistern, welchen Landes und Volkes sie auch seien, das Licht und die Freude am Lichte bringen.

Unsere Ausgabe enthält in mustergültiger Übersetzung die hervorragendsten Werke des großen Norwegers und gibt daher ein übersichtliches Bild über das Schaffen eines der größten Dichter der Neuzeit, der uns so viel Schönes geschenkt hat.

Wo Ibsen ist, da darf auch Björnson nicht fehlen!

Verlangen Sie bitte Verlagskatalog gratis und franko.

